LEIPZIG, GIESECKE & DEVR[illegible] INST

NY PUBLIC LIBRARY THE BRANCH LIBRARIES
3 3333 08106 5092

= R 398
Müller
Rübezahl
REFERENCE
M741192

THE
NEW YORK PUBLIC LIBRARY
* * *
PRESENTED BY
Mrs. Harold White

LEIPZIG, GIESECKE & DEVRIENT, TYP. INST

Rübezahl

Rübezahl

der Herr des Riesengebirges.

Für die Jugend erzählt

von

K. A. Müller.

MÜLLER

Mit 30 Holzschnitten und 4 Buntbildern nach Zeichnungen

von

Woldemar Friedrich.

Leipzig,

Verlag von Ambr. Abel.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Der Herr des Riesengebirges (nach Musäus)	3
Rübezahl als Knecht (nach Musäus)	5
Wie Rübezahl zu seinem Namen kam (nach Musäus)	8
Rübezahl und der Schneidergeselle (nach Musäus)	28
Der Schäfer (nach Musäus)	46
Der Arzt (nach Musäus)	51
Der reiche Kaufmann	57
Rübezahl als Wurzelmann	67
Der Roßhändler	77
Rübezahl als Hochzeitsgast	83
Die Springwurzel	87
Rübezahl als Rittmeister	95
Die drei Studenten	100
Der Goldmacher	110
Der Flötenspieler	116
Der Jagdhund	122
Der kleine Peter	126
Der böse Vogt	138
Rübezahls Testament	146
Rübezahl als Prediger	153
Burg Fischbach	161
Rübezahl und die Mönche	170
Schön Suschen	173
Meister Zwirbel	186
Rübezahls Bergwiese	194

Seite
Der Fuhrmann 200
Der Apothekergehilfe 203
Rübezahls Pflaumen 209
Die Dragoner 215
Der geizige Bäcker 218
Bauer Veit (nach Musäus) 224
Mutter Ilse (nach Musäus) 236
Die Gräfin (nach Musäus) 252

RUEBEZAHL.

Der Herr des Riesengebirges.

Zwischen Schlesien und dem Böhmerland zieht sich das mächtige Riesengebirge hin, in dessen Innerem der berüchtigte Berggeist Rübezahl hauset. Dieser Fürst der Erdgeister besitzt auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von einigen Meilen im Umfange, mit einer Kette von Bergen umschlossen; erst einige Klaftern unter der urbaren Erdrinde beginnt seine eigentliche Herrschaft und erstreckt sich auf achthundertsechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Gebieter, seine ausgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Metalle zu beschauen, die Knappschaft der Erdgeister zu mustern und in Arbeit zu setzen, theils um die Gewalt der Feuerströme durch feste Dämme aufzuhalten, theils um unedles Erz in edles umzuwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller Regierungssorgen, erhebt sich auf die Oberfläche seines Gebietes, hat sein Wesen auf dem Riesen-

gebirge und treibt in frohem Uebermuth Spiel und Spott mit den Menschenkindern; denn Freund Rübezahl, müßt ihr wissen, ist wunderbar geartet, launisch, ungestüm, schadenfroh, wankelmüthig; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindsam; oft weich und hart in zwei Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt, kurz voller Widersprüche, wie ihn die augenblickliche Stimmung beherrscht.

Rübezahl als Knecht.

Vor langen, langen Zeiten schon tobte Rübezahl im wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen auf einander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her und stürzte es von den steilen Felsenklippen hinab ins tiefe Thal; dieser Jagden müde, zog er wieder durch die Gebiete der Unterwelt und weilte da Jahrhunderte, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich der strahlenden Sonne und des Anblicks der äußeren Schöpfung zu erfreuen. Wie wunderte er sich, als er einst bei seiner Rückkehr auf die Oberwelt, von dem Gipfel des Riesengebirges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern, undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Ernten reiften; zwischen blühenden Obstbäumen ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Essen friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stand ein einsamer Wartthurm auf dem Abhang eines Berges, zu Schutz und Schirm des Landes; auf den blumenreichen Wiesen weideten Schaf- und Rinder-Herden, und aus dem grünen Wald tönten die sanften Klänge einer Hirtenflöte.

Dieser überraschende Anblick ergötzte den verwunderten Herrn des Riesengebirges so sehr, daß er über die eigenmächtigen Ansiedler, die ohne seine Genehmigung hier wirthschafteten, nicht unwillig ward, auch nicht in ihrem Thun sie zu stören begehrte, sondern sie so ruhig im Besitze ihres angemaßten Eigenthums ließ, wie ein gutmüthiger Hausvater der geselligen Schwalbe oder selbst dem überlästigen Spatz unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet; es wurde sogar der Wunsch in ihm rege, mit den Menschen Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und Umgang mit ihnen zu pflegen.

Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an und gab sich bei dem ersten besten Landwirth in Arbeit; alles was er unternahm gedieh wohl in seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, war für den besten Arbeiter im Dorfe bekannt; aber sein Brodherr war ein Verschwender, der den Erwerb des treuen Knechtes vergeudete und ihm für seine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; daher schied er von ihm und kam als Schäfer zu dessen Nachbar; sorglich überwachte er die ihm anvertraute Herde, trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde, kräftige Kräuter wuchsen.

Die Herde gedieh gleichfalls unter seiner Hand, kein Schaf stürzte vom Felsen herab, und keins zerriß der Wolf. Aber sein Brodherr war ein karger Filz, der seinen treuen Knecht nicht lohnte, wie er sollte; denn er stahl den besten Widder aus der Herde und kürzte dafür den Hirtenlohn. Darum entlief er dem Geizhals und diente dem Richter des Dorfes, ward die Furcht der Diebe und Gauner und überwachte mit strengem Eifer das Gesetz; doch der Richter war ein ungerechter Mann, umging das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rübezahl nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, kündigte er den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem

er jedoch auf dem gewöhnlichen Weg der Geister, durchs Schlüsselloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, die Menschen kennen zu lernen, konnte ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf seine Felsenzinne im Riesengebirge zurück, überschaute von da die lachenden Gefilde und wunderte sich, daß Mutter Natur diese ungerechten, undankbaren Geschöpfe mit ihren reichen Gaben überschüttete.

Trotz dieser trüben Erfahrungen wagte Rübezahl noch einen Versuch, seine Menschenkenntniß zu erweitern und stieg wieder herab in das Thal, um Verkehr und Umgang mit Menschen zu suchen.

Wie Rübezahl zu seinem Namen kam.

Einst lauschte Rübezahl hinter Busch und Hecken verborgen, da erblickte er plötzlich die Gestalt eines lieblichen Mädchens; rings um sie hatten sich ihre Gespielinnen ins Gras gelagert, an einem Wasserfall, der seine Silberfluth in ein kunstloses Becken goß, und scherzten mit ihrer Gebieterin in unschuldsvoller Fröhlichkeit. Dieser Anblick wirkte so wundersam auf den lauschenden Berggeist, daß er sich das Loos der Sterblichkeit wünschte, um mit den Menschenkindern empfinden und genießen zu können. Er wollte sich des heiteren Bildes in nächster Nähe erfreuen, verwandelte sich deshalb in einen schwarzen Kolkraben und schwang sich auf einen hohen Eschenbaum, der das Wasserbecken überschattete; doch diese Verwandelung war keine glückliche zu nennen; er sah alles mit Rabenaugen und empfand als Rabe; ein Nest Waldmäuse hatte jetzt für ihn mehr Anziehendes als das holde Mädchen.

Kaum hatte Rübezahl diese Beobachtung gemacht, als er auch sofort diesen Fehler verbesserte; der Rabe flog ins Gebüsch und gestaltete sich in einen blühenden Jüngling um. Das war der rechte Weg, die Menschen zu verstehen; es erwachten Gefühle in seiner Brust, von denen er als Berggeist nie etwas geahnt hatte, alle seine Gedanken nah-

men eine andere Richtung; Menschenliebe, Freud' und Leid, Lust und Schmerz zogen in seine Seele.

Die schöne Emma, Rübezahls Augenweide, war die Tochter des schlesischen Königs, der damals in der Gegend des Riesengebirges herrschte; sie pflegte oft mit den Jung-

frauen ihres Hofes in den Hainen und Gebüschen des Gebirgs zu lustwandeln, Blumen und duftende Kräuter zu sammeln, oder für die Tafel ihres Vaters ein Körbchen Waldkirschen oder Erdbeeren zu pflücken, oder wenn der Tag heiß war, sich bei der Felsenquelle am Wasserfalle zu erfrischen oder darin zu baden. Von dem Augenblick an, wo Rübezahl ihre holde Erscheinung gesehen, bannte ihn ein freundlicher Zauber an diesen Platz, den er nicht mehr verließ, um täglich der Wiederkehr des anmuthigen Mädchens zu harren. Emma zögerte lange; endlich in der Mittagsstunde eines schwülen Sommertages besuchte sie wieder einmal mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Wasserfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da sie den Ort ganz verändert fand; die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster umkleidet, das Wasser stürzte nicht mehr in einem wilden Strom von der steilen Bergwand, sondern rauschte, durch glänzendes Gestein im Laufe gehemmt, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken herunter, aus dessen Mitte ein rascher Wasserstrahl emporschoß, welcher, beim Niederfallen in einen glitzernden Perlenregen verwandelt, von den lauen Lüften bald auf diese, bald auf jene Seite geworfen wurde und dann in den Wasserbehälter zurück plätscherte. Nelken, Hyazinthen, Vergißmeinnicht und Veilchen blühten an dessen Rande, Rosenhecken, mit Jasmin durchflochten, bildeten die duftigste, farbenreichste Einfassung. Rechts und links der Wasserkunst öffnete sich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe in buntsteiniger Bekleidung von farbigen Erzstufen, Bergkrystall und Frauenglas prangten, alles funkelnd und flimmernd, daß das Auge davon geblendet wurde. In laubenartigen Vertiefungen waren die seltensten Erfrischungen aufgetischt, deren Anblick zum Genuß einlud. Die Prinzessin stand lange in stummer Verwunderung da, wußte nicht, ob

LEIPZIG, GIESECKE & DEVRIENT, TYP. INST.

sie ihren Augen trauen, diesen bezauberten Ort betreten oder fliehen sollte; aber sie war neugierig und konnte der Begierde nicht widerstehen, alles zu beschauen und von den herrlichen Früchten zu kosten, die für sie aufgetragen zu sein schienen. Nachdem sie mit ihrem Gefolge sich genug belustiget und alles genau betrachtet hatte, gelüstete sie in dem Marmorbecken zu baden; die klare, helle Wasserfläche, in welcher sich der blaue Himmel spiegelte, war gar zu verlockend.

Kaum war die liebliche Königstochter über den glatten Rand des Beckens hinab geglitten, so sank sie in eine endlose Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem seichten Grunde hervor schien, keine Gefahr vermuthen ließ. Schneller als die herzueilenden Jungfrauen das goldige Haar der Gebieterin erfassen konnten, hatte die aufwallende Fluth sie schon verschlungen. Laute Klagen ließ die bange Schaar der erschrockenen Mädchen ertönen, Ach und Weh erschallte ringsum, als ihre Herrin vor ihren sichtlichen Augen dahin schwand; sie rangen und wanden die schneeweißen Hände und liefen ängstlich am marmornen Ufer hin und her, indeß der Springbrunnen sie recht absichtlich mit einem wahren Platzregen übergoß. Doch wagte es keine, der Entschwundenen nachzuspringen, außer Brunhild, ihrer liebsten Gespielin, die nicht säumte, in die bodenlose Fluth sich zu stürzen, um mit ihrer theuren Gebieterin das traurige Geschick zu theilen; aber sie blieb gleich dem zarten Blatt einer Wasserlilie auf der Oberfläche schweben, und trotz alles Bestrebens war sie nicht vermögend, unterzutauchen.

Hier war kein anderer Rath, als dem König die schmerzliche Begebenheit mitzutheilen. Wehklagend begegneten ihm die zagenden Jungfrauen, als er eben mit seinen Jägern in den Wald zog. Der König zerriß sein Kleid vor Betrübniß und Entsetzen, nahm die goldene Krone vom Haupte,

verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel und weinte laut über den Verlust der schönen, so liebenswürdigen Tochter.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Thränenzoll entrichtet hatte, stärkte er seinen Muth und eilte, den Wundergarten selbst zu beschauen; aber der holde Zauber war verschwunden, die rohe Natur stand wieder da in ihrer früheren Wildheit; da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehege, keine Jasminlaube.

Der gute König hatte glücklicherweise keine Ahnung von der Entführung seiner Tochter; er nahm den wunderbaren Bericht der Mädchen auf Treu und Glauben an und meinte, einer der Götter sei bei dieser unbegreiflichen Begebenheit mit im Spiel gewesen, setzte darauf die Jagd fort und suchte sich über seinen Verlust zu trösten.

Unterdessen befand sich die liebreizende Emma in Rübezahls königlicher Behausung nicht übel; er hatte sie durch eine Versenkung nur den Augen ihres Gefolges entzogen und führte sie durch einen unterirdischen Weg in einen prächtigen Palast, mit welchem die väterliche Residenz nicht zu vergleichen war. Als sich die Lebensgeister der Prinzessin wieder erholt hatten, befand sie sich auf einem gemächlichen Sopha, angethan mit einem Gewand von rosenfarbener Seide und einem glänzenden Silbergürtel, welcher so prächtig war, daß man glauben mußte, er sei einer Fee entwendet worden. Ein blühender Jüngling mit angenehmen Gesichtszügen stand vor ihr und versicherte sie seiner innigsten Liebe und Freundschaft; Rübezahl, denn dieser war es, unterrichtete sie hierauf von seinem Stand und seiner Herkunft, von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte, führte sie durch die Zimmer und Säle des Schlosses und zeigte ihr alle Pracht und Herrlichkeit desselben. Ein wundervoller Lustgarten umgab das Schloß von drei Seiten, der mit seinen Blumen-

beeten und Rasenplätzen dem Fräulein ganz besonders zu behagen schien. Alle Obstbäume trugen purpurrothe, mit Gold gesprenkelte oder zur Hälfte übergüldete Aepfel, dergleichen keine Gartenkunst heutzutage der Natur abzulocken vermag. Das Gebüsch war mit Singvögeln angefüllt, die in hundertstimmigem Chor ihre wunderbar süßen Melodieen ertönen ließen. In den traulichen Bogengängen lustwandelte das glückliche Paar und betrachtete mit Entzücken das kleine Paradies, das sie umgab. Rübezahls Blick ruhte mit Bewunderung auf seiner lieblichen Freundin und vernahm mit Freude die sanften Töne ihrer leichtfließenden Rede; noch nie hatte er sich so vollkommen glücklich gefühlt.

Nicht gleiche Wonne empfand die reizende Emma; ein gewisser Trübsinn lag auf ihrer reinen Stirn; sanfte Schwermuth, sehnsuchtsvolles Heimweh umschwebte ihre jugendliche Erscheinung, und der Berggeist fühlte nur zu bald, daß geheime Wünsche in ihrem Herzen verborgen waren, welche mit den seinigen nicht überein stimmten. Er machte gar bald diese Entdeckung und bestrebte sich durch tausend Liebesbeweise diese Wolken zu zerstreuen und die Freundin aufzuheitern; doch vergebens.

Der Mensch — dachte er bei sich selbst — ist an Geselligkeit gewöhnt, der schönen Sterblichen gebricht's an Unterhaltung. Wem soll sich das holde Mädchen mittheilen? Für wen ihr Haar und ihre Gewänder ordnen? Mit wem darüber zu Rathe gehen? Und wer freuet sich, außer mir über diesen äußeren Schmuck? —

Flugs ging er hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in ein zierlich geflochtenes Körbchen und brachte dieses der schönen Emma, die schwermüthig einsam in der schattigen Laube eine Rose entblätterte. „Lieblichste der Erdentöchter," redete sie der Berggeist an, „verbanne allen Trübsinn aus Deiner Seele und öffne Dein

Herz der geselligen Freude; Du sollst nicht mehr die Einsamtrauernde in meiner Wohnung sein; in diesem Korbe ist alles, was Du bedarfst, um diesen Aufenthalt Dir angenehm zu machen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab, berühre damit eine Rübe, und augenblicklich wird sich dieselbe in die befreundete Gestalt verwandeln, welche Du zu sehen wünschest."

Hierauf verließ er die Prinzessin, und sie zögerte keine Minute, den Zauberstab nach gegebener Vorschrift zu benutzen.

„Brunhild," rief sie, „liebe Brunhild, erscheine!" und Brunhild lag zu ihren Füßen, umfaßte die Kniee ihrer Gebieterin, benetzte ihren Schoß mit Freudenthränen und liebkoste sie zärtlich, wie sie sonst zu thun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Emma selbst nicht wußte, mit welchen Augen sie ihre Schöpfung betrachten sollte: ob sie die wahre Brunhild hergezaubert hatte, oder ob ein Blendwerk sie betrog. Sie überließ sich indessen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebste Gespielin um sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten umher, ließ sie dessen herrliche Anlagen bewundern und pflückte ihr goldgesprenkelte Aepfel von den Bäumen. Hierauf führte sie ihre Freundin durch alle Zimmer im Palast bis in die Kleiderkammer, wo es so viel zu besehen und zu bewundern gab, daß sie bis zu Sonnenuntergang darin verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenspangen wurden gemustert und angelegt; Brunhild wußte sich dabei so gut zu benehmen, zeigte so viel Geschmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daß, wenn sie ihrer Natur und ihrem Wesen nach nichts als eine Rübe war, ihr niemand den Ruhm absprechen konnte, die Krone ihres Geschlechts zu sein.

Der spähende Berggeist war entzückt über den tiefen Blick, den er in das weibliche Herz gethan, und freute sich

über die Erweiterung seiner Menschenkenntniß. Die schöne Emma dünkte ihm jetzt schöner, freundlicher und heiterer zu sein als jemals. Sie unterließ nicht, ihren ganzen Rübenvorrath mit dem Zauberstabe zu beleben, gab ihnen die Gestalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwei Rüben übrig waren, wandelte sie die eine in eine prächtige Cyperkatze, die andere in einen niedlichen Schoßhund um.

Sie richtete nun ihren Hofstaat wieder ein, theilte einer jeden der aufwartenden Dienerinnen ein gewisses Geschäft zu, und nie wurde eine Herrschaft besser bedient; die freundlichen Mädchen kamen ihren Wünschen zuvor, gehorchten auf den Wink und vollstreckten ihre Befehle ohne den mindesten Widerspruch. Einige Wochen genoß sie die Wonne des geselligen Vergnügens ungestört; Reihentänze, Sang und Saitenspiel wechselten in den goldschimmernden Sälen des Zauberpalastes vom Morgen bis zum Abend; nur merkte die Prinzessin nach Verlauf einiger Zeit, daß die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen etwas abbleichte; der Spiegel im Marmorsaal ließ sie zuerst bemerken, daß sie allein wie eine Rose aus der Knospe frisch hervor blühte, während die geliebte Brunhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; gleichwohl versicherten alle, daß sie sich wohl befänden, und der freigebige Berggeist ließ sie an seiner reich besetzten Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten sie sichtlich ab, Leben und Thätigkeit schwand von Tag zu Tag mehr dahin, und alles Jugendfeuer erlosch.

Als die schöne Emma an einem heitern Morgen, durch gesunden Schlaf gestärkt, fröhlich ins Gesellschaftszimmer trat, wie schauderte sie zurück, da ihr eine Schaar eingeschrumpfter Weiber an Stäben und Krücken entgegen zitterte, mit Keuchhusten beladen, unvermögend sich aufrecht zu erhalten; das sonst schäkernde Schoßhündchen hatte alle viere

von sich gestreckt, und der schmeichelnde Kater konnte sich vor Kraftlosigkeit kaum noch regen und bewegen. Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer, der schaudervollen Gesellschaft zu entfliehen, trat hinaus auf den epheuumrankten Altan und rief laut den Berggeist, welcher alsbald in demüthiger Stellung auf ihr Geheiß erschien.

„Boshafter Geist," redete sie ihn zornig an, „warum mißgönnst Du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Gesellschaft meiner ehemaligen Gespielinnen? Ist diese Einöde nicht genug, mich zu quälen, willst Du sie noch in ein Krankenhaus verwandeln? Augenblicklich gieb diesen Jungfrauen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder Haß und Verachtung sollen Deinen Frevel strafen!"

„Schönste der Erdentöchter," erwiderte der Geist, „zürne nicht also! Alles, was in meiner Gewalt ist, steht Dir zu Diensten; doch das Unmögliche fordere nicht von mir! Die Kräfte der Natur gehorchen mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Gesetze. So lange Lebenskraft in den Rüben war, konnte der Zauberstab ihr Pflanzenleben nach Deinem Gefallen verwandeln; aber ihre Säfte sind nun vertrocknet, und ihr Wesen neigt sich der Zerstörung zu. Doch soll Dich das nicht kümmern, theure Freundin; ein mit Rüben frisch gefüllter Korb kann den Schaden leicht ersetzen; Du wirst daraus alle die Gestalten hervorrufen, die Du begehrst. Gieb jetzt der Mutter Natur ihre Geschenke zurück, die Dich so angenehm unterhalten haben; auf dem großen Rasenplatz im Garten, wirst Du bessere Gesellschaft finden."

Der Berggeist entfernte sich darauf, die Prinzessin nahm ihren buntgeschälten Stab zur Hand, berührte damit die runzligen Weiber, welche sich sofort in eingeschrumpfte Rüben verwandelten, und that damit, was Kinder, die eines Spielzeugs müde sind, zu thun pflegen: sie warf dieselben bei Seite und dachte nicht mehr daran.

Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Matten, das frisch gefüllte Körbchen in Empfang zu nehmen, das sie gleichwohl nirgends fand. Sie ging den Garten auf und nieder, spähete überall umher; aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Am Traubengeländer kam ihr Rübezahl mit so sichtbarer Verlegenheit entgegen, daß sie seine Bestürzung schon von ferne wahrnahm.

„Du hast mich getäuscht", sprach sie. „Wo ist das Körbchen mit den Rüben geblieben? Seit einer Stunde schon suche ich es vergebens." —

„Holde Freundin meines Herzens", antwortete der Berggeist, „wirst Du mir meine Uebereilung verzeihen? Ich versprach mehr, als ich erfüllen konnte; ich habe das Land durchzogen Rüben aufzusuchen, aber sie sind längst eingeerntet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauern, unten im Thal ist's Winter, nur Deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter Deinem Fußtritt sprossen Blumen hervor. Harre nur drei Monate in Geduld aus, dann soll es Dir nie an Gelegenheit fehlen, Dir gesellige Freuden zu schaffen." —

Ehe er noch mit dieser Rede zu Ende war, drehte ihm die schöne Emma unwillig den Rücken zu und begab sich in ihr Gemach, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen in die nächste Stadt innerhalb seines Gebiets, kaufte, als ein Pachter gestaltet, einen Esel, den er mit schweren Säcken Sämereien belud, und besäete damit einen ganzen Morgen Landes. Dann bestellte er einen seiner dienstbaren Geister als Hüter, das unterirdische Feuer anzuschüren, um die Saat von untenherauf mit linder Wärme zu treiben.

Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte; die schöne Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, welches zu besehen sie mehr gelüstete als

die goldenen Aepfel in ihrem Garten. Aber Mißmuth trübte ihre blauen Augen. Sie weilte am liebsten in einem düstern Tannenwäldchen am Rande eines munteren Baches, der sein silberhelles Wasser ins Thal rauschen ließ, und blickte träumerisch den Blumen nach, welche sie in die hüpfenden Wellen warf.

Rübezahl sah wohl, daß sein eifriges Bestreben, durch tausend kleine Gefälligkeiten Emma's Herz zu gewinnen, vergeblich war. Trotzdem ermüdete seine unerschöpfliche Geduld nicht, durch die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche ihren Eigensinn zu überwinden. Er kannte die Menschen zu wenig; seine gänzliche Unerfahrenheit mit den Verhältnissen, welche ihre Stimmung und ihr Handeln veranlaßten, hinderte ihn, ihr tiefes Heimweh zu verstehen; er glaubte sie so frei von allen Wünschen, als er es selbst war, und hoffte, daß sie sich als Gebieterin seines unterirdischen Reiches nach und nach vollständig glücklich fühlen würde.

Doch das war ein großer Irrthum. Die schöne Emma war die Verlobte eines jungen Grenznachbars ihres Vaters, des Fürsten Ratibor. Schon hatte das glückliche Paar dem Hochzeitstage froh entgegengesehen, als die Braut plötzlich verschwunden war. Diese peinliche Nachricht brachte den Bräutigam in Verzweiflung. Er verließ seine Residenz, zog menschenscheu umher und klagte den Felsen sein Unglück. Auch die treue Emma fühlte geheimen Kummer in ihrer unterirdischen Verbannung, doch verbarg sie denselben unter äußerer Ruhe, und der spähende Berggeist konnte ihre geheimen Empfindungen nicht enträthseln. Lange schon hatte sie darauf gesonnen, wie sie ihn überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht sann sie endlich einen Plan aus, der des Versuchs werth schien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die Gebirgsthäler zurück; Rübezahl

ließ das unterirdische Feuer in seinem Treibhause abgehen, und die Rüben, die durch die Einflüsse des Winters in ihrem Wachsthum nicht waren gehindert worden, gediehen zur Reife.

Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus und machte damit Versuche, ihnen allerlei beliebige Gestalten zu geben, dem Anschein nach um sich damit zu belustigen; aber ihre Absicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um sie abzuschicken, Kundschaft von ihrem Verlobten einzuziehen. „Fliege, liebes Bienchen, gegen Aufgang der Sonne", sprach sie, „zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und sumse ihm sanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Sclavin des Fürsten der Erdgeister ist, welcher das Gebirge bewohnt; verlier' kein Wort von diesem Gruße und bring' mir Botschaft von seiner treuen Liebe!" —

Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war; doch kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so schoß eine hungrige Schwalbe auf sie herab und verschlang zu Emma's großem Leidwesen die Botschafterin der Liebe.

Darauf formte sie vermöge des wunderbaren Stabes eine Grille und lehrte ihr gleichen Spruch und Gruß. „Hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor, dem Fürsten des Landes und zirpe ihm ins Ohr, die getreue Emma begehre Befreiung aus ihren Banden durch seinen starken Arm." — Die Grille flog und hüpfte so schnell als sie konnte, um auszurichten, was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Storch spazierte eben an dem Wege, welchen die Grille zog, erfaßte sie mit seinem langen Schnabel und versenkte sie in seinem weiten Kropf.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen zu wagen; sie gab der dritten

Rübe die Gestalt einer Elster. „Fliege hin, beredsamer Vogel", sprach sie, „von Baum zu Baum, bis Du gelangst zu Ratibor, meinem Verlobten; berichte ihm meine Gefangenschaft und sage ihm, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Maienthale, bereit die Flüchtige aufzunehmen, die ihrer Gefangenschaft zu entrinnen wagt und Schutz von ihm be-

gehrt." — Der geschwätzige Vogel gehorchte, flatterte von einem Ruheplatz zum andern, und die sorgenvolle Emma begleitete seinen Flug, so weit das Auge schauen konnte.

Der unglückliche Fürst Ratibor irrte immer noch trübsinnig in den Wäldern umher; die Rückkehr des Lenzes und die wiederauflebende Natur hatten seinen Kummer nur gemehrt. Er saß unter einer schattenreichen Eiche, dachte an die entschwundene Prinzessin und seufzte laut: „Emma!"

Alsbald gab das vielstimmige Echo ihm diesen geliebten Namen schmeichelnd zurück; aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme seinen Namen aus. Er horchte hoch auf, sah niemand, glaubte sich getäuscht zu haben und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickte er eine Elster, die auf den Zweigen hin und wieder flog und ward inne, daß der gelehrige Vogel ihn beim Namen rief.

„Armer Schwätzer," sprach er, „wer hat dich gelehrt diesen Namen auszusprechen, der einem Unglücklichen zugehört, welcher wünscht, von der Erde vertilgt zu sein wie sein Gedächtniß?" — Hierauf faßte er zornig einen Stein und wollte ihn nach dem Vogel schleudern; da ließ dieser den Namen Emma hören. Dieses eine Wort entkräftete den Arm des Prinzen, frohes Entzücken durchbebte seine Seele, und leise tönte über seine Lippen: Emma! Aber der Sprecher auf dem Baum begann mit der dem Elstergeschlechte eignen Redefertigkeit den Spruch, der ihm gelehrt war. Kaum vernahm Fürst

Ratibor diese fröhliche Botschaft, so ward's hell in seiner Seele; der tödtliche Gram, der bis jetzt seine Sinne gefangen gehalten und seine Nerven erschlafft hatte, verschwand; er kam wieder zu frohem Bewußtsein und forschte mit Fleiß von der Glücksverkünderin nach den Schicksalen der holden Emma; doch die gesprächige Elster konnte nichts, als den eingelernten Spruch ohne Aufhören wiederholen, und flatterte davon. Schnellfüßig eilte der neu auflebende fürstliche Jüngling zu seinem Hoflager zurück, rüstete eilig seine Reisigen, schwang sich auf das Roß und zog mit ihnen hin an jene Gebirgsgrenze im Maienthale, um das Abenteuer zu bestehen. —

Die schöne Emma hatte unterdessen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab, den geduldigen Berggeist mit beleidigender Kälte zu quälen, ihr Auge sprach freundlich zu ihm, und ihr harter Sinn schien beugsamer zu werden.

Diese ermuthigenden Anzeichen eines glücklichen Stimmungwechsels beobachtete der Berggeist mit froher Genugthuung. Ein freundlicher Blick, eine heitere Miene, ein harmloses Lächeln begeisterten ihn zu den kühnsten Hoffnungen und gaben ihm die feste Zuversicht, daß sich die schöne Emma als Gebieterin seines unterirdischen Reiches einst noch glücklich fühlen würde.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die schöne Emma geschmückt wie eine Braut hervor, mit allem Geschmeide belastet, das sie in ihrem Schmuckkästlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geschlungen, welchen eine Myrtenkrone überschattete; der Besatz ihres Kleides flimmerte von Juwelen, und als der harrende Berggeist ihr auf der großen Terrasse im Lustgarten entgegen wandelte, freute er sich schon von ferne dieses lieblichen Anblicks.

„Holdes Mädchen", redete er sie an, „laß mich nicht länger in dieser qualvollen Ungewißheit, versprich mir, mich nicht zu verlassen; alle Schätze und Herrlichkeiten meines unterirdischen Reiches lege ich Dir zu Füßen. Genieße und sei glücklich!" —

Die hohe Jungfrau hüllte sich dichter in ihren weißen Schleier und antwortete gar bescheiden also: „Wie vermag eine Sterbliche einem mächtigen Geist, wie Du bist, zu widerstehen? Deine Geduld hat gesiegt. Nimm dies Geständniß von meinen Lippen, aber laß diesen Schleier meine Thränen verbergen!" —

„Warum Thränen, theures Mädchen?" unterbrach sie der beunruhigte Berggeist, „jede Deiner Thränen fällt wie ein brennender Tropfen mir aufs Herz, ich verlange Deine treue Freundschaft und will nicht Aufopferung." —

„Ach", erwiderte Emma, „warum mißdeutest Du meine Thränen? Mein Herz lohnt Deine treue Neigung; aber bange Ahnung zerreißt meine Seele. Das Gefällige meiner äußeren Erscheinung wird schwinden; Du alterst nimmer; aber irdische Schönheit ist eine Blume, die bald dahin welkt. Woran soll ich erkennen, daß Du ein liebevoller, gefälliger, duldsamer Gemahl sein werdest?"

Er antwortete: „Fordere einen Beweis meiner Treue oder des Gehorsams in Befolgung Deiner Befehle, oder stelle meine Geduld auf die Probe und beurtheile darnach die Größe meiner unwandelbaren Liebe!" —

„Es sei also!" erwiderte die schlaue Emma, „ich fordere nur einen Beweis Deiner Gefälligkeit. Geh hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein; ich will sie beleben, damit sie mir zu Brautjungfrauen dienen; aber hüte Dich, mich zu täuschen, und verzähle Dich nicht um eine; denn das ist die Probe, woran ich Deine Treue prüfen will." —

So ungern sich Rübezahl in diesem Augenblick von seiner holden Braut trennte, so gehorchte er doch ohne Zögern, machte sich rasch an die Arbeit und hüpfte so hurtig unter den Rüben herum, wie ein Sperling, der Weizenkörner aufpickt. Er war durch diese Geschäftigkeit mit seiner Zählung bald zu Stande; doch um der Sache recht gewiß zu sein, wiederholte er die Zählung nochmals und fand zu seinem Verdruß einen Fehler in der Rechnung, welcher ihn nöthigte, zum dritten Male das Rübenvolk durchzumustern. Aber auch diesmal ergab sich eine Verschiedenheit der Zahlen, und das war eben nicht zu verwundern, da seine Gedanken abschweiften und sehnsuchtsvoll die ferne Braut suchten.

Die schlaue Emma hatte nicht sobald den Berggeist aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte. Sie hielt eine saftvolle, wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, welche sie flugs in ein muthiges Roß mit Sattel und Zeug umwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, und das flüchtige Roß brachte sie, ohne zu straucheln, hinab ins Maienthal, wo sie dem geliebten Ratibor, welcher der Kommenden ängstlich entgegen harrte, sich fröhlich in die Arme warf. —

Der geschäftige Berggeist hatte sich indessen so in seine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um und neben ihm geschah, so wenig wußte, als der Träumende von der Wirklichkeit. Nach langer Mühe und Anstrengung war's ihm endlich gelungen, die richtige Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groß mit eingerechnet, gefunden zu haben. Er eilte nun froh zurück, sie seiner Herzensgebieterin gewissenhaft zu berechnen und durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle sie zu überzeugen, daß er ihr ein gefälliger Gemahl sein werde.

Mit Selbstzufriedenheit trat er auf den Rasenplatz;

aber da fand er nicht, was er suchte; er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge; auch da war nicht, was er begehrte; er kam in den Palast, durchspähte alle Winkel desselben, rief den theuren Namen Emma aus, den ihm die ein-

samen Hallen zurücktönten, und begehrte nur einen Laut von dem geliebten Munde zu hören; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Verrath; flugs warf er die schwerfällige Verkörperung ab, schwang sich hoch in die Luft und sah die flüchtige Emma in der

Ferne, als eben das schnelle Roß über die Grenze setzte. Wüthend ballte der ergrimmte Geist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte der Fliehenden einen kräftigen Blitz nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte; aber jenseit derselben war seine Rache machtlos, und die Donnerwolke zerfloß in einen sanften Höhenrauch.

Nachdem er die obern Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzt, seine betrogene Liebe den vier Winden geklagt und seine stürmende Leidenschaft ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in den vereinsamten Palast zurück, schlich durch alle Gemächer und erfüllte sie mit lauten Seufzern. Nachher besuchte er noch einmal den Lustgarten, doch diese ganze Zauberschöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn; die farbenprächtigen Blumen, die goldenen Aepfel an den Bäumen, die schattigen Laubgänge, alles mahnte an die verlorene Braut. Die Erinnerung an das trauliche Zusammensein mit ihr erwachte wieder an jedem Platze, wo sie vormals ging und stand, wo sie Blumen gepflückt, wo er sie oft unsichtbar belauscht, oft trauliche Unterredungen mit ihr gepflogen hatte. Alles das bedrückte ihn so schmerzlich, daß er unter der Last seiner Gefühle in dumpfes Hinbrüten versank. Bald hernach brach sein Unmuth in schreckliche Verwünschungen aus, und er gelobte sich, der Menschenkenntniß ganz zu entsagen und mit diesem argen, betrüglichen Geschlecht nie wieder zu verkehren. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, stampfte er dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpalast mit all seiner Herrlichkeit kehrte in sein ursprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund aber sperrte seinen weiten Rachen auf, und der Berggeist fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengesetzte Grenze seines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde, und nahm Trübsinn und Menschenhaß mit dahin. —

Während dieses Vorganges im Gebirge, war der Fürst Ratibor bemüht, seine geliebte Braut in Sicherheit zu bringen, und führte sie im Triumph mit fürstlichem Gepränge an den Hof ihres Vaters zurück, feierte daselbst seine Hochzeit, theilte mit ihr seinen väterlichen Thron und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf diesen Tag.

Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirge begegnet war, ihre kühne, glückliche Flucht wurde das Märchen des Landes, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis in die entferntesten Zeiten. Die Bewohner der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeist bei seinem Geisternamen nicht zu nennen wußten, legten ihm einen Spottnamen bei und riefen ihn fortan „Rübenzähler" oder kurzweg „Rübezahl".

Rübezahl und der Schneidergeselle.

Der unmuthsvolle Berggeist verließ die Oberwelt mit dem Entschluß, nie wieder das Tageslicht zu schauen; doch die wohlthätige Zeit verwischte nach und nach die Eindrücke des Grams; nach einem Zeitraum von neunhundert neun und neunzig Jahren war der alte Schmerz vergessen.

Endlich, da ihn die Langeweile drückte, und er einstmals sehr übel gelaunt war, brachte sein Liebling und Hofnarr in der Unterwelt, ein drolliger Kobold, eine Lustreise

aufs Riesengebirge in Vorschlag, welchem Rübezahl bereitwillig zustimmte. Es bedurfte nur einer Minute, so war die weite Reise vollendet, und er befand sich mitten auf dem großen Rasenplatze seines ehemaligen Lustgartens, dem er nebst dem übrigen Zubehör die vorige Gestalt gab; doch blieb alles für menschliche Augen verborgen; die Wanderer, die übers Gebirge zogen, sahen nichts als eine fürchterliche Wildniß.

Der Anblick dieser Gegend, in welcher er einst sein kurzes Glück genossen hatte, rief alle Erinnerungen an die schöne Emma in ihm wach, und ihm dünkte, als hätte sie ihn erst gestern verlassen; ihr Bild schwebte ihm noch so deutlich vor, als stünde sie neben ihm. Aber der Gedanke, wie sie ihn überlistet und hintergangen hatte, machte seinen Groll gegen die ganze Menschheit wieder rege. „Unseliges Erdengewürm," rief er aus, indem er aufschaute und vom hohen Gebirge die Thürme der Kirchen und Klöster in Städten und Flecken erblickte, „Du treibst, sehe ich, Dein Wesen noch immer unten im Thale. Hast mich einst gehöhnt durch Tücke und Ränke, sollst mir nun auch büßen; will Dich ängstigen und plagen, daß Dir soll bange werden vor dem Treiben des Geistes im Gebirge."

Kaum hatte er dies Wort gesagt, so vernahm er in der Ferne Menschenstimmen. Drei junge Gesellen wanderten durchs Gebirge, und der keckste unter ihnen rief ohne Unterlaß: „Rübezahl, komm' herab, Rübezahl, Mädchendieb!" Von undenklichen Jahren her hatten die Menschen die Entführungsgeschichte des Berggeistes in mündlichen Mittheilungen getreulich aufbewahrt, sie wie gewöhnlich mit lügenhaften Zusätzen vermehrt, und jeder Reisende, der das Riesengebirge betrat, unterhielt sich mit seinem Gefährten von den Abenteuern desselben. Man trug sich mit unzähligen Spukgeschichten, die sich niemals begeben hatten, machte damit zag-

hafte Wanderer furchtsam, und die furchtlosen, die an keine Gespenster glaubten und sich darüber lustig machten, pflegten aus Uebermuth, oder um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, den Geist oft zu rufen, aus Neckerei bei seinem Spottnamen zu nennen und auf ihn zu schimpfen. Man hat nie gehört, daß dergleichen Beleidigungen von dem friedsamen Berggeiste wären gestraft worden; denn in den Tiefen des Abgrundes erfuhr er von diesem muthwilligen Hohn kein Wort. Destomehr war er betroffen, als er die ganze Unglücksgeschichte seiner Vergangenheit jetzt mit so wenig Worten ausrufen hörte.

Wie der Sturmwind raste er durch den düstern Fichtenwald und war schon im Begriff, den armen Burschen, der sich ohne Absicht über ihn lustig gemacht hatte, zu erdrosseln, als er in dem Augenblick bedachte, daß eine so beispiellose Rache großes Entsetzen im Lande erregen, alle Wanderer aus dem Gebirge wegbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Darum ließ er ihn und seine Gefährten ruhig ihre Straße ziehn, mit dem Vorbehalt, seinen verübten Muthwillen ihm doch nicht ungestraft hingehen zu lassen.

Auf dem nächsten Kreuzwege trennte sich der Schneidergeselle von seinen beiden Kameraden und gelangte diesmal mit heiler Haut in Hirschberg, seiner Heimat, an. Aber als unsichtbarer Geleitsmann war ihm Rübezahl bis zur Herberge gefolgt, um ihn zu gelegener Zeit dort zu finden. Jetzt trat er seinen Rückweg ins Gebirge an und sann auf Mittel, sich zu rächen. Da begegnete ihm auf der Landstraße ein reicher Handelsmann, der nach Hirschberg wollte; plötzlich kam ihm in den Sinn, diesen zum Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen. Er nahm also rasch die Gestalt des übermüthigen Gesellen an, der ihn geneckt hatte, gesellte sich zu dem Krämer und unterhielt sich freundlich mit ihm; dann

führte er ihn unbemerkt seitab von der Straße, und als sie ins Gebüsch kamen, fiel er dem Händler mörderisch in den Bart, zauste ihn weidlich, riß ihn zu Boden, knebelte ihn und raubte ihm seinen Seckel, worin er viel Geld und Geschmeide trug. Nachdem er ihn zum Abschied mit Faustschlägen und Fußtritten noch gar übel zugerichtet hatte, ging er davon und ließ den armen geplünderten Handelsmann halbtodt im Busche liegen.

Als sich der Krämer von seinem Schrecken erholt hatte, und wieder Leben in ihm war, fing er an zu wimmern und laut um Hülfe zu rufen; denn er fürchtete in der grausenvollen Einöde zu verschmachten. Da trat ein feiner ehrbarer Mann zu ihm, dem Ansehen nach ein Bürger aus einer der umliegenden Städte, fragte, warum er also jammere, und da er ihn geknebelt fand, löste er ihm die Bande von Händen und Füßen und leistete ihm alles das, was der barmherzige Samariter im Evangelium dem Manne that, der unter die Mörder gefallen war. Nachher labte er ihn mit einem Schluck guten Weines, den er bei sich trug, führte ihn wieder auf die Landstraße und geleitete ihn freundlich nach Hirschberg bis an die Thüre der Herberge; dort reichte er ihm einen Zehrpfennig und schied von ihm. Der Händler wünschte seinem Retter Gottes reichsten Segen; er ahnte nicht, daß es niemand anders war als Rübezahl, welcher ihn kurz zuvor überfallen und beraubt hatte.

Als der Krämer in die Wirthsstube der Herberge trat, wie erstaunte er, da er seinen Räuber am Zechtisch erblickte, so frei und unbefangen, als nur ein Mensch sein kann, der sich keiner Uebelthat bewußt ist! Derselbe saß hinter einem Schoppen Landwein, trieb Scherz und gute Schwänke mit anderen lustigen Zechbrüdern, und neben ihm lag das nämliche Felleisen, in welchem er den geraubten Seckel geborgen hatte.

Der bestürzte Krämer wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, schlich sich in einen Winkel und ging mit sich selbst zu Rathe, wie er wieder zu seinem Eigenthum gelangen möchte. Es schien ihm unmöglich, sich in der Person geirrt zu haben. Darum schlich er sich unbemerkt zur Thür hinaus, ging zum Richter und machte ihm Anzeige von dem Raubanfall.

Das Hirschberger Stadtgericht stand in dem Rufe, daß es schnell und thätig sei, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Alsbald bewaffneten sich Gerichtsdiener mit Spießen und Stangen, umringten das Schenkhaus, griffen den unschuldigen Schneidergesellen und führten ihn vor die Schranken der Rathsstube, wo sich die weisen Väter der Stadt indeß versammelt hatten.

„Wer bist Du?“ fragte der ernsthafte Stadtrichter, als der Angeklagte hereintrat, „und von wannen kommst Du?“ — Er antwortete freimüthig und unerschrocken: „Ich bin ein ehrlicher Schneider meines Handwerks, Benedix genannt, komme von Liebenau und stehe hier in Arbeit bei meinem Meister.“

„Hast Du nicht diesen Handelsmann im Walde mörderisch überfallen, übel geschlagen, gebunden und seines Seckels beraubt?“

„Ich habe diesen Handelsmann nie gesehen, hab' ihn auch weder geschlagen, noch gebunden, noch seines Seckels beraubt. Ich bin ein ehrlicher Mann und kein Straßenräuber.“

„Womit kannst Du Deine Ehrlichkeit beweisen?“

„Mit meinem Wanderbuch und dem Zeugniß meines guten Gewissens.“

„Zeig' her Dein Wanderbuch!“

Benedix öffnete getrost seinen Ranzen. Denn er wußte wohl, daß er nichts als sein wohlerworbenes Eigenthum darin verwahrte. Doch wie er ihn ausschüttete, siehe da! da klingelt's unter den herausstürzenden Sachen wie Geld. Die Gerichtsdiener griffen hurtig zu, untersuchten Kleidungsstücke und Wäsche und zogen den schweren Seckel hervor, welchen der erfreute Krämer alsbald als sein Eigenthum erkannte und zurück forderte. Der Schneider stand da wie vom Donner gerührt, wollte vor Schrecken umsinken, seine Wangen erbleichten, die Lippen bebten, die Kniee wankten, er verstummte und sprach kein Wort. Des Richters Stirn verfinsterte sich, und eine drohende Geberde weissagte ihm ein strenges Urtheil.

„Wie nun, Böswicht?“ donnerte der Stadtvogt. „Erfrechst Du Dich noch den Raub zu leugnen?“

„Erbarmen, gestrenger Richter!“ winselte der Angeklagte auf den Knieen, mit hochaufgehobenen Händen. „Alle Hei-

ligen im Himmel rufe ich zu Zeugen an, daß ich unschuldig bin an dem Raube; ich weiß nicht, wie des Krämers Seckel in meinen Reisesack gekommen ist, Gott weiß es."

„Du bist überwiesen," fuhr der Richter fort, „der Seckel beweist vollständig das Verbrechen, thue Gott und der Obrigkeit die Ehre und bekenne freiwillig, ehe die Folter Dir das Geständniß der Wahrheit abzwingt."

Der geängstigte Benedix konnte nichts als seine Unschuld betheuern; aber er predigte tauben Ohren: man hielt ihn für einen hartnäckigen Bösewicht, der sich nur herauslügen wollte. Meister Hämmerling, welcher in der Folterkammer seines schrecklichen Amtes waltete, wurde herbeigeholt, um durch Anwendung der Marterwerkzeuge ihn zu vermögen, die volle Wahrheit zu bekennen. Jetzt verließ den unglücklichen Gesellen die standhafte Freudigkeit seines guten Gewissens, er bebte zurück vor den Qualen, die seiner warteten.

Als Meister Hämmerling im Begriff war, ihm die Daumenschrauben anzulegen, bedachte er, daß diese Quetschung seiner Finger ihn untüchtig machen würde, jemals wieder mit Ehren die Nadel zu führen, und ehe er wollte ein verdorbener Schneider bleiben sein Lebenlang, meinte er, es sei besser, von der Marter loszukommen, und gestand das Bubenstück ein, von welchem sein Herz nichts wußte. Die Gerichtsverhandlungen wurden nun kurzer Hand geschlossen, der Angeklagte einstimmig von Richter und Schöffen zum Strange verurtheilt, welcher Rechtsspruch, zur Ersparung der Verpflegungskosten, gleich Tags darauf bei frühem Morgen vollzogen werden sollte. Alle Zuschauer, welche das hochnothpeinliche Halsgericht herbeigelockt hatte, fanden das Urtheil des wohlweisen Magistrats gerecht und billig; doch Keiner rief den Richtern lauteren Beifall zu, als der barmherzige Samariter, der den beraubten Handelsmann gefunden und gerettet hatte; er war mit anderen in das Gerichts-

zimmer eingedrungen und konnte nicht satt werden, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirschberg zu rühmen; und in der That hatte auch niemand näheren Antheil an der Sache, als eben dieser Menschenfreund, der mit unsichtbarer Hand des Krämers Seckel in des Schneiders Ranzen verborgen hatte und, wie wir wissen, kein anderer als Rübezahl selbst war.

Schon am frühen Morgen lauerte er am Hochgericht in Rabengestalt auf den Leichenzug, der das Opfer seiner Rache dahin begleiten sollte, und es regte sich bereits in ihm der Raben-Appetit, dem Verurtheilten die Augen auszuhacken, aber diesmal harrte er vergebens. Ein frommer Mönch, dem es heiliger Ernst war, die armen Sünder zur wahren Buße zu führen, fand unsern Benedix so unwissend in der Christenlehre, daß es ihm unmöglich schien, ihn in so kurzer Zeit würdig auf seinen Tod vorzubereiten; er bat deshalb das Gericht um einen dreitägigen Aufschub, den er dem Magistrat nicht ohne große Mühe abzwang. Als Rübezahl davon hörte, flog er ins Gebirge, den Tag der Urtheilsvollstreckung daselbst zu erwarten.

In diesem Zwischenraume durchstrich er nach seiner Gewohnheit die Wälder und erblickte auf diesen Streifereien eine junge Dirne, die sich unter einem schattenreichen Baum gelagert hatte. Ihr Haupt, das sie mit der einen Hand stützte, sank schwermüthig auf die Brust herab; ihre Kleidung war nicht kostbar, aber reinlich, und der Zuschnitt daran bürgerlich. Von Zeit zu Zeit trocknete sie eine herabrollende Thräne von den Wangen, und schwere Seufzer entrangen sich ihrer Brust. Schon vor Zeiten hatte der Berggeist den mächtigen Eindruck jungfräulicher Thränen empfunden; auch jetzt war er so gerührt davon, daß er das Gelübde, welches er gethan hatte, nämlich alle Menschenkinder, die durchs Gebirge ziehen würden, zu necken und zu quälen, das erste

Mal brach, die Empfindung des Mitleidens sogar als ein wohlthuendes Gefühl erkannte und Verlangen trug, das liebliche Mädchen zu trösten. Er verwandelte sich wieder in einen ehrbaren Bürger, trat freundlich zu der jungen Dirne und sprach: „Mägdlein, was trauerst du hier im Walde so einsam? Verhehle mir nicht Deinen Kummer, daß ich zusehe, wie Dir zu helfen sei."

Die Jungfrau, die ganz in Schwermuth versenkt war, schreckte auf, als sie diese Stimme hörte, und erhob ihr gebeugtes Haupt; in ihren blauen Augen, deren mildes Licht tief zum Herzen drang, glänzten helle Thränen, und das holde jungfräuliche Antlitz war mit dem Ausdruck banger Schmerzensgefühle übergossen. Als sie den ehrsamen Mann vor sich stehen sah, öffnete sie ihren freundlichen Mund und sprach: „Was kümmert Euch mein Schmerz, guter Mann, da Ihr mir nicht helfen könnt? Ich bin eine Unglückliche, eine Mörderin, habe den Mann gemordet, dem ich mich verlobt hatte, und will nun abbüßen meine Schuld mit Jammer und Thränen, bis der Tod mir das Herz bricht."

Der ehrbare Mann staunte. „Du eine Mörderin?" rief er, „bei diesem lieblichen, guten Gesicht trägst Du die Hölle im Herzen? Unmöglich! — Zwar die Menschen sind aller Ränke und Bosheit fähig, das weiß ich; gleichwohl ist mir's hier ein Räthsel."

„So will ich's Euch lösen," erwiderte die trübsinnige Jungfrau, „wenn Ihr es zu wissen begehrt."

Er sprach: „Erzähle!"

„Ich hatte einen Jugendgespielen, den Sohn meiner Nachbarin, einer tugendsamen Wittwe. Er war so lieb und gut, so treu und bieder, und liebte mich so herzlich, daß ich ihn wieder lieben mußte und ihm ewige Treue gelobte. — Ach, das Herz des braven Jünglings habe ich vergiftet, habe verschuldet, daß er die Tugendlehren seiner frommen

Mutter vergaß, und ihn zu einer Uebelthat verleitet, die ihm das Leben kosten wird."

„Du hättest das gethan?" rief der Berggeist in höchster Erregung.

„Ja, Herr," sprach sie, „ich bin seine Mörderin, ich habe ihn gereizt, einen Straßenraub zu begehen und einen harmlosen Krämer zu plündern; da haben ihn die Herren

von Hirschberg gegriffen, Halsgericht über ihn gehegt, und o Herzeleid! morgen muß er sterben."

„Und das hast Du verschuldet?" fragte verwundert Rübezahl.

„Ja, Herr! ich habe sein junges Leben auf meinem Gewissen! Er zog auf die Wanderschaft übers Gebirge, und als er beim Abschied mir die Hand reichte, sprach er: Feinsliebchen, bleibe mir treu! Wenn der Apfelbaum zum dritten Male blühet und die Schwalbe zum Neste trägt, kehr' ich von der Wanderschaft zurück, dich heimzuholen als mein

junges Weib, und das gelobte ich ihm zu werden durch einen heiligen Schwur. Nun blühte der Apfelbaum zum dritten Mal, und die Schwalbe nistete, da kam Benedix wieder, erinnerte mich an mein Versprechen und wollte mich zur Trauung führen. Ich aber neckte ihn und sprach: Dein Weib kann ich nicht werden, du hast weder Herd noch Obdach. Schaff' dir erst blanke Thaler an, dann frage wieder nach! Der arme Junge wurde durch diese Rede sehr betrübt. Ach, Clärchen, seufzte er tief, mit einer Thräne im Auge, steht dir dein Sinn nach Geld und Gut, so bist du nicht das biedere Mädchen mehr, das du vormals warst. Schlugst du nicht ein in diese Hand, da du mir Treue schwurest? Und was hatte ich mehr als diese Hand, dich einst damit zu nähren? Woher dein Stolz und spröder Sinn? Ach, Clärchen, ich verstehe dich; ein reicher Jüngling hat mir dein Herz entwendet; lohnst du mir also, Ungetreue? Drei Jahre habe ich mit Sehnsucht und Harren traurig verlebt, habe jede Stunde gezählt bis auf diesen Tag, da ich kam, dich heimzuführen. Wie leicht und rasch machte meinen Fuß diese Hoffnung, da ich übers Gebirge wandelte, und nun verschmähst du mich! — Er bat und flehete, doch ich blieb fest auf meinem Sinn. — Mein Herz verschmäht dich nicht, o Benedix! antwortete ich, nur meine Hand versag' ich dir für jetzt; zieh' hin, erwirb dir Gut und Geld, und hast du das, so komm, dann will ich gern die Hochzeit mit dir feiern. Wohlan, sprach er mit Unmuth, du willst es so, ich gehe in die Welt, will laufen, will rennen, will betteln, stehlen, sorgen, und eher sollst du mich nicht wiedersehen, bis ich erlangt habe den schnöden Preis, um den ich dich erwerben muß. Leb' wohl, ich fahre hin, ade! — So hab' ich ihn bethört den armen Benedix; er ging ergrimmt davon; da verließ ihn sein guter Engel, daß er that, was nicht recht war, und was sein Herz gewiß verabscheute."

Der ehrsame Mann schüttelte den Kopf über diese Rede und rief nach einer Pause mit noch bedenklicher Miene: „Wunderbar!“ Hierauf wendete er sich zu dem traurigen Mädchen: „Warum,“ fragte er, „erfüllst Du aber hier den leeren Wald mit Deinen Wehklagen, die Dir und Deinem Bräutigam nichts nützen und frommen können?“

„Lieber Herr,“ fiel sie ihm ein, „ich war auf dem Wege nach Hirschberg, da wollte mir der Jammer das Herz abdrücken, ich konnte nicht weiter, deshalb weilte ich unter diesem Baume.“

„Und was willst Du in Hirschberg thun?“

„Ich will dem Blutrichter zu Füßen fallen, will mit meinem Klaggeschrei die Stadt erfüllen, und die Töchter der Bürger sollen mir wehklagen helfen, ob das die Herren erbarmen möchte, dem unschuldigen Blut das Leben zu schenken; und so es mir nicht gelingt, meinen Benedix dem schmählichen Tod zu entreißen, will ich freudig mit ihm sterben.“

Rübezahl wurde durch diese Rede so bewegt, daß er von Stund' an seiner Rache ganz vergaß und der Trostlosen ihren Bräutigam wiederzugeben beschloß. „Trockne ab Deine Thränen,“ sprach er mit theilnehmender Geberde, „und laß Deinen Kummer schwinden! Ehe die Sonne zur Rüste gehet, soll Dein Geliebter frank und frei sein. Morgen um den ersten Hahnenschrei sei wach und aufmerksam, und wenn ein Finger ans Fenster klopft, so thu' auf die Thür Deines Hauses; denn es ist Dein Benedix, der davor steht. Hüte Dich, ihn wieder zu erzürnen durch Deinen spröden Sinn! — Du sollst auch wissen, daß er das Bubenstück nicht begangen hat, dessen Du ihn zeihest, und Du hast gleichfalls keine Schuld; denn er hat sich durch Deinen Eigensinn zu keiner bösen That reizen lassen.“

Das Mägdlein, verwundert über diese Rede, sah ihm starr und steif ins Gesicht, und weil darin kein Schalk zu

sehen war, gewann sie Zutrauen; ihre trübe Stirn klärte sich auf, und sie sprach mit froher Zuversicht: „Lieber Herr, wenn Ihr mein nicht spottet und dem also ist, wie Ihr saget, so müßt Ihr ein Seher oder der gute Engel meines Benedix sein, daß Ihr das alles so wisset.“

„Sein guter Engel?“ versetzte Rübezahl betroffen, „nein, der bin ich wahrlich nicht; aber ich kann's werden, und Du sollst's erfahren. Ich bin ein Bürger aus Hirschberg, habe mit zu Rathe gesessen, als der arme Bursche verurtheilt wurde; aber seine Unschuld ist ans Licht gebracht, fürchte nichts für sein Leben! Ich will hin, ihn seiner Bande zu entledigen; denn ich vermag viel in der Stadt. Sei gutes Muths und kehre heim in Frieden!“ — Das Mägdlein machte sich alsbald auf und gehorchte, obgleich Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften.

Unterdessen hatte sich's der ehrwürdige Pater Graurock die drei Tage des Aufschubs blutsauer werden lassen, den Verurtheilten zum Tode gehörig vorzubereiten. Als er ihm am dritten Abend zum letzten Male gute Nacht gewünscht hatte, begegnete ihm Rübezahl unsichtbarerweise beim Eingange, noch unentschlossen, wie er sein Vorhaben, den armen Schneider in Freiheit zu setzen, ausführen möchte. In diesem Augenblick gerieth er auf einen Einfall, der recht nach seinem Sinne war. Er schlich dem Mönch ins Kloster nach, stahl aus der Kleiderkammer ein Ordenskleid, fuhr hinein und begab sich in Gestalt des Bruders Graurock ins Gefängniß, welches ihm der Kerkermeister ehrerbietig öffnete.

„Das Heil Deiner Seele,“ redete er den Gefangenen an, „treibt mich nochmals hierher, nachdem ich Dich kaum verlassen habe. Sag' an, mein Sohn, hast Du noch etwas auf Deinem Herzen und Gewissen, damit ich Dich tröste? Denkst Du auch noch an Clärchen? Liebst Du sie noch als Deine

Braut? Und hast Du ihr etwas vor Deinem Ende zu sagen, so vertraue es mir!"

Benedix erstaunte bei Nennung dieses Namens; der Gedanke an sie, den er mit großer Gewissenhaftigkeit in seiner Seele zu ersticken bemüht gewesen war, wurde auf einmal wieder so heftig angefacht, besonders da vom Abschiedsgruße die Rede war, daß er anfing zu weinen und zu schluchzen und kein Wort vorzubringen vermochte. Diese herzbrechende Geberdung jammerte den mitleidigen Mönch also, daß er beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen.

„Armer Benedix," sprach er, „gib Dich zufrieden, sei getrost und unverzagt! Du sollst nicht sterben. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Du unschuldig bist an dem Raube und Deine Hand mit keinem Laster befleckt hast; darum bin ich gekommen, Dich aus dem Kerker zu befreien und der Bande zu entledigen." Er zog einen Schlüssel aus der Tasche. „Laß sehen," fuhr er fort, „ob er schließe." Der Versuch gelang, der Entfesselte stand da frank und frei, die Ketten fielen ab von Händen und Füßen. Hierauf wechselte der gutmüthige Pater mit ihm die Kleider und sprach: „Gehe gemachsam wie ein frommer Mönch durch die Schaar der Wächter vor der Thür des Gefängnisses und durch die Straßen, bis Du der Stadt Weichbild hinter Dir hast; dann gürte Dich hurtig und schreite rüstig zu, daß Du gelangest ins Gebirge, und raste nicht, bis Du in Liebenau vor Clärchens Thür stehest; klopfe leise an, Dein Liebchen harret Deiner mit banger Sehnsucht."

Der gute Benedix wähnte, das alles sei nur ein Traum, rieb sich die Augen, um zu versuchen, ob er wache oder schlafe, und da er inne ward, daß sich alles so verhalte, fiel er seinem Befreier zu Füßen und umfing seine Kniee, wollte eine Danksagung stammeln und lag da in stummer Freude, denn die Worte versagten ihm. Der liebreiche Mönch trieb ihn endlich fort und reichte ihm noch einen Laib Brod

und eine Knackwurst zur Zehrung auf den Weg. Mit wankendem Knie schritt der Entfesselte über die Schwelle des traurigen Kerkers und fürchtete immer, erkannt zu werden. Aber sein ehrwürdiger Rock täuschte die Wächter, so daß er glücklich entkam.

Clärchen saß indessen bänglich einsam in ihrem Kämmerlein, horchte auf jedes Rauschen des Windes und beobachtete jeden Fußtritt der Vorübergehenden. Oft dünkte ihr, es rege sich was am Fensterladen, oder es poche an die Hausthür; sie schreckte auf mit Herzklopfen, sah durch die Luke, und es war Täuschung. Schon schüttelten die Hähne in der Nachbarschaft die Flügel und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag; das Glöcklein im Kloster läutete zur Frühmetten, das ihr wie Todtenruf und Grabesklang tönte; der Wächter stieß zum letzten Mal ins Horn und weckte die schnarchenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagewerke. Clärchens Lämpchen fing an dunkel zu brennen, weil's ihm an Oel gebrach, ihre Unruhe mehrte sich mit jedem Augenblick. Sie saß auf ihrer Bettlade, weinte bitterlich und seufzte: „Benedix! Benedix! was für ein banger Tag für Dich und mich dämmert jetzt heran!" Sie lief ans Fenster, ach! blutroth war der Himmel nach Hirschberg hin, und schwarze Nebelwolken schwebten wie Trauerflor und Leichentücher hin und wieder am Horizonte. Ihre Seele bebte vor diesem ahnungsvollen Anblick zurück, sie sank in dumpfes Hinbrüten, und Todtenstille war um sie her.

Da pocht's dreimal leise an das Fenster. Ein froher Schauder durchlief ihre Glieder, sie sprang auf, that einen lauten Schrei; denn eine Stimme flüsterte durch die Luke: „Feinsliebchen, bist Du wach?" — Husch, war sie an die Thür. — „Ach Benedix, bist Du's oder ist's Dein Geist?" Wie sie aber den Bruder Graurock erblickte, sank sie zurück und verging fast vor Entsetzen. Da umschlang sie sanft

sein treuer Arm, und der Kuß der Liebe erweckte sie bald aus ihrer tiefen Ohnmacht.

Nachdem der stumme Auftritt des Erstaunens und die Ergießungen der ersten freudigen Herzensgefühle vorüber waren, erzählte ihr Benedix seine wunderbare Errettung aus dem peinlichen Kerker; doch die Zunge klebte ihm am Gaumen vor großem Durst und Ermattung. Clärchen ging, ihm einen Trunk frisches Wasser zu holen, und nachdem er sich damit gelabt hatte, fühlte er Hunger; aber sie hatte nichts zum Imbiß als Salz und Brod. Da gedachte Benedix an seine Knackwurst, zog sie aus der Tasche und wunderte sich baß, daß sie schwerer war als ein Hufeisen; er brach sie von einander, siehe! da fielen eitel Goldstücke heraus, worüber Clärchen nicht wenig erschrak; sie meinte, das Gold sei ein Rest von dem Raube des Krämers, und Benedix sei nicht so unschuldig, als ihn der ehrsame Mann gemacht habe, der ihr im Gebirge erschienen war. Allein der trugloſe Gesell betheuerte höchlich, daß der fromme Ordensmann ihm diesen verborgenen Schatz vermuthlich als eine Hochzeitssteuer verliehen habe, und sie glaubte seinen Worten. Darauf segneten beide mit dankbarem Herzen den edelmüthigen Wohlthäter, verließen ihre Vaterstadt und zogen gen Prag, wo Meister Benedix mit Clärchen, seinem Weibe, umgeben von einer fröhlichen Kinderschaar, lange Jahre als ein wohlhabender Mann in friedlicher Ehe lebte.

In der frühen Morgenstunde, da Clärchen mit schauervoller Freude den Finger ihres Benedix am Fenster vermerkte, klopfte auch in Hirschberg ein Finger an die Thür des Gefängnisses. Das war der wirkliche Bruder Graurock, der von frommem Eifer aufgeweckt, den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte, um die Bekehrung des armen Sünders, dessen Gestalt, wie wir wissen, Rübezahl angenommen hatte, zu vollenden. Derselbe schien wohlgefaßt zum Sterben

zu sein; der fromme Mönch freute sich darüber und erkannte diese Standhaftigkeit alsbald für die gesegnete Frucht seiner Arbeit an; darum ermangelte er nicht, ihn in dieser Gemüthsverfassung durch seinen geistlichen Zuspruch zu erhalten, und beschloß seine Rede mit den tröstlichen Worten: „So viele Menschen Du bei deiner Ausführung erblicken wirst, die Dich an die Richtstätte begleiten, siehe, so viel Engel stehen schon bereit, Deine Seele in Empfang zu nehmen und sie einzuführen ins schöne Paradies.“ Darauf ließ er ihn der Fesseln entledigen, hörte seine Beichte und ertheilte ihm die Vergebung der Sünden.

Die Zeit war darüber verlaufen, und das peinliche Gericht hielt dafür, daß es an der Stunde sei, den Leib zu tödten. Der Verurtheilte wurde zunächst vor das Rathhaus geführt; hier las ihm der Richter noch einmal das Todesurtheil vor, nahm dann einen weißen Stab, brach ihn in der Mitte entzwei und warf ihm die Stücke vor die Füße; dann ging der Zug hinaus vor die Stadt auf den Galgenberg. Als Rübezahl unter dem Galgen stand, band ihm der Henker die Hände auf den Rücken, stieg mit ihm die Leiter hinauf und legte ihm die Schlinge des Strickes um den Hals. Als der arme Sünder von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er am Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß dem Henker übel dabei zu Muthe ward; denn es erhob sich ein plötzliches Getöse im Volke, und einige schrieen, man solle den Henker steinigen, weil er den armen Sünder über Gebühr martere. Um also Unglück zu verhüten, streckte sich Rübezahl lang aus und stellte sich an, als sei er todt. Als sich aber das Volk verlaufen hatte und nachher einige Leute in der Gegend des Hochgerichts hin- und herwandelten, aus Vorwitz hinzutraten und den Leichnam beschauen wollten, fing Rübezahl am Galgen sein Spiel von neuem an und erschreckte die Beschauer durch

fürchterliche Grimassen. Daher lief gegen Abendzeit in der Stadt ein Gerücht um, der Gehangene könne nicht ersterben und tanze noch immer am Hochgericht; das bewog den Stadtrath, des Morgens in aller Frühe durch einige Abgeordnete die Sache untersuchen zu lassen. Wie sie nun dahin

kamen, fanden sie nichts als einen Strohwisch am Galgen, mit alten Lumpen bedeckt, wie man pflegt in die Erbsen zu stellen, die genäschigen Spatzen damit zu verscheuchen. Die Herren von Hirschberg wunderten sich sehr darüber, ließen in aller Stille den Strohmann abnehmen und breiteten aus, der heftige Wind habe zu Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze geweht.

Der Schäfer.

Nicht immer war Rübezahl in der Laune, denen, die er durch seine Neckereien in Schaden und Nachtheile gebracht hatte, einen so edelmüthigen Ersatz zu geben; oft spielte er nur den Plagegeist aus boshafter Schadenfreude und kümmerte sich wenig darum, ob er einen Schurken oder einen Biedermann foppte. Oft gesellte er sich zu einem einsamen Wanderer als Geleitsmann, führte unvermerkt den Fremdling irre, ließ ihn auf steilem Felsen an einem Abgrund oder in einem Sumpfe stehen und verschwand mit höhnendem Gelächter. Zuweilen erschreckte er die furchtsamen Marktweiber durch abenteuerliche Gestalten wildfremder Thiere, lähmte den Reisigen das Roß, daß es nicht von der Stelle konnte, zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder eine Achse am Wagen, oder ließ vor ihren Augen ein abgerissenes Felsenstück in einen Hohlweg hinabrollen, das sie mit unendlicher Mühe auf die Seite räumen mußten, um sich freie Bahn zu machen. Oft hielt eine unsichtbare Kraft einen leeren Wagen so fest, daß sechs rasche Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten, und ließ der Fuhrmann merken, daß er eine Neckerei von Rübezahl wähnte, oder brach er aus Unwillen in Schmähungen gegen den Berggeist aus, so hatte er ein

Hornissen-Heer, das die Pferde wüthig machte, einen Steinhagel oder eine reichhaltige Tracht Prügel von unsichtbarer Hand zu gewärtigen.

Als sich Rübezahl einst auf der Oberfläche seines Gebietes umher trieb, fiel sein Blick auf einen alten Schäfer, der an einem Baumstamm lehnte; seine Herde weidete am Bergeshang, und ihre Glocken klangen zusammen in melodischem Spiel. Der Berggeist, in Gestalt eines schlichten Reisenden, trat zu ihm, begann ein Gespräch und fragte ihn nach Alter, Heimat, Weib und Kind. Die Art und Weise des Hirten gefiel Rübezahl, er schien ein schlichter, doch kluger Mann zu sein, den die Einsamkeit gewitzigt hatte. So saßen sie lange neben einander in freundlichem Gespräch, bis der Abend kam und den Schäfer mit der Herde zurückrief in's heimatliche Dorf.

Der Berggeist hatte an der Unterhaltung Gefallen gefunden, täglich suchte er nun den Schäfer auf, brachte ihm allerlei funkelndes Gestein und belehrte ihn über die Kräfte heilsamer Kräuter und Wurzeln.

„Ich werde Euch wohl heut das letzte Mal gesehen haben", begann der Schäfer eines Tages, „das Futter ist zu karg hier für die hungrigen Thiere, sie magern ab, und ich muß einen anderen Weideplatz im Thale suchen."

„Warum," entgegnete jener, „treibst Du die Herde nicht höher hinauf ins Gebirge, wo saftige Kräuter üppig wuchern und Nahrung für lange Zeit vorhanden ist?'

„Wißt Ihr denn nicht, Herr," antwortete ängstlich der Schäfer, „daß dort der berühmte Kräutergarten des Gebirgsherrn ist, und daß jeder unberufene Eindringling mit dem Tode büßen muß? Ich mag meine Haut nicht zu Markte tragen, da wandere ich mit meiner Herde lieber thaleinwärts; ist dort die Weide nicht so kräftig, so ist's doch sicher, da wird mir kein Schaf versprengt und keines verhext."

„Versuche es nur einmal!“ ermunterte der Fremde den zaghaften Hirten, „hinein in den Garten darfst Du freilich nicht, doch außen an der Hecke und an dem Bergeshang kannst Du die Thiere sorglos weiden lassen. Wenn ich Dir's erlaube, hat auch der Gebirgsherr nichts dagegen.“

Der Schäfer musterte mit einem neugierigen Seitenblick den Unbekannten; denn er ahnte, daß sein täglicher Genosse kein anderer, als der gefürchtete Rübezahl selber sei. „Nun gut“, erwiderte er, „wenn ich mich auf Euer Wort verlassen darf, daß der Gebirgsherr nicht böse wird, so will ich morgen meine Herde dorthin treiben; ich habe den armen Thieren schon längst eine solche fette Weide gewünscht.“ Mit freundlichen Abschiedsworten trennten sich die beiden.

Der neue Weideplatz an Rübezahls Kräutergarten gab treffliches Futter, die Thiere wurden sichtlich rund und fett, und ihre Wolle war weiß wie Schnee und zart wie Flaum. Der Unbekannte gesellte sich noch oft zu dem Schäfer, doch seine Freundlichkeit ging nach und nach in mürrisches Wesen über, so daß jener froh war, als der barsche Gesell ganz wegblieb.

Aengstlich überwachte indeß der Hirt seine Herde, daß keines der Thiere durch die grüne, üppig wuchernde Hecke durchbräche. Doch eines Tages kreiste ein riesiger Raubvogel hoch in der Luft. Die Lämmer begannen jämmerlich zu blöken, und die Alten drängten sich furchtsam an einander Plötzlich fuhr der schwarze Vogel hernieder; in wildem Getümmel stob die Herde auseinander. Einige Schafe übersprangen in ihrer Todesangst die Hecke und suchten Schutz in Rübezahls Garten. Da mit einemmal raste ein brausender Sturm über das Gebirge und jagte die Thiere in wildem Lauf in die steinigen Felsklüfte und grausigen Abgründe, wo sie sich alle zu Tode stürzten.

Eben so schnell wie der Sturm gekommen war, hörte

sein Toben wieder auf. Da lag nun der herdenlose Hirte an einem knorrigen Baumstamm, wohin ihn die Windsbraut geschleudert hatte, und blickte nach dem verrufenen Garten,

welcher die Veranlassung des Strafgerichts war, das der boshafte Berggeist über ihn verhängt hatte. Als der unglückliche Schäfer in lautes Klagen und Weinen über sein schweres Mißgeschick und den Untergang der armen Thiere ausbrach, erscholl plötzlich ein gräßliches Hohngelächter;

über die Gartenhecke ragte ein großer Kopf mit struppigem, feuerrothem Haar, rollenden Augen und boshaften Zügen empor, eine geballte Faust erhob sich und bewegte sich drohend gegen ihn. Da entfloh der entsetzte Hirte und lief so lange, bis er, von Furcht und Schrecken gejagt, todt zur Erde stürzte.

Der Arzt.

An einem schönen warmen Herbsttage streifte Rübezahl im Gebirge umher, um Menschen zu begegnen und seinen Spaß mit ihnen zu treiben; denn er fühlte sich in seinem unterirdischen Reich gelangweilt und sehnte sich nach Abwechselung. Doch er war bis jetzt vergebens umher gestiegen; kein Reisender wollte sich zeigen, den er necken konnte, und so beschloß er, sich im warmen Sonnenstrahl zu lagern und das Erscheinen eines harmlosen Menschenkindes ruhig abzuwarten. Er berührte mit seinem Zauberstabe den kahlen, steinigen Boden, und bald sproßte sammetweiches Moos daraus hervor; hier streckte er sich nieder und athmete voller Wohlbehagen die milde, würzige Luft.

Nach kurzer Rast sah er auf dem Wege von Schmiedeberg her einen kleinen dürren Mann empor steigen, der eine Blechkapsel umhängen hatte und sich öfters niederbeugte, als suche er etwas. Als er in Rübezahls Nähe kam, rief ihm dieser einen Gruß zu und fragte ihn, ob er ihn vielleicht ein Stück Weges geleiten solle, er würde ihm die Kapsel und das Kräuterbündel, das er in der Hand hielt, gerne tragen. Der Mann, der sich gewaltig streckte, um größer zu scheinen als er war, nahm das freundliche Anerbieten an,

indem er sofort erzählte, daß er der weltberühmte Doctor Klapperbein sei, der mit allerlei Wunderkuren die leidende Menschheit beglückt habe. „Kaiser und Könige zähle ich unter meine Patienten," versicherte der Prahlhans; „den Kaiser Tamerlan in Indien, der geisteskrank war, habe ich operirt; ich öffnete ihm die Hirnschale, entdeckte einen Stein im Gehirn, so groß wie eine welsche Nuß, hob ihn mit einer Zange heraus und nähte die Hirnschale wieder zu; nachher rieb ich seinen kahlen Schädel mit meinem berühmten Haarbalsam ein, und in zweimal vierundzwanzig Stunden war der ganze Kopf mit den schönsten schwarzen Locken bedeckt. Der Kaiser Tamerlan war so gnädig, mich jubelnd zu umarmen und zu küssen, und schenkte mir aus Dankbarkeit einen glänzenden Diamanten von der Größe eines Hühnereies."

So schwindelte der Prahlhans fort und band dem vermeintlichen Holzhauer Lüge um Lüge auf, bis dieser durch eine Frage seinen Redefluß hemmte und also zu ihm sprach: „Da Ihr so ein wissensreicher Mann und wohlbewandert seid in der Zubereitung von Heilmitteln, so kennt Ihr gewiß auch das wunderkräftige Kräutlein, Mäusezahn genannt; es wächst nur selten; doch wer es findet, besitzt ein untrügliches Mittel gegen jegliches Leiden; ist's Euch noch unbekannt, so will ich's Euch suchen."

Den gelehrten Doctor verdroß es nicht wenig, daß er sich von einem dummen Holzhauer sollte belehren lassen; er kannte zwar das Kräutlein „Mäusezahn" noch nicht und hätte es gar zu gern besessen, doch nimmer würde er seine Unwissenheit eingestanden haben.

„Lieber Freund," begann er mitleidig lächelnd und setzte dabei die Brille auf die Nase, um sich ein recht gelehrtes Ansehn zu geben, „redet doch nicht von Dingen, die Ihr nicht versteht! Euern „Mäusezahn" könnte man sicher-

lich eben so gut „Rattenschwanz" nennen, da er doch nur eine Fabel ist; Ihr und Euresgleichen führt immer allerhand nutzes Geschwätz; doch mir, dem berühmten Doctor Klapperbein, dürft Ihr nicht solche Lügen aufbinden wollen. Ich habe vier Jahre auf der Hochschule zu Prag studirt und setzte schon dazumal alle Professoren durch meine Gelehrsamkeit in Staunen, und jetzt kommt ein Holzhauer, der mein Wissen mit dem „Mäusezahn" bereichern will; wenn Ihr jemand eine Nase drehen wollt, so müßt Ihr Euch einen Dümmeren aussuchen, als ich bin. Doch da Ihr bei Euerem Holzhauen und Sägen ein gar so weiser Mann geworden seid, so sagt mir doch einmal, was war eher da, die Eichel oder der Eichbaum?"

„Ei nun," antwortete lächelnd der Berggeist, „doch wohl der Eichbaum, auf dem die Eichel erst wachsen mußte."

„Sehet, welch' einfältiger Tropf Ihr seid," rief spottend der Doctor, „wo konnte der Eichbaum sonst her kommen, wenn nicht aus dem Samen der Eichel?"

„Ich gestehe meine Unwissenheit," entgegnete der vermeintliche Holzhauer, „solche schwere Fragen kann aber auch nur ein hochgelehrter Herr, wie Ihr, beantworten. Gewiß könnt Ihr mir auch einen guten Rath geben, für den ich Euch mein Leben lang dankbar sein würde; ich leide seit Jahren an Krämpfen und kaltem Fieber, und da ich zu arm bin, um einen berühmten Arzt darüber zu befragen, so ist das Uebel immer ärger geworden und wird mich am Ende noch wegraffen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so stürzte er zu Boden, bekam Zuckungen, verzerrte das Gesicht, verdrehte die Augen und wurde vom Frost geschüttelt, daß die Zähne hörbar aufeinander schlugen. Der gelehrte Medicus beobachtete mit Kennermiene den merkwürdigen Krankheitsfall, nahm ein Dutzend Pillen aus seiner Kapsel, schüttete sie

dem Kranken in den Mund, daß er sie hinunterwürgen mußte, goß ihm dann eine halbe Medicinflasche voll dunkelgrünen, gallenbitteren Saftes in die Kehle und behauptete, daß er nun gerettet sei und seine Heilung nur ihm zu danken habe. Es währte auch nicht lange, so erhob sich der Holzhauer, versicherte dem Doctor, daß er jetzt kerngesund sei und sich wie neugeboren fühle, und wanderte immer weiter mit ihm in das unwirthbare Gebirge hinein.

Plötzlich stand er still und fragte den Arzt: „Was meint Ihr wohl, wem das Gebirge gehört, dem Könige von Böhmen oder dem Herrn vom Berge?"

„Ich denke dem König von Böhmen," erwiderte jener, „geht mir doch mit Eurem Herrn vom Berge, dem albernen Rübezahl, der lebt nur im Hirn einfältiger Narren und als Popanz für die Kinder."

Kaum hatte der aufgeklärte Doctor das letzte Wort gesprochen, so geschah ein entsetzlicher Krach, die Erde bebte, und vor ihm stand anstatt des friedlichen Holzhauers ein gräßlicher Riese mit wüthiger Geberde.

„Elender Wurm," donnerte der Unhold das dürre, klappernde Männchen, das schlotternd in die Knie gesunken war und die Arme flehend emporhob, mit gewaltiger Stimme an, „jetzt will ich Dir zeigen, wer Herr des Gebirges ist; zur Strafe für Deinen Hohn sollst Du Deine klebrigen Pillen und Dein widerliches Gebräu selber verschlucken."

Bei diesen Worten sperrte der Berggeist den Mund des armen Doctors auseinander und schüttete unbarmherzig den Rest der Arzeneien hinein; dann klappte er ihn wieder zu und hielt ihn so lange mit eiserner Faust geschlossen, bis der Doctor alles hinunter gewürgt hatte.

Der Pillendoctor wand sich wie ein Wurm verzweifelt hin und her, der Leib braunte ihm, als würde er an einem Spieß über glühenden Kohlen gebraten, und er jammerte,

daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Rübezahl schaute diesen Verrenkungen eine Weile zu, dann sprach er hohnlachend: „Jetzt weißt Du, elender Pfuscher, wie es Deinen Kranken zu Muthe ist, die Dein ekelhaftes Gebräu schlucken

müssen; wage es nicht noch einmal, die Menschen damit zu quälen!“

Bei diesen Worten gab er ihm einen Stoß mit dem Fuß, und der berühmte Doctor Klapperbein kollerte wie ein zusammengekrümmter Igel den Berg hinunter. Eine Stunde verging, ehe sich derselbe von der unfreiwilligen

Niederfahrt so weit erholt hatte, daß er auf allen vieren kriechend seinen Rückweg antreten konnte; mit den zerrissenen Kleidern, geschundenem Gesicht und zerkratzten Händen sah er eher einem durchgeprügelten Spitzbuben, als einem berühmten Doctor ähnlich. Ein menschenfreundlicher Fuhrmann, welcher auf der Landstraße daher kam, hob ihn mitleidig auf seinen Wagen und nahm ihn mit bis an seine Wohnung. Seinen Wirthsleuten log er vor, daß er von Räubern überfallen worden sei, anderen wieder, daß er vor einem wilden Eber hätte flüchten müssen; doch seinem Freund und Pillengenossen, dem Doctor Wunderlich, erzählte er zu dessen eigener Warnung die grauenhafte Züchtigung, die er von Rübezahl empfangen hatte. Ihn selbst litt es nicht mehr in seiner Heimat; er verließ Land und Leute und wanderte nach Italien. Dort handelte er anfänglich mit „Tamerlanschem Haarbalsam;" doch da es wenig Kahlköpfe gab, so machte er schlechte Geschäfte und entschloß sich endlich, als „Doctor Klapperini" den heißblütigen Italienern Schröpfköpfe zu setzen und zur Ader zu lassen. Die Leute nannten ihn nach seinem Gewerbe nur „den blutdürstigen Doctor".

Der reiche Kaufmann.

Die alte Stadt Regensburg an der Donau war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine gar reiche und angesehene Stadt; Handel und Wandel blüheten, und mancher reiche Kaufherr befrachtete Schiffe und Wagen mit seinen Waaren. Ein solcher war Hans Mühler; er handelte meist nach Italien, mit kostbaren Gold- und Silbergeräthen, mit den feinsten Elfenbein- und Holz-Schnitzereien. Seine eiserne Goldtruhe barg 80,000 schön geprägte Goldgulden, sein Haus war das schönste in Regensburg, kein Fürst durfte sich schämen darin zu wohnen. Kostbares Hausgeräth und werthvolle Bilder von berühmten Malern schmückten die Wände, und allerhand seltene Dinge aus fernen Welttheilen waren als Zierat aufgestellt.

Doch „Uebermuth kommt vor dem Fall", und: „Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen". Hans Mühler wurde übermüthig durch seinen Reichthum; nicht daß er stolz und hartherzig gewesen wäre, er hatte zu jeder Zeit ein gutes Herz und eine offene Hand, wenn es galt einem Armen zu helfen und jemand eine Freude zu machen; doch in seinem Kopf trieben tolle Gedanken ihr Spiel, die machten ihm Lust zu allerhand närrischen Streichen, welche oft kostspielig genug waren.

Einst feierte man ein großes Fest in Regensburg; die Buben und Mädchen zogen mit ihren Lehrern singend durch die Straßen, bis sie endlich auf dem großen Marktplatz, woselbst Hans Mühler wohnte, sich aufstellten. Hans Mühler stand im Erkerfenster und überschaute mit vergnügten Blicken die lustige Kinderschaar. Da spukte ihm wieder ein toller Einfall im Kopf: schnell zog er einen gefüllten Lederbeutel aus seinem Wamms, nahm eine Hand voll Silbermünzen daraus und warf die glänzenden Geldstücke unter die Kinder. Mit Jubelgeschrei stoben diese auseinander, stürzten sich auf die Erde und sammelten die umhergestreuten Schätze. Ob Knabe oder Mädchen, alles drängte, stieß und raufte sich, jedes wollte so viel als nur möglich von den Silbermünzen erhaschen. Der Kaufmann schüttelte sich vor Lachen über den bunten Knäuel, der sich vor seinem Hause hin und her kollerte, und sandte immer neuen Geldregen hinab auf die tobende Kinderschaar; diese wurde dadurch nur kampflustiger; Balgereien, Schreien und Heulen war das Ende von dem Feste, das so fröhlich und friedsam begonnen hatte. Das beunruhigte Hans Mühler wenig; ob er auch viel Geldes zum Fenster hinausgeworfen hatte, und dadurch nur Neid und Zwietracht unter die Menschen gekommen war, so hatte er sich doch nach seiner Art köstlich vergnügt und belustigt. So wurde er Silber und Gold los, er wußte nicht wie.

Ein anderes Mal hatte er Gäste geladen, reiche Kaufherren, große Gelehrte und berühmte Künstler; er setzte eine Ehre darein, die vornehmsten Bürger der Stadt mit den feinsten Leckerbissen und den besten Weinen zu bewirthen. Als es nun Mittag geläutet hatte, und die eingeladenen Freunde und Bekannte zum Gastmahl kamen, durchzog ein lieblicher Geruch das ganze Haus, als wäre es ein südlicher Gewürzgarten In dem Speisesaal brannte ein mächtiges

Feuer im Kamin; im zierlich geflochtenen Korb lag der Holzvorrath, doch barg er nicht Eichen- oder Buchenholz; in seinem Innern lag wohlgeschichtet edles Zimmtholz in langen Röhren, und damit unterhielt der reiche Gastgeber das Feuer im Kamin. In der damaligen Zeit standen die Gewürze in gar hohem Preise, und so flog eine große Summe Geldes zum Schornstein hinaus.

Wieder einmal während des Sommers, als gerade die Sonne recht heiß brannte, dachte Hans Mühler bei sich: „Wie lustig müßte es sein, jetzt Schlitten zu fahren, wo anstatt der Schneeflocken uns warme Lüftchen umspielen, und wir weidlich schwitzen, anstatt zu frieren und zu klappern; Schnee giebt es jetzt freilich nicht, und doch möchte ich um alles in der Welt gerade im Sommer so recht nach Herzenslust im Schlitten dahin sausen.“ Der Schlaukopf sann und sann, und tiftelte glücklich heraus, daß eine dicke Schicht Salz auf dem Fahrwege der gefrorenen Schneedecke wohl gleich käme. Alsogleich ließ er seine Fuhrwerke anspannen (er besaß ihrer nicht weniger als sechzehn), gab ihnen bewaffnete Männer zum Geleite (denn in damaliger Zeit gab es Wegelagerer, die den Reisenden auflauerten, ihnen Geld und Gut zu rauben), und schickte sie in die baierschen Salzbergwerke, um Salz zu laden, so viel sie davon fortbringen konnten. Nach acht Tagen kehrten die Fuhrleute mit ihren hochaufgebauten Lastwagen, auf denen mehrere hundert Säcke Salz geladen waren, wohlgemuth zurück.

Jetzt wurde vor einem Thore der Stadt die Landstraße entlang das Salz aufgeschüttet. Bald dehnte sich zwischen Früchte tragenden Bäumen und blühenden Wiesen eine weiße glänzende Fläche, glitzernd wie frischgefallener Schnee im Sonnenschein. Hans Mühler stieg mit Frau und Kindern in einen prächtigen Schlitten, der von vier glänzenden Rappen gezogen wurde; diese nickten gar stolz mit den feder-

geschmückten Köpfen, und der Schlitten flog dahin in sausendem Galopp. Eine große Menschenmenge sah dem tollen Spiel mit Jubelgeschrei zu, daß die Rosse scheuten und kühne Seitensprünge machten, zum großen Vergnügen der zuschauenden Leute, denen etwas Spektakel immer sehr erwünscht ist. Die Sonne schien brennend heiß, doch den künstlichen Schnee vermochten ihre glühenden Strahlen nicht zu schmelzen.

Die Schlittenpartie sollte bis zum sinkenden Abend währen; aber kaum hatte sie begonnen, man war noch im ersten Entzücken, als auf einmal finstere schwarze Wolken am blauen Himmel heraufzogen. Diese ballten sich schnell zu einem Gewitter zusammen, das plötzlich losbrach und unter fürchterlichem Donner und Blitz sich in einem wolkenbruchartigen Regen ergoß. Da stoben die Leute auseinander wie ein Flug Rebhühner, wenn mitten hinein das Schrot des Jägers fährt. In wenigen Minuten war die ganze Salzbahn weggeschwemmt.

Hans Mühler hatte abermals eine große Summe Geldes zum Fenster hinausgeworfen. So verminderten sich nach und nach die 80,000 Gulden in seiner eisernen Truhe, bis der große goldene Schatz zu einem kleinen Häufchen zusammenschmolz und auch dieses endlich verschwand, denn es schöpft sich auch der tiefste Brunnen aus, wenn kein Wasser mehr hinzukommt.

So war aus dem reichen Kaufherrn ein armer Mann geworden, der nicht wußte, wie er das Leben mit Weib und Kind fristen sollte. Es wird aber den Menschen gar schwer, sich aus dem Wohlleben heraus in der Armuth zurecht zu finden, sonderlich wenn er an seinem Unglück selber schuld ist.

Hans Mühler steckte die letzten noch übrig gebliebenen 10 Gulden in die Tasche, nahm von seinem braven Weibe, das ihn gar oft in liebevoller Rede gewarnt und vermahnt hatte, traurigen Abschied, küßte mit Thränen seine schlafenden

Kinder und zog so eines Morgens hinaus, um in der weiten Welt sein Glück zu versuchen. Als er am Abend in eine Herberge kam, um einen Imbiß und Nachtlager zu nehmen, sah er am Tisch bei der spärlichen Beleuchtung eines Talglichtes ein Gesicht, das ihm bekannt schien; er trat näher, um sich den Mann besser zu betrachten, und blickte, als dieser aufsah, in die gutmüthigen Augen eines langjährigen Geschäftsfreundes, des alten Italieners Montini. Dieser war nicht wenig erstaunt, den wohlbekannten Kaufherrn als Fußreisenden auf der Wanderschaft zu finden, denn dazumal machten die Vornehmen nur auf wohlgesatteltem und gezäumtem Roß, von bewaffneter Dienerschaft gefolgt, ihre weiten Reisen. Hans Mühler schlug die Augen beschämt zu Boden, als er sah, wie die Blicke des Handelsmannes fragend auf ihm ruhten; er wollte lieber der Frage zuvorkommen, als sie aussprechen hören. Er schüttete ihm sein Herz aus und schilderte sein Elend so eindringlich, daß der Italiener ganz gerührt war.

„Ich kann Euch", sprach er, „vielleicht helfen, wenn Ihr genau meinen Rath befolgt; ich habe nämlich eine alte Schrift, die machte mir Geheimnisse offenkundig, welche Euch wohl das verlorene Glück wieder zurückbringen können, wenn Ihr einen weiten Weg nicht scheuet und keine Furcht habt."

„Da seid nur ohne Sorgen", rief Hans Mühler seelenvergnügt aus, denn ein Körnlein Hoffnung wandelt schnell des Herzens Traurigkeit in Freude, „gelange ich nur wieder zu Geld und Gut, soll mir nichts zu schwer sein; und wenn ein Drache den Schatz hütete, welchen ich heben soll, ich würde nicht unschlüssig sein, den Kampf mit ihm zu wagen, und nicht eher rasten noch ruhen, als bis ich ihn getödtet hätte."

„Wohlan", erwiderte Montini, „so merket wohl auf

meine Rede und präget sie Eurem Gedächtniß recht ein. Weit ab von uns im Riesengebirge, das in den schlesischen Landen liegt, hauset ein mächtiger Berggeist, Rübezahl genannt; in seinem unterirdischen Reich bergen sich Unmassen edlen Metalles, welches hie und da so hoch aufgeschichtet liegt, daß es die obere Erdrinde berührt; wer nun einen solchen Schatz findet, der darf ihn heben. Die alte Schrift, von der ich Euch sagte, erzählt von einem solchen Ort und beschreibt den Weg dahin, daß man ihn wohl finden kann. Also paßt auf! In Schlesien liegt die Stadt Hirschberg, Von dort gelangt man bald in ein Dorf, Warmbrunn genannt, woselbst warme Quellen entspringen, die wunderbare, heilende Kräfte besitzen; dort soll Rübezahl seine gewaltigen unterirdischen Schmelzöfen haben, die Sommer und Winter, Tag und Nacht arbeiten, um das starre Erz in flüssige Masse zu verwandeln. Da steigen nun die heißen Dämpfe herauf bis an die Oberfläche, daß die Quellen warm rieseln. Dort haltet Rast und wandert dann in der Frühe in der Richtung des Riesengebirges weiter, bis zu dem verwitterten Stamm einer Buche, der einsam auf kahler Höhe steht, daß Ihr ihn schon von weitem sehet; er lugt wie ein alter Wartthurm hinaus in's Land; in seine Rinde sind wunderliche Zeichen eingegraben, die niemand lesen kann. Dort blicket Euch um, denn man hält gar freundliche Umschau da oben. Gehet dann weiter auf dem Rasenweg, der sich an einem klaren Bächlein hinschlängelt; wenn Ihr Lust hättet zu suchen, so könntet Ihr schon in dem Bach Goldkörner finden; doch haltet Euch nicht dabei auf und vergeudet Eure Zeit nicht mit Kleinigkeiten! Bald erreicht Ihr sumpfiges Moorland mit hohem wucherndem Schilf; da ziehet nur vorsichtig fürbaß, daß Ihr nicht versinket! Darnach zeigt sich ein Weg, welcher zwischen Haselstauden hinläuft, diesem folget nur getrost, er führet Euch auf einen freien Plan, bewachsen

mit dem schönsten Moose, so weich wie Sammet; hier strecket Euch nieder zu längerer Ruhe! Nach wohlthätigem Schlaf werdet Ihr gestärkt erwachen; nun wandert weiter an einer Reihe von Birken und Buchen vorüber, in welche allerhand Zeichen eingeschnitten sind. Der Weg wird sich seltsam drehen, doch immer und überall schaut Ihr die alten Zeichen an den Baumstämmen. Jetzt bieget um eine Felswand, da wird Euch eine schöne Thür aus einer tiefen Kluft entgegen glänzen, kunstvoll eingefügt in buntfarbigen Marmorstein; hier ist das Ziel Eurer Reise. Steiget hernieder zu der Pforte, hebet rechter Hand das Moos aus der Erde und öffnet das Schloß der Thüre mit dem goldenen Schlüssel, den Ihr unter der Moosdecke finden werdet. Erschrecket nicht, wenn die Thüre plötzlich aufspringt, und hütet Euch sie zu schließen, so lange Ihr drinnen seid; Ihr könntet sie von Innen nicht öffnen und müßtet elendiglich vergehen vor Hunger und Durst. Tretet also ein, Ihr werdet Wunder über Wunder schauen; es giebt keinen reicheren Ort auf der ganzen Erde als diesen. Doch verlieret Euch nicht im Anschauen und Bewundern, daß nicht die Nacht herein breche und Finsterniß sich auf Euerem Weg lagere! Es ist Euch erlaubt von den Schätzen so viel hinweg zu tragen, wie Ihr vermöget Habt Ihr Eueren Reisesack gefüllt mit dem kostbaren Gut, so schließet die Thür fest zu und leget den Schlüssel genau an die Stelle, wo Ihr ihn weggenommen; bedecket ihn wieder mit dem Moos, daß kein menschliches Auge das Geheimniß erspähe! Wandert dann auf dem bekannten Weg zurück nach Hirschberg, kehrt darauf heim zu Weib und Kindern und wendet Rübezahls Geschenk wohl an, daß es Euch Segen bringe! Hütet Euch, den Reichthum wieder zu vergeuden, und seid eingedenk Eurer jetzigen Armuth!"

Hans Mühler hatte dem Italiener jedes Wort vom Munde gelesen und fand kein Ende im Danken und Hände-

drücken; er gelobte auch, haushälterisch mit dem Fund umzugehen, und trat anderen Morgens mit Sonnenaufgang seine Wanderschaft nach Schlesien an. Er gelangte glücklich in das Riesengebirge, fand und that alles, wie ihm der Handelsfreund gesagt hatte, und kam nach einem Jahre, reich beladen mit gediegenem Gold und seltenen Edelsteinen, zurück nach Regensburg. Mit lautem Jubel begrüßte ihn das treue Weib mit den Kindern, denn sie hatten gefürchtet, den Vater nicht wieder zu sehen, und war schon viel Jammer und Herzeleid um ihn gewesen.

Hans Mühler trieb nun wieder sein Geschäft mit allem Eifer und wurde wieder ein angesehener Bürger seiner Vaterstadt. So hätte er glücklich bleiben können sein Lebenlang; doch es währte nur einige Jahre, da kam der alte Uebermuth und Leichtsinn über ihn und mit diesem, wie ehemals, die tollen Einfälle und lustigen Streiche. Bald war er wieder ein armer Mann, der darben mußte.

Da griff er abermals zum Wanderstab, um sein Glück zum zweiten Male zu versuchen, und zog hinaus nach Schlesien gen Hirschberg, um noch einmal an Rübezahls Schatzkammer anzuklopfen, daß sich ihm die goldene Thüre öffene, wie vormals. Er fand den Weg leicht; da standen noch alle die riesigen Baumstämme mit den eingegrabenen Zeichen; die Haselstauden, durch welche der verwilderte Fußsteig hinlief, grünten wie vor Jahren; die steile Felswand, um die er biegen mußte, starrte ihm entgegen, und dort in tiefer Kluft erglänzte die wohlbekannte Pforte, durch welche man in Rübezahls Schatzkammer gelangte. Das Herz klopfte ihm, als wollte es zerspringen; in einer Stunde konnte er wieder ein reicher Mann sein und das alte lustige Leben beginnen; doch quälte ihn die geheime Angst, ob das Werk gelingen möchte. Zitternd stieg er hinab, den goldenen Schlüssel zu suchen; da blinkte er ihm unter grüner Moos-

decke entgegen. Gierig griff er darnach und öffnete eiligst das kunstvolle Schloß, die Thüre sprang auf und — o Entsetzen! Da stand Rübezahl mit einem riesigen Kopf, großen Augen,

die gleich glühenden Kohlen in ihren Höhlen herumrollten, und einem langen, feuerrothen Bart, der bis auf die Erde herabfiel. Er schwang einen stämmigen Knittel über dem Haupte des Eindringlings und brüllte mit einer Löwen-

ſtimme, daß es hundertfach im Gebirge wiedergellte: „Elender Erdenwurm! Wie konnteſt Du Dich vermeſſen, noch einmal meiner Hilfe zu begehren? Du haſt mein Geſchenk verpraßt; zum zweiten Male helfe ich einem alten unverbeſſerlichen Sünder, wie Du biſt, nicht wieder auf; mache, daß Du fortkommſt, ſonſt will ich Dir alle Rippen im Leibe zerbrechen. Lauf, ſo ſchnell Dich Deine Füße tragen!“ Der geängſtigte Bittſteller ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Als wäre die ganze Hölle hinter ihm losgelaſſen, rannte er über Stock und Stein, über Wurzel und Gerölle, bis er vor Angſt und Schrecken todt niederſank. Reiſende fanden ihn und verſcharrten den todten Körper unter einer alten knorrigen Buche, denn ſie hielten den Todten für einen verunglückten Strolch und Wegelagerer.

Das war das klägliche Ende des reichen Kaufherrn Hans Mühler aus Regensburg.

Rübezahl als Wurzelmann.

Es war im Mai, der Frühling schmückte wieder Berg und Thal mit jungem Grün und streute auf den lichten Grund der Wiesen tausend bunte Blumen; auf ihren zarten Stengeln wiegten sich Schmetterlinge und tranken den klaren Thautropfen, den der frische Morgen in den duftenden Kelch geträufelt hatte. Die geschäftigen Bienen summten um die blühenden Bäume, und über alle Frühlingspracht schwang sich die Lerche empor in die klare Himmelsluft, schmetterte ihre Jubellieder hinaus in die Weite und verkündete aller Welt: „Der Frühling ist da! Der Frühling ist da!“

Auch Rübezahl gelüstete es wieder einmal, das liebliche Wunder auf der Erdoberfläche zu schauen, sich an dem Thun der Menschenkinder zu belustigen, sie zu necken, zu belohnen oder zu bestrafen, je nachdem sie es trieben. Als Wurzelmann und Kräutersammler wollte er die Gegend durchstreifen. Die nimmer rastenden Berggeister, die nur seiner Befehle warteten, ergriffen Hacke und Schaufel, um dem steinigen Boden Wurzeln und Kräuter zu entreißen, heilsam gegen Uebel und Gebrechen der verschiedensten Art. Bald war alles gethan; mit einem Felleisen belastet und mit einem tüchtigen Stock bewaffnet, befand sich Rübezahl im

nächsten Augenblick auf der äußersten Grenze seines Gebietes, denn seine Zaubermacht kannte innerhalb desselben keine Entfernung.

Frohgemuth, voll Begier nach Abenteuern machte er sich auf den Weg und schritt rüstig vorwärts über Wiegandsthal, Friedeberg, Greifenberg und Lauban; doch seine Hoffnungen wurden getäuscht, alle die Ortschaften waren reichlich versehen mit heilenden Salben und wohlthätigen Kräutern; dies nahm ihm fast die heitere Laune, denn er war als Fürst eines großen Reiches nicht daran gewöhnt, daß etwas gegen seinen Willen gehe; bei dem herrlichen Frühlingswetter hatte er ein flottes Geschäft erwartet und gedachte als Wunderdoctor allerhand lustige Kurzweil zu treiben; aber niemand verlangte seine Hilfe. Doch er hatte einmal seine Wanderschaft angetreten, und trotz des mißglückten Anfangs wollte er sein Glück weiter versuchen; er tröstete sich und sagte: „Bin ich's doch nicht allein; viele Kaufleute reisen zu Markte und lösen wenig oder nichts; ich muß es wie die Jäger machen; wenn sie nichts erjagt haben, so sprechen sie: „Es ist wohl alle Tage Jagdtag, aber nicht Fangtag." — Was ist zu thun? Ich sehe, die Leute verlangen keine Wurzeln mehr, ich werde meine Waaren als ausländische Spezereien verkaufen, denn sie halten das Fremde meist für besser als das Heimische."

Von Lauban wanderte Rübezahl nach einem drei Stunden entfernten Dorfe, sprach im Wirthshaus ein und bestellte allerlei Speisen und Getränke zur Stärkung des Leibes und der Seele. Hier traf er einen Leiermann, welcher am Tisch saß und seine Drehorgel vor sich stehen hatte; den fragte er, ob er in eines Herrn Brod stünde oder ein freier Mann sei.

„Ich diene niemand als mir selbst," antwortete jener.

„Wohlan," sagte Rübezahl, „da Ihr keinem Menschen

Rechenschaft von Eurem Gehen oder Bleiben zu geben habt, so will ich Euch einige Tage mit mir nehmen; wie viel gebe ich Euch für den Tag, wenn Ihr mit mir ziehet und mich mit Eurer Musik vergnügt?"

Der Leiermann, der ein munterer Vogel war und sich auf Menschen wohl verstand, denn er hatte auf seinen Reisen allerlei Volks kennen gelernt, merkte seinem Tischnachbar sehr bald an, daß er ein freigebiger Reisegefährte sein werde, und antwortete rasch entschlossen:

„Gebt mir sechs Groschen für den Tag, dazu Essen und Trinken, so ziehe ich mit Euch, wohin Ihr wollt."

„Wohlan," sagte Rübezahl, „ich will Euch was Ihr fordert geben, sicher singt Ihr auch Lieder aller Art, damit Abwechselung in Euere Musik kommt; denn nichts geht mir über einen lustigen Gesang. Jetzt wollen wir uns auf den Weg machen, die Sonne steht schon hoch am Himmel, daß wir bei guter Zeit nach Rothenwasser kommen; dort ist Kirmes und leicht könnte ich einen Theil meiner Waaren dabei los werden."

„Ich werde Euch begleiten," versetzte der Leiermann, „doch für mein Gewerbe ist dort nichts zu holen; denn sie haben ihre eigenen Musikanten, die ihnen zu allen Hochzeiten, Kindtaufen und Kirmsen aufspielen."

„Laßt's nur gut sein," entgegnete Rübezahl, „wenn ich ein gutes Geschäft mache, dann wollen wir uns wohl vergnügen; was nur Euer Gaumen wünscht, sollt Ihr haben; ich will Euch einen Festtag bereiten, an den Ihr gedenken sollt Euer Lebenlang. Euer Leierkasten bringt Euch keine Dukaten ein, daß Ihr wohl öfters bei Brod und Wasser, als bei Wein und Kuchen zu finden seid. Also kommt, Eure Mühe soll reichlich belohnt werden."

Sie wanderten also mit einander fort und kamen noch rechtzeitig nach Rothenwasser.

Der Spielmann zog seinen Leierkasten auf, und beide marschirten nach dem Takt der Musik in das freundliche Dorf. Das Landvolk bewegte sich im Sonntagsputz unter Plaudern und Lachen die einzige Gasse entlang, welche das Dorf aufzuweisen hatte, und hörte mit Staunen die lauten Anpreisungen, mit denen Rübezahl seine Waaren feil bot. Der Leiermann leierte unterdessen mit solcher Kraft, daß es

weit über das Dorf hinaus klang. Alles eilte nach dem Wirthshaus; hier standen die Dorfmusikanten schon vor der Thür und bliesen jedem neuen Gast einen schmetternden Willkomm entgegen. Die Burschen und Mädchen stimmten mit lauten Jauchzern ein, daß das schlummernde Echo in den Bergen geweckt wurde.

Die beiden Reisegenossen näherten sich jetzt auch dem Wirthshaus. Rübezahls Kleidung nach ausländischem Schnitt und sein langer Bart erregten nicht weniger Wunder, als die fremdklingenden Namen seiner Waaren. Er blieb vor

der Thür stehen und trieb allerhand drollige Kurzweil mit seinem musikalischen Begleiter, worüber die Zuhörer in schallendes Gelächter ausbrachen; denn nichts belustiget die Leute mehr als übermüthige Narrethei. Endlich gingen die beiden Fremden hinein ins Wirthshaus.

Rübezahl entledigte sich seines Felleisens, setzte es auf einen Kasten, welcher in der Flur stand und fragte den Wirth, welcher zugleich der Schulze des Dorfes war, ob ihm erlaubt sei, seine Waaren bei ihm feil zu halten.

„Ich komme," sagte er, „aus fernen Landen, die Ihr, Herr Wirth, nie gesehen habt und schwerlich je sehen werdet; ich habe auch aller Orten meine Waare verhandelt, weil ich seltene und heilsame Dinge bei mir führe: Salben, Wurzeln, Kräuter und Specereien, aus denen man Zaubertränkchen bereitet gegen jede Krankheit des Leibes und der Seele; Ihr würdet mir's kaum glauben, wollte ich Euch erzählen, welche Wunder sie schon bewirkt haben bei Alt und Jung. Versuchet es nur selbst, wenn Ihr über ein Uebel zu klagen habt, dann werdet Ihr meiner Rede gedenken."

„Wohl," erwiderte der Schulze, „weil Ihr Eure Waaren also preiset und zur Zeit kein anderer Krämer gekommen ist, so möget Ihr immerhin Eure Sachen auslegen; denn solche Handelsleut', wie Ihr, sind wahrlich rar."

Drauf betraten die Reisegefährten mit einander die Schenkstube. Rübezahl ließ reichlich Speisen und Getränke auftragen, daß die Umstehenden erstaunten, wie ein hergereister Krämer so kostspielige Leckerbissen bezahlen konnte; denn er fragte nichts nach dem Preis und bezahlte nachher seine Schuld auf Heller und Pfennig.

Kaum hatte sich der Leiermann gesättigt, so nahm er seine Drehorgel auf, um seinen großmüthigen Gastgeber durch Tafelmusik zu erfreuen; er begann auch zu singen, und obwohl man eher das Krächzen eines Raben zu hören

meinte als eine menschliche Stimme, lobte ihn Rübezahl doch schon seines guten Willens wegen.

Unterdessen hatte sich viel Volkes versammelt, um den Spielmann und seinen Herrn zu hören und zu sehen; denn es war im ganzen Dorf bekannt geworden, daß Reisende gekommen seien weit über's Meer her, um ihre seltenen Waaren feil zu bieten. Da man nun schon draußen die Musik hörte, so wurde das Gedränge in dem Wirthshause immer größer, so daß kein Apfel mehr zur Erde konnte. Darob ergrimmten die Dorfmusikanten, da sie doch allein das Recht hatten, zur Kirmes aufzuspielen; sie bedeuteten den Leiermann, daß er nun aufhören solle zu musicieren, da sie nun an die Reihe kämen, den Gästen etwas vorzublasen.

Der Spielmann war eine friedliebende Seele; er besänftigte sie schnell, indem er sagte: „Seid nur unbekümmert! Ich werde Euch um keinen Pfennig bringen; denn ich kenne Euer gutes Recht. Ihr seid Euer fünf und würdet mir gar bald mit Eurem großen Baß den Rücken streichen, daß ich Schwielen und blaue Flecken davon trüge, gegen welche schwerlich ein Kraut gewachsen wäre."

„Merkt Ihr was?" lachte der Baßgeiger. „Ihr seid ein kluger Mann und habt den Nagel auf den Kopf getroffen; trollt Euch von dannen und bringt Euere Haut in Sicherheit!"

Rübezahl hörte in munterer Laune das Wortgefecht der beiden und sprach zu seinem Reisegenossen: „Laßt Euch nicht bange machen, Kamerad! So lange ich bei Euch bin, soll Euch nichts Uebles geschehn. Wenn ich Lust hätte, könnten wir es schon mit den fünf Dorfpfeifern aufnehmen; sie sollten bald auf und davon laufen, wofern sie nicht auf dem Fleck liegen bleiben und ihre Großsprecherei kläglich büßen müßten. Doch ich will dem Wirth, der ein guter dienstfertiger Mann

ist, keine Störung machen; er hat uns wohl aufgenommen mit freundlichem Gesicht, mit Essen und Trinken waren wir gut berathen, und meine Waaren darf ich ja auch auslegen in seinem Hause zu Jedermanns Ansicht."

Darauf gingen beide hinaus auf die Hausflur, und Rübezahl breitete seine wunderlichen Waaren auf einem Tische aus. Die Leute trugen großes Verlangen, die fremden Dinge zu sehen, und umdrängten den Kaufstand in lebhafter Neugier. Rübezahl nahm eine Wurzel, berührte sie mit demselben Zauberstab, durch den einst die schöne Emma im Garten des mächtigen Gebirgsherrn Rüben in Gespielinnen ihrer Heimat verwandelt hatte, und alsobald wurde aus dem unscheinbaren Knollen ein farbenprächtiger ausgestopfter Vogel, wie man sie aus dem fernen Indien nach Europa bringt. Solcher Verwandlungen nahm er noch mehrere vor und wiederholte dabei nach Art der Handelsleute mit lauter Stimme und lebhaften Geberden, daß er seine Kräuter und Wurzeln eigenhändig in den undurchdringlichen Urwäldern Indiens gesammelt habe.

Die Leute beschauten und bewunderten bald den Krämer, bald die Waaren. Als ihnen Rübezahl von den geheimen Kräften dieser Dinge erzählte, und einer der ausgestopften Vögel plötzlich die Flügel bewegte, das Köpfchen drehte und die lieblichsten Töne herauszwitscherte und trillerte, da konnten sich die Leute nicht länger halten, von diesen Wunderdingen zu kaufen, ohne viel zu feilschen, wie es sonst ihre Art sein mochte. Bald war der ganze Vorrath vergriffen; nur eine kleine Wurzel behielt Rübezahl zurück, barg sie in dem Felleisen und schenkte beides der Wirthin zum Dank für die gute Aufnahme. Die Schulzin nahm die unscheinbare Gabe freundlich an und trug sie mit großer Eile in ihre Kammer, denn sie hatte heut viel zu schaffen, um allen Gästen Genüge zu thun.

Nachdem nun Rübezahl seine Zeche bezahlt hatte, sagte er zu seinem Reisegefährten: „Laßt uns fürbaß ziehen; unsere Wege gehen jetzt auseinander. Doch vorerst wollen wir noch einmal in die Wirthsstube gehen und den Gästen im Abschiedstrunke Bescheid thun."

Die Wirthin brachte einen Krug schäumenden Gerstensaftes, der schnell von Hand zu Hand wanderte. „Jetzt spielt noch eins auf, Kamerad," mahnte Rübezahl den Leiermann; „ein lustiges Stücklein macht den Abschied leicht und ist ein gutes Geleit auf die Wanderschaft. Ihr Herren Dorfpfeifer werdet wohl nichts dagegen haben und kein böses Gesicht machen." Er öffnete den Leierkasten, hauchte über die Saiten und schloß ihn wieder. Der Leiermann fing an zu drehen, und eine liebliche Tanzweise erklang, welche die Orgel noch nie gespielt hatte; die Töne wurden stärker und mächtiger, als spielte ein großes Orchester mit allen Blas- und Streich-Instrumenten; dazwischen tönte es so zart und weich, als flötete die Nachtigall und trillerte die Lerche. Es war Walzer, und flugs setzte die Tanzlust die Füße der Zuhörer in Bewegung; die Burschen und Mädchen wiegten sich nach dem Takte hin und her und wurden nimmer müde. Bald tanzte Alt und Jung, selbst die Musikanten drehten sich mit ihren Geigen und Trompeten im munteren Reigen; in erster Reihe tanzte der wohlbeleibte Schulze mit seiner stattlichen Hausfrau, deren gesteifte Haubenbänder gleich Windmühlenflügeln auf- und niederfuhren.

Immer bewegter wurde die Musik, immer schneller walzten die Paare; sie rissen einander mit fort im tollsten Wirbel; endlich sanken sie erschöpft nieder. Als sie wieder zu sich kamen, war der fremde Krämer sammt dem Leiermann verschwunden. Sie befanden sich durch Rübezahl's Zaubermacht schon weitab vom Dorfe.

Der Spielmann schaute noch immer verwundert auf

seinen Leierkasten und konnte des Staunens und Fragens kein Ende finden, über die wunderbare Musik, welche er seinem alten Leierkasten entlockt hatte.

„Ach Herr," sagte er ganz ängstlich, „Ihr seid gewiß ein großer Zauberer; Ihr habt dem halb verrosteten Instrument, das mich schon seit 20 Jahren in Sturm und Wetter, bei Tag und bei Nacht begleitet, neue Melodien und Töne eingehaucht; nehmet den Zauber nicht wieder von ihm, ich will Euch dafür danken mein Lebenlang."

„Wohlan," antwortete Rübezahl, „was Du wünschest, soll Dir gewährt sein; der Zauber soll an dem Instrument haften, so lange Du lebst, und wenn Du hundert Jahre alt würdest. Doch mit Dir stirbt auch der Zauber; keine andere Hand wird ihm je die Melodien entlocken, welche ich dem Saitenspiel eingehaucht habe. Du bist ein braver Gesell und warest mir ein lieber Reisegefährte; fortan sollst Du nur noch in Freude und Sorglosigkeit leben. Eins mußt Du mir jedoch geloben; kommst Du auf Deiner Wanderschaft an eine Hütte, worin arme Leute ein Fest feiern, sei es Kindtaufe, Hochzeit oder Kirmes, so gehe nicht vorüber, sondern tritt ein und spiele ihnen wacker auf, ohne einen Pfennig dafür zu nehmen!"

Mit kräftigem Handschlag gelobte der Spielmann alles zu thun, was sein Wohlthäter verlangte. So schieden sie; Rübezahl schritt dem Gebirge zu, der Leiermann wanderte nach dem nächsten Orte. Noch oft wandte er sich um, seinem unbekannten Freunde einen Abschiedsgruß zuwinkend.

Am anderen Morgen, als die Kirmesgäste in dem Dorfe, wo Rübezahl Tags vorher gehaust hatte, aus kurzem Schlummer erwachten und sich ihre Einkäufe betrachteten, fanden sich viele bitter getäuscht; denn statt der glänzenden Vögel, welche sie gekauft hatten, fanden sie nur erdgraue, vertrocknete Wurzeln; sie staunten ob dieser abermaligen

Verwandlung, hoben aber doch die Knollen auf, um später ihre Heilkraft zu erproben.

Trotz dieses Schabernacks, den Rübezahl vielen Leuten gespielt hatte, gedachten sie noch nach Jahren mit großem Behagen jener Kirmes, welche seit Menschengedenken die lustigste im ganzen Kirchspiel gewesen war Nur die Frau Schulzin konnte sich rühmen, vom Gebirgsherrn eine reiche Gabe empfangen zu haben. Als sie anderen Tages das Felleisen öffnete, ward ihr Auge geblendet von einem goldigen Schimmer; anstatt der Wurzel fand sie ein Stück gediegenen Goldes. Sie wußte es wohl anzuwenden, unter ihren fleißigen Händen mehrte sich der Wohlstand von Tag zu Tag, und sie vergaß nie des merkwürdigen Krämers, der ihrem Hause Segen gebracht hatte.

Der Roßhändler.

In dem böhmischen Städtchen Trautenau lebte ein Handelsmann, Namens Jakob, der trachtete nur darnach, Geld zusammen zu scharren und Schätze aufzuhäufen. Dabei hatte er ein hartes Herz; niemand konnte sich einer Gutthat von ihm rühmen, denn er war ein Geizhals, der selber Hunger und Durst litt, um nur keinen Groschen auszugeben. Ein Hering mit einem Stück Schwarzbrod als Mittagsessen genügte ihm, und ein Glas schlechten Branntweins war der einzige Trank, den er sich erlaubte. Gleich einem Bettler ging er einher, sein Rock war aus lauter Flicken zusammengesetzt; daß er einst schwarz gewesen, konnte man kaum sehen; jetzt spielte er in allen Farben und glänzte wie eine Speckschwarte. Sprach ihn ein Armer um eine Gabe an, so wimmerte er: „O weh geschrien, bin selbst ein armer Mann, der nichts hat.“ Und doch war er ein reicher Mann, der genug besaß, ein angenehmes Leben zu führen und den Armen Gutes zu thun, denn er hatte einen eisernen Kasten voll Silber und Goldes, in welchem er gierig herumwühlte, wenn die Nacht hereingebrochen war und alles in festem Schlafe lag. Der Schatz war in einem tiefen Loch verborgen, das er mühsam unter der Stubendiele gegraben hatte, gerade so groß, daß der eiserne Kasten hineinpaßte. Auf dieser Stelle

machte er sich regelmäßig sein elendes Nachtlager aus Stroh und Lumpen und ruhte glücklich wie in Abrahams Schoß, denn er wußte sein Liebstes wohl geborgen. Jakob trieb viel Tausch und Handel mit Pferden; das war für ihn ein feines Geschäft. Er war nämlich ein arger Schalk, wußte die alten Mähren zu glätten und zu schniegeln, daß man sie für jung hielt und mancher harmlose Käufer in die Falle lief; dabei schnitt Jakob ein so treuherziges Gesicht, daß es eine wahre Sünde gewesen wäre, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln.

Eines Tages besuchte ihn ein vornehmer Gutsbesitzer der Umgegend, der wollte sechs Rappen und zwei Schimmel kaufen; denn er war so reich, daß er sechsspännig fuhr, gleich einem Fürsten. Da nun für die nächsten Tage Roßmarkt in Hirschberg ausgeschrieben war, beauftragte er Jakob, den Handel für ihn zu machen, und gab ihm dreitausend Thaler mit. Als der Herr fort war, schmunzelte der Handelsmann vor Vergnügen; das war ein gutes Geschäft und konnte leicht einige hundert Thaler für ihn abwerfen. Da es noch früh am Tage war, machte er sich sogleich auf den Weg, warf den Quersack um, nahm den Knotenstock in die Hand und wanderte den ganzen Tag in Staub und Sonnenbrand; gegen Abend lenkte er seine Schritte seitwärts in einen Wald, dort Rast und Nachtruhe zu halten; für diese Herberge brauchte er nichts zu zahlen.

Am Abend des zweiten Tages erreichte er Hirschberg, woselbst der Roßmarkt abgehalten werden sollte, suchte ein Wirthshaus auf, wo viele Käufer und Verkäufer übernachteten, und forschte mit vieler Schlauheit die Leute aus. Im Stall machte er sich besonders viel zu schaffen, besah und befühlte die Pferde und wußte jedes abzuschätzen, denn er hatte einen sicheren Blick. Anderen Tages mit dem Frühsten ging er auf den Markt, erhandelte sechs glänzend schwarze Rappen,

die kein falsches Haar hatten, dann zwei Schimmel und behielt von den dreitausend Thalern vierhundert übrig; dafür kaufte er für seine Rechnung einen schönen Apfelschimmel, den gedachte er für fünfhundert Thaler weiter zu verkaufen.

So trat er die Heimreise an. Im Anfang ging alles gut, Jakob saß auf dem Apfelschimmel und hielt die zusammengekoppelten Pferde an der Leine. Plötzlich stand sein Pferd still und war weder durch Worte noch Schläge zu bewegen, weiter zu gehen. Jakob gerieth hierüber in helle Verzweiflung, er sah, daß das Thier stätig, und er von dem Verkäufer betrogen worden war. Nach Verlauf einer Viertelstunde setzte sich dasselbe wieder in Bewegung; doch kaum war es eine kurze Strecke gegangen, so stand es wieder fest, und Jakob mußte ruhig das Ende dieses Eigensinnes abwarten. Er wußte nicht, sollte er umkehren, um den betrügerischen Roßhändler aufzusuchen, oder sollte er seine Straße weiter ziehen. Da erblickte er in geringer Entfernung einen einsamen Bauernhof, den er auf der Reise nach Hirschberg gar nicht bemerkt hatte. „Hier will ich um Nachtherberge bitten," dachte er bei sich, „vielleicht gewährt man mir dieselbe unentgeltlich."

Der Apfelschimmel, welcher jetzt wieder wohlgemuth neben seinen schwarzen und weißen Kameraden hertrabte, trug seinen Herrn ohne Unterbrechung bis an das Gut, in dessen offenem Hofthor der Bauer stand. Jakob bat denselben höflich um Nachtherberge für sich und die Thiere, und freundlich wurde ihm diese zugesagt. Darauf zog er die Pferde in den Stall und ging mit seinem Wirth in die Wohnstube. Da der Bauer noch keine Bäuerin in seinem Hause hatte, so holte er selbst weiches Schwarzbrod, frische Butter und ein Glas Bier, setzte alles vor den Gast hin und bat ihn, sich die einfache Kost wohl schmecken zu lassen.

Nachdem sich Jakob an Speise und Trank gelabt hatte,

erzählte er von dem lebhaften Verkehr auf dem Hirschberger Roßmarkt und rühmte auch seine Käufe, unter denen er den Handel mit dem Apfelschimmel ganz besonders hervorhob; verschwieg jedoch wohlweislich die Entdeckung des schlimmen Fehlers, der das Pferd zu jeder Verwendung eigentlich untauglich machte.

„Das Pferd gefiel mir gleich auf den ersten Blick," meinte der Bauer; „es ist kräftig und zugleich fein gebaut und hat eine schöne Farbe; ich hätte nicht übel Lust, dasselbe gegen meinen Braunen einzutauschen; was sagt Ihr zu diesem Vorschlag?"

Jakob war in seinem Herzen hoch erfreut durch die Aussicht, das starrköpfige Thier, vielleicht noch mit Gewinn, los zu werden, doch behielt er die Freude für sich, machte ein verlegenes Gesicht und erwiderte: „Ich möchte Euch wohl gern zu Willen sein, doch ich habe auch mein besonderes Vergnügen an dem prächtigen Thiere und würde mich nur schwer von ihm trennen; damit Ihr aber sehet, daß ich nicht undankbar bin, so will ich zu Euren Gunsten auf seinen Besitz verzichten, wenn Ihr mir noch eine Entschädigung in Silber gewährt. Wir wollen in den Stall gehen und beide Thiere vergleichen, auf daß ich keine unbillige Forderung stelle."

Nachdem der Apfelschimmel und der Braune genau geprüft worden waren und Jakob besonders den letzteren nach allen Seiten hin untersucht hatte, sprach er zu dem Bauer: „Ihr werdet nicht verlangen, daß ich Verlust bei dem Handel habe; leget mir also auf Euren Braunen noch einhundert Thaler zu, dann will ich mich bemühen, meinen schönen Apfelschimmel zu vergessen."

„Die Entschädigung scheint mir zwar etwas hoch gegriffen", erwiderte der Bauer; „doch das Pferd gefällt mir einmal, ich gehe auf den Handel ein. Daß Ihr mir ein fehlerfreies Pferd für mein kerngesundes gebet, bin ich von

Eurer Rechtlichkeit überzeugt; Ihr habt dasselbe mehrere Stunden Weges geritten und könnt es schon darnach beurtheilen. Fraget Euer Gewissen ja recht genau, ob Ihr das Geschäft vor demselben verantworten könnt; denn es brächte Euch keinen Segen, wenn Ihr mich übervortheilen wolltet."

Der Roßhändler versicherte ihm, daß er gegen seinen eigenen Bruder nicht rechtlicher handeln könnte, folgte dem Bauer in die Stube und nahm die hundert Thaler in Empfang; mit großem Behagen strich er dieselben ein und verwahrte sie in dem großen ledernen Beutel, den er um den Leib schnallte.

Als ihm sein Hauswirth endlich die Lagerstatt anweisen wollte, bat er ihn nur um eine Schütte Stroh; er wollte sich gleich im Pferdestall sein Lager zurecht machen, um niemand während der Nacht zu stören, da er schon vor Aufgang der Sonne seine Reise fortsetzen wolle.

„Da thut Ihr wohl daran", sagte zustimmend der Bauer. „Ihr reitet in der Kühle, und Eure Pferde werden weniger von den Hornissen geplagt. Ich wünsche Euch glückliche Reise; mein Brauner wird Euch schon wohlbehalten heim bringen." Mit einem schlauen Lächeln, welches Jakob sich nicht zu erklären wußte, bedeutete der Bauer ihm noch, daß er sich aus der Scheuer so viel Stroh holen könne, als er nur wolle.

Jakob folgte der Weisung des Bauern, trug einige Schütten Stroh in den Stall, machte sich eine Streu und warf sich völlig angekleidet darauf, da er nach einigen Stunden schon aufbrechen wollte; denn er fürchtete, der Bauer möchte in früher Morgenstunde einen Ritt auf dem Apfelschimmel machen oder denselben an den Wagen spannen und so hinter den Betrug kommen; dann war er der Geprellte, mußte die blanken Thaler wieder herausrücken und den schönen Braunen gegen den stätigen Apfelschimmel wieder herausgeben.

Da es im Hochsommer war, wo die kurzen Nächte keine Dunkelheit aufkommen ließen, so konnte sich Jakob schon in der zweiten Stunde nach Mitternacht auf den Weg machen. Er führte die Pferde vor das Hofthor, schwang sich auf den Braunen, nahm die Leine in die Hand und trieb die Thiere in ruhigem Trab vorwärts. Der Braune bestätigte das Lob seines Herrn; seine Gangart war leicht und sicher, so daß der Reiter nicht die mindeste Beschwerde fühlte.

Der Tag war unterdessen angebrochen, die frische Morgenluft erquickte Roß und Reiter, und Jakob fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, denn er hatte ein gutes Geschäft gemacht; er dachte gerade daran, daß der Bauer vielleicht jetzt auf dem störrischen Apfelschimmel sitze und sich vergebens abmühe, das Thier von der Stelle zu bringen, und mußte bei dieser Vorstellung laut auflachen. Da erblickte er plötzlich über sich, trotz des blauen Himmels und der klaren Luft, eine dunkle Wolke, die sich auf ihn hernieder zu senken schien, er trieb die Pferde zu schnellerem Lauf an, doch die Wolke zog in gleicher Eile über seinem Haupt hin, kam näher und näher, bis sie Reiter und Roß einhüllte und sich endlich als ein großer Hornissenschwarm erwies. Die schrecklichen Thiere fielen über die Pferde her, der Braune bäumte sich vor Wuth, warf den Reiter ab und jagte davon. Mit ihm war auch der ganze Hornissenschwarm verschwunden.

Als sich Jakob von dem Schreck wieder erholt hatte und seine sechs Rappen und zwei Schimmel ruhig auf dem Wege stehen sah, war er ganz zufrieden, dieses Mal mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein. Er gedachte des hämischen Lächelns seines Wirthes und seiner Warnung vor Hornissen und erkannte sogleich in dem Insectenschwarm die Rache Rübezahls für den ihm gespielten Betrug. Jakob ließ sich diese Strafe zur Lehre dienen und wurde von jetzt an ein ehrlicher Mann.

Rübezahl als Hochzeitsgast.

Einstmals quälte den Gebirgsherrn wieder die Langeweile; sein unterirdisches Reich war reich an Gold, Silber und Edelgestein, doch arm an geselligen Freuden. Kam nun diese trübselige Laune über ihn, so suchte er die Menschen auf und trieb mit ihnen sein Spiel. In solcher Stimmung schwang er sich eines Tages in Gestalt eines stattlichen Reiters auf ein schnelles Roß und sprengte von dem höchsten Berg des Riesengebirges, der Schneekoppe, geradenwegs hinunter nach Arnsdorf. Es war Sonntag; andächtig kamen die Leute aus der kleinen, inmitten des Kirchhofes liegenden Dorfkirche; hier und da blieben sie an einem Grabe stehen, in welchem ein Bekannter ruhete, und sammelten sich dann an dem Eingang zum Kirchhof, als erwarteten sie etwas mit neugieriger Theilnahme. Der Reiter, zu welchem die Bauern verwundert aufsahen, (denn selbst die ältesten unter ihnen konnten sich nicht erinnern, jemals einen so vornehmen Gast in ihrem Dorfe gesehen zu haben,) hielt auch sein Roß an, um zu sehen, was es hier gäbe.

Nicht lange währte es, so kam ein Hochzeitszug die Dorfgasse heraufgezogen, voran die Dorfmusikanten mit Waldhorn, Clarinette und Posaune, dann ein junges blühen-

des Paar, der Bräutigam und die Braut im Hochzeitsstaat, und hinter ihnen Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, begleitet von einer großen Kinderschaar. Es war ein fröhlicher Anblick. Rübezahl, der noch nie einer Hochzeit beigewohnt hatte, vergnügte sich an diesem Aufzug nicht wenig und dachte: „Die Menschen sind doch ein närrisches Völkchen, putzen sich auf, lachen und weinen in einem Athem und feiern ein großes Fest, wenn ein Paar zusammen kommt, obwohl sie noch gar nicht wissen, ob's ihm zum Glück oder Unglück ausgeht. Doch ich will zum Wirthshaus reiten, vielleicht daß sie dort schmausen und tanzen, denn das eine lieben sie so sehr als das andere."

Als das Paar eingesegnet war, ging es richtig nach dem Wirthshaus, in welches die jungen Eheleute ihre ganze Freundschaft mitbrachten. Wenn sie gleich arm waren und die Traugebühren mühsam zusammen gespart hatten, so mußten sie doch die alte Sitte halten, Gäste laden und diese mit Speise und Trank bewirthen. Rübezahl saß abseits von der Hochzeitstafel, betrachtete die Gäste und hatte seinen Spaß daran, daß es jedem so trefflich schmeckte; sie steckten so viel in den Mund hinein, daß kein Wort heraus kommen konnte; man hörte nur das Klippern und Klappern der Messer und Gabeln. Eine schöne Unterhaltung, dachte Rübezahl bei sich, da vergnügen sich die Hunde und Katzen an ihrem Freßnäpfchen eben so gut. Nur das Brautpaar fand Gnade vor seinen Augen, aus ihren Blicken leuchteten Freude und Glück, als käme für sie das goldene Zeitalter. Rübezahl winkte verstohlen dem Wirth, um ihn über die jungen Eheleute auszufragen. Da hörte er viel Gutes und viel Trauriges: sie waren beide brav, doch ganz arm; die Eltern starben ihnen, als sie noch die Kinderschuhe anhatten, und so wohnten sie einmal bei dem, das andere Mal bei jenem Bauer der Reihe nach; das war ein harter Bissen

Brod, der durch manche Thräne gesalzen wurde. Rübezahl hörte dem allen neugierig zu.

Als das Essen vorüber war, sollte der Tanz beginnen. Da trat Rübezahl hervor und sprach zu dem Bräutigam: „Wollt Ihr mir wohl erlauben, den Ehrentanz mit Eurer lieben Braut zu tanzen?“ Der junge Mann freuete sich dessen und gab seine Einwilligung. Die Braut blickte verschämt unter sich, als der vornehme Herr ihre Hand erfaßte und den Reigen mit ihr eröffnete; das geschah alles fein bedächtig nach alter guter Sitte. Während des Tanzes, als sie einmal ausruheten, verehrte der Fremde der Braut ein einfaches Halsband von böhmischen Glasperlen und sagte: „Verzeihet mir, ehrbare Jungfer, wenn ich Euch auch ein Geschenk mache, 's ist nur eine kleine Gabe, doch werdet Ihr sie nicht verschmähen und meiner dabei immer gedenken.“ Die Braut dankte höflich und that das Halsband um. Der Tanz war zu Ende, Rübezahl führte seine Tänzerin dem Bräutigam zu, wünschte ihm Glück und schenkte ihm einen ledernen Geldbeutel. Bis spät in die Nacht währte das Fest; Rübezahl fühlte keine Langeweile und hielt aus, bis der letzte Gast in der Thür verschwunden war; dann trat er zu dem Wirth, fragte nach den Kosten des Schmauses und bezahlte alles auf Heller und Pfennig; gab ihm auch noch ein gutes Trinkgeld für seine Mühe und Bewirthung.

Am andern Morgen als der Wirth aufgestanden war und den Fremden fragen wollte, ob er etwas wünsche, fand er ihn nicht mehr in seinem Hause. Er hatte sich früh zur Reise gerüstet, ohne Abschied und Morgentrank.

Gegen Abend kam das junge Ehepaar mit den Hochzeitsgästen noch einmal in das Wirthshaus, um Nachfeier zu halten. Mit dem Brautanzug hatte die junge Frau auch das Geschenk des Fremden, die Halskette aus Glasperlen, angelegt. Man fragte nach dem Fremden, und da

der Wirth von seiner schnellen Abreise erzählte, ergingen sich die guten Leute in allerlei Vermuthungen; jedes wollte etwas Besonderes an ihm bemerkt haben.

Sie waren noch im lebhaften Gespräch hierüber, als der Herr Pfarrer eintrat, um seinen Beichtkindern, dem jungen Ehepaar, nochmals seine Glückwünsche zu bringen. Er nahm zwischen beiden Platz und ermahnte sie in freundlichen Worten, ein ehrbares Leben zu führen und sich immerdar brav zu halten in Liebe und Treue. Darnach kam der Fremde wieder an die Reihe: der Pfarrer hörte mit Staunen die wunderliche Erzählung von dem Unbekannten, der sich so freigebig erwiesen hatte. Die junge Frau zeigte ihm das Geschenk des Fremden. Kaum hatte der Geistliche dasselbe berührt, so verwandelten sich die Glasperlen in echte Diamanten, welche mit herrlichem Glanz glitzerten und funkelten. Alle starrten auf das Wunder theils mit Freude, theils mit Neid. Der junge Ehemann gedachte sogleich des geschenkten Geldbeutels, fuhr in seine Tasche und brachte ihn hervor. Als er ihn öffnete, fand er einen harten Thaler darin, und in der Folge entdeckte er mit noch größerer Freude, welcher Segen auf dem schlichten Lederbeutel ruhte. So oft er nämlich einen Thaler ausgegeben hatte, steckte jedesmal in dem Beutel ein neuer.

Wohl manche Hochzeit ist seitdem in jenem Dorfe gefeiert worden, und jedes Brautpaar wünschte sich einen solchen freigebigen, ungebetenen Gast. Doch hat man nie gehört, daß Rübezahl jemals wieder bei einem Hochzeitsfest erschienen wäre. So gütig er damals gewesen war, so mochte er doch mit Schmerzen daran gedacht haben, wie ihm selbst einst die Hochzeit mit der schönen Emma zu Wasser geworden war.

Die Springwurzel.

Seitdem Rübezahl in Rothenwasser zur Kirmes gewesen war und die Kirmesgäste mit allerlei heilsamen Kräutern und Wurzeln versorgt hatte, die weit und breit gerühmt wurden, begann für die Heilkünstler und Apotheker eine gar schwere Zeit. Die großen Medicinflaschen, die sonst reichen Gewinn brachten, waren aus den Krankenstuben verbannt, nur Wurzeln und Kräuter wurden verlangt und ohne Murren bezahlt.

Insbesondere suchte man die berühmte Springwurzel und ging meilenweit darnach; ihren Namen hatte sie deswegen, weil von ihrer bloßen Berührung alle Schlösser und Riegel aufsprangen. Auch schrieb man ihr die Kraft zu, daß ein Kranker nach ihrem Genuß nicht allmälich besser wurde, sondern sein Leiden in einem Nu verlor; sobald die Wurzel in den Magen kam, mußte die Krankheit springen: auch deshalb nannte man sie „Springwurzel." Jedermann verlangte also in den Apotheken dieses gesegnete Heilmittel; die Doctoren verschrieben dasselbe auf jedem Recept, denn die Medicin galt nichts, wenn nicht einige Loth Springwurzel darin waren. Freilich mußte manche Pastinak- und Sellerie-Wurzel herhalten, um diesen Heißhunger nach Springwurzel

zu befriedigen; doch konnte das nichts helfen, und wenn sich alle Fichten und Tannen des Riesengebirges in die Wurzel verwandelt hätten, so wäre doch dem Bedarf nicht genügt worden.

Da verbreitete sich das Gerücht, daß gegenüber der Schneekoppe im Riesengrund, am Fuße senkrechter Felswände, eine Wiese liege, auf welcher das berühmte Zaubermittel in unabsehbarer Menge zu finden sei. Man nennt diese Wiese noch heutzutage „Rübezahls Lustgarten", und unter ihr stürzt sich der Aupe-Fluß in munteren Fällen in den Riesengrund. Auch seltene Kräuter sollten dort in üppigster Fülle wuchern, und die Felswände wären mit so herrlichem Moos überkleidet, als hätte man Sammet darüber gebreitet. Diese Erzählungen, die durch das ganze schlesische Land liefen, brachten alle Kräutersammler, Wundermänner, Apotheker und Doctoren in große Aufregung; jeder würde diesen Lustgarten aufgesucht haben, wenn er nicht den mächtigen Gebirgsherrn gefürchtet hätte; denn daß mit diesem nicht zu spaßen war, wußten alle zur Genüge.

Zu dieser Zeit lag in der Stadt Liegnitz ein vornehmer Mann, der Oberst von Löwenstern, schwer krank darnieder; seine besorgte Frau berief alle berühmten Heilkünstler, doch keiner konnte helfen. Da hörte sie eines Tages durch den alten Kräutersammler Heinz von jenem Wundermittel, das jedes Gebrechen heile im Handumdrehen.

„Ach könntest Du mir das verschaffen, guter Heinz", sagte die Frau Oberst; „ich wollte Dir es reichlich lohnen; Du weißt, für meines lieben Mannes Leben ist mir nichts zu theuer."

„Ja sehet, gnädige Frau", erwiderte Heinz treuherzig, „gern wollte ich Euch den Gefallen thun, aber Leib und Leben kann ich nicht daran wagen. Wenn mich Rübezahl, der Jungfernräuber, in dem Riesengrund in seinem Lust-

garten anträfe, er schlüge mich mit seinem Schürbaum gleich auf der Stelle todt."

Der Kräutersammler blieb hartnäckig bei seiner Weigerung und behauptete, er wolle mit diesem Unhold nichts zu thun haben; doch die vornehme Bittstellerin sparte kein Mittel, um sein Herz zu rühren. Zuerst versuchte sie es mit Ueberreden, dann kamen Thränen und lautes Schluchzen; zuletzt fiel sie vor ihm auf die Kniee, hob ihre Hände empor und blickte ihn so flehend an, daß der biedere Heinz nicht mehr widerstehen konnte und ihr versprach, einen Versuch zu wagen.

Er machte sich sogleich auf den Weg, denn es ist das Klügste, eine unangenehme Sache, der man nicht entgehen kann, so schnell als möglich abzuthun. Als Heinz nach langem Wandern das Riesengebirge erreicht und den Koppenplan dicht unter der Schneekoppe erstiegen hatte, erblickte er jenseits des Aupebaches jene Wiese, welche ihm als Rübezahls Lustgarten beschrieben worden war. Er kletterte mühsam an der einen Wand des gewaltigen Bergkessels, Riesengrund genannt, hinab, überschritt die in raschen Sätzen in die Schlucht hinabtosende Aupe und kletterte an der gegenüberliegenden Bergwand wieder in die Höhe.

Dem Wurzelmann rieselte es einmal kalt, einmal heiß über den Rücken, wenn er an sein Wagniß dachte, doch da er „A" gesagt hatte, mußte er auch „B" sagen. Zögernd näherte er sich dem Lustgarten Rübezahls, während er sich bei jedem Schritt scheu umsah; da er aber keine Schreckgestalt erblickte, bekam er Muth und betrat nun furchtlos die schöne Wiese, welche mit Blumen und Kräutern aller Art geschmückt war. Bald erkannte der Kräutersammler die Stande, welche aus der gesegneten Springwurzel hervorsprießt. Heinz hätte bei dieser Entdeckung vor Freude in die Höhe springen und laut in die Berge hinausjubeln mögen, doch hielt er sich

eiligst den Mund zu und hemmte so den lauten Ausbruch seiner Ueberraschung; denn es kam ihm der Gedanke, daß Schweigen hier am rathsamsten sei. Eiligst ging er an's Werk und grub emsig eine Menge solcher Stauden um, welche ihm Springwurzeln in Hülle und Fülle lieferten. Bald hatte er eine gehörige Last vor sich aufgethürmt und bündelte diese zusammen, um sie auf dem Rücken nach Hause zu schleppen; da sah er plötzlich einen Mann auf sich zukommen, der wie ein Gärtner gekleidet war und eine Hacke auf der Schulter trug.

„Was thust Du hier?" rief der Gärtner dem kecken Eindringling schon von Weitem zu. „Wie kannst Du Dich unterfangen, einen fremden Garten zu berauben, ohne es nur der Mühe werth zu achten, nach dem Eigenthümer zu fragen und ihn um Erlaubniß zu bitten? Warte, Du frecher Spitzbube, ich werde Dir mit meiner Hacke den Schädel zerschmettern."

Gern hätte Heinz nach dieser drohenden Anrede alles im Stich gelassen und eiligst die Flucht ergriffen, aber der Schrecken hatte ihm alle Glieder gelähmt. Er legte sich daher auf's Bitten und suchte den zornigen Gärtner zu beschwichtigen, indem er in demüthigem Tone also sprach: „Ach lieber Herr, seid nicht aufgebracht, besänftigt Euren Zorn! Ich bin ein armer Mann und habe eine zahlreiche Familie zu ernähren, was mir oft sauer genug wird. Da wendete sich vorgestern eine vornehme Frau aus Liegnitz an mich mit vielen Bitten und Versprechungen, daß ich ihr zu der heilsamen Springwurzel verhelfen möchte, denn ihr Mann liegt todtkrank darnieder, und ihr Herz ist darum voll großer Sorge. Sie versprach mir hundert Thaler, wenn ich ihr die ächte Springwurzel brächte, von der sie schon so viele Wunderdinge vernommen. So ließ ich mich bereden; ich konnte ihren Thränen nicht widerstehen, und den reichen

Gewinn wollte ich mir auch nicht entgehen lassen. Ich habe Euch jetzt alles freimüthig erzählt und hoffe, daß Ihr ein Einsehen habt und mich in Frieden meine Straße ziehen heißt."

Rübezahl sann eine Weile nach, sein zorniger Blick hatte sich etwas gemildert, dann antwortete er: „Wohlan, dieses eine Mal sei Dir Deine Dieberei vergeben; nimm das Bündel mit Dir, ich will Deiner Frechheit nicht weiter gedenken. Doch lasse Dich nie wieder gelüsten, meinen Garten zu betreten; Du möchtest sonst den Weg zu Weib und Kindern nicht noch einmal zurückfinden."

Der Wurzelmann gelobte hoch und heilig, der Warnung wohl zu gedenken, beschwerte seinen Rücken mit der gesammelten Last, dankte dem Herrn des Gebirges tausendmal für seine Gnade und machte sich seelenvergnügt davon, indem er in leisem Selbstgespräch hoch und theuer schwor, nie wieder diesen Zaubergarten betreten zu wollen.

Am dritten Tage erreichte der Wurzelmann wohlbehalten seine Heimat Liegnitz. Weib und Kinder umstanden ihn und hörten mit Zittern die Erzählung seines Abenteuers. Dann begann er die Wurzeln zu spalten und zu sichten, trug den größten Theil davon in die Apotheke und verkaufte sie dort zu hohem Preise.

Frau von Löwenstern saß an ihrem Fenster, als der Kräutersammler die Straße entlang kam, sie sprang sogleich die Treppe hinab, öffnete ihm die Hausthüre und wäre ihm am liebsten vor Freude um den Hals gefallen, als sie vernahm, daß er die ersehnte Springwurzel in reichlicher Menge mitbringe. Sie zögerte keinen Augenblick, nachdem die wunderkräftige Wurzel in ihren Händen war, die versprochenen hundert Thaler aus der Geldspinde zu holen und sie dem treuen Heinz einzuhändigen.

Dieser war nun ein gemachter Mann; er konnte, wenn er seinen Geschäften nachging, sorgenlos leben und oben-

drein etwas Erkleckliches erübrigen. Anstatt sich aber dieses Segens zu erfreuen, wurde er geizig und mürrisch. Tag und Nacht quälte er sich mit der Frage: „Wie fängst Du es an, ein reicher Mann zu werden?“ und als Antwort tanzte immer die Springwurzel vor seinen geldgierigen Blicken. Wäre nur der böse Rübezahl nicht, er stiege gleich noch einmal in den Riesengrund, um sich wieder ein Pack Springwurzel zu holen. „Am Ende“, dachte er, „gelingt es Dir, den Berggeist noch einmal zu rühren mit Jammern und Wehklagen.“ So getröstete er sich immer und beschönigte die bösen Gelüste mit allerlei Vorwänden. Denn wen der Geldteufel nur einmal beim Schopf hat, den läßt er nimmer los. So vergingen ihm mehrere Wochen in steter Unruhe und Aufregung. Endlich nach einer schlaflosen Nacht, als kaum der Morgen graute, schlüpfte Heinz aus der Schlafstube, ohne noch einen Blick auf die Seinen zu werfen, die ruhig schlummerten; denn er war ein hartherziger Mann geworden, die Liebe war in seinem Herzen erloschen, und nur die Geldgier loderte darin.

Rasch schritt er zum Stadthor hinaus, dem Riesengebirge zu. Wo es ein Wirthshaus gab, kehrte er ein, verweilte dort einige Zeit und schien immer darauf zu warten, daß irgend etwas seinem Entschluß in den Weg kommen möchte. Er lag im Streit mit sich, ob er umkehren oder weiter gehen solle. Nachdem er zweimal Nachtherberge genommen hatte, befand er sich am dritten Tage am Fuße des Riesengebirges. Langsam stieg er hinauf, denn es dünkte ihm immer noch zeitig genug, das gefahrvolle Unternehmen zu wagen; das böse Gewissen wollte sich nicht so leicht beruhigen lassen. Da stand er plötzlich am Rand des bekannten Gebirgskessels. Ueberall Todtenstille. Kein Vöglein ließ sich hören, kein Lüftchen regte sich. Heinz kletterte den Abhang hinab, die Nadeln der dort oben wachsenden Zwerg-

kiefern, Knieholz genannt, ritzten ihm Gesicht und Hände blutig, als wollten sie dem Eindringling den Eingang verweigern; aus dem Riesengrund schallte eintöniger Unkenruf herauf: „Unk! Unk!“ Das klang wie eine Warnung: „Bleibe oben! bleibe oben!“ Doch der Geizhals achtete der Warnung nicht, er bog das Knieholz auseinander, stieg hinab in den Grund und auf der andern Seite wieder in die Höhe, bis er Rübezahls Lustgarten erreicht hatte. Heinz fröstelte es bis in's innerste Mark hinein; eine Gänsehaut nach der anderen schauerte ihm über den Rücken, furchtsam blickte er um sich und fürchtete jeden Augenblick, Rübezahl würde ihn am Genick packen. Leise, leise machte er sich an die Arbeit, die wohlbekannten Stauden mit ihren Wurzeln auszugraben.

Schon lag ein ziemlicher Haufe der gesuchten Springwurzel vor ihm aufgeschichtet, als er ein Rollen unter seinen Füßen fühlte. Es klang gleich fernem Gewitter, und zitternd hielt er in seiner Arbeit inne. Plötzlich öffnete sich die Erde; ein bodenloser Abgrund gähnte ihm entgegen, welchem dicker, schwarzer Schwefeldampf entquoll. Aus dem unheimlichen Schlund stieg eine riesige Gestalt empor, die so feurig glühte, als käme sie schnurstracks aus dem Höllenrachen. Der unglückliche Wurzeldieb war in die Höhe gesprungen, er schlotterte an allen Gliedern, sein Haar sträubte sich empor. Nachdem sich die Erde unter dem feurigen Riesen wieder geschlossen hatte, sank Heinz in die Kniee, streckte die Hände empor und flehte gar erbärmlich um sein armes Leben. Doch Rübezahl schleuderte ihm mit dröhnender Stimme die zornigen Worte entgegen: „Falscher Wicht, wie konntest Du Dich unterstehen, trotz meines Verbotes und Deines Versprechens, noch einmal in meinen Garten zu kommen? Ich, der gewaltige Gebieter des Riesengebirges, will Dich jetzt strafen nach Deinem Verdienst; denn es gibt keinen Zoll breit Erde innerhalb meiner Landesgrenzen, auf dem dieses elende

Menschengewürm nicht herumkröche und herumlungerte, um sich anzueignen, was ihm nicht gehört. Du sollst Deine Spitzbüberei büßen, Du Geizhals und Lügner; an Dir will ich Rache nehmen für das ganze Diebsgesindel, das auf meinem Gebiet umherschleicht und in meinem Gebirge schaltet, als sei es sein Grund und Boden."

Mit diesen Worten packte Rübezahl den zähneklappernden Heinz am Kopfe, drehte ihm den Hals herum, daß das Gesicht nach dem Rücken stand, faßte ihn dann an den Beinen und rieß ihn mittendurch in zwei Stücke. Mit gewaltiger Kraft schlenderte er darauf zur Warnung für alle Menschenkinder das eine Stück weit hinein nach Böhmen, das andere nach Schlesien.

Dann öffnete sich abermals die Erde und der Berggeist fuhr mit laut schallendem Donner in sein unterirdisches Reich hinab. Die Berg- und Thal-Bewohner, die den Donner hörten, schlugen ein Kreuz, schlossen ihre Thüren und flüsterten unter einander: „Der Berggeist geht um! Der Berggeist geht um!"

Rübezahl als Rittmeister.

An das Thor eines einsamen schlesischen Bauerngehöftes pochte eines Abends spät ein Reiter, der gar stattlich und vornehm aussah. Drei Trompeter und zwanzig Pferde, paarweise zusammengekoppelt, folgten ihm in langem Zuge. Alle waren müde und mit Staub bedeckt, denn sie kamen von der großen Landstraße, und die Sonne hatte heiß geschienen während des ganzen Tages. Der Bauer Kunz öffnete das schwere Hofthor und fragte den Fremden nach seinem Begehr.

„Könnt ihr mir", sagte dieser, „und meinem Gefolge an Menschen und Pferden auf eine Nacht Herberge geben? Ich werde Euch wenig Ungelegenheit machen, denn ich führe meine Küche mit mir. Ich bin der Rittmeister von Biedenfeld, habe Pferde für unser Regiment eingekauft und bin heute von der Nacht überrascht worden, ehe ich das nächste Dorf erreichen konnte. Ihr würdet mir daher einen großen Gefallen thun, wenn Ihr uns heute Nacht Unterkunft gewähren wolltet. Euer Gehöfte ist ja groß genug dazu."

„Wenn Ihr's Euch wollt in meinem einfachen Hause gefallen lassen", erwiderte Kunz, „so könnt Ihr bei mir bleiben. Was ich habe, steht Euch zu Diensten; auch ein Abendbrod

und einen Morgentrunk wird Euch mein Weib gern bereiten.“ „Dafür danke ich“, sprach der Rittmeister; „was zur Leibes-Nahrung gehört, führe ich mit mir; nur den Pferden mag Euer Knecht Futter aufschütten, das will ich reichlich bezahlen.“

Während dieser Worte schwang er sich aus dem Sattel, die Trompeter stießen in das silberne Horn, das ihnen an einer dicken Schnur über der Hüfte hing, und ein wunderbarer Klang drang hervor, kräftig und lieblich wie Glockenton; die Pferde spitzten die Ohren und liefen von selbst im Trab über den Hof nach dem Stall.

Die Hausfrau war unterdessen in die offene Hausthür getreten und bewillkommnete den Gast mit einem herzlichen „Grüß Gott!“ Sie erbot sich zu allerlei Dienstleistungen, doch sagte der Rittmeister, er brauche durchaus nicht ihre Bedienung, dafür würden seine drei Trompeter sorgen. Diese folgten nun ihrem Herrn die Treppe hinauf in das obere Stock, wo Kunz dem Rittmeister die geräumige gute Stube anwies, welche nur zur Kirmes, bei Kindtaufen und anderen Familienfesten benutzt wurde; die drei Trompeter machten sich's in einer daranstoßenden Kammer bequem. Der Rittmeister war mit allem zufrieden und erklärte, daß er sich ein wenig ausruhen und dann das Nachtmahl einnehmen wolle.

Nach Verlauf einer halben Stunde hörten die Bauersleute unten in ihrer Stube, wie in dem oberen Stock wiederholt die Thüre auf- und zuging. Neugierig schlich sich Frau Grethe einige Treppenstufen hinauf und machte einen langen Hals, um zu sehen, was da oben vorgehe. Da sah sie denn, wie die Trompeter immer abwechselnd aus der Kammer in die Stube des Rittmeisters gingen und auf silbernen Schüsseln die köstlichsten Gerichte hineintrugen. Der Frau lief bei diesem Anblick ordentlich das Wasser im Munde zusammen, und ihre Nase hatte noch nie solche kostbare Düfte eingesogen, wie sie jetzt das ganze Haus erfüllten.

Leise schlich sie sich wieder fort und erzählte ihrem Mann von all' den Herrlichkeiten, welche der Herr Rittmeister da oben verspeise. Es dauerte nicht lange, so hörten sie Tritte auf der Treppe, und einer von den drei Trompetern erschien mit einer großen silbernen Schüssel und setzte sie auf den Tisch vor die Bauersleute mit den Worten: „Hier schickt Euch der Herr Rittmeister etwas von seiner Abendsuppe, Ihr sollt es Euch gut schmecken lassen."

Es war eine kräftige Weinsuppe, welche das überraschte Paar in seinem ganzen Leben noch nicht gegessen hatte. Als sie mit der Suppe fertig waren, erschien der zweite Trompeter mit einer Schüssel voll köstlichen Blumenkohls und saftiger Schweinsrippen, welche rings darum gelegt waren, während zugleich der dritte Trompeter zwei Flaschen feurigen Ungarweins nebst zwei goldenen Bechern auf den Tisch hinstellte. Dann folgte ein Gericht Forellen und Krebse, weiterhin ein köstlicher Rehrücken mit Salat und Compot, darauf ein feiner Pudding und zuletzt eine Schüssel mit süßem Backwerk und eine andere mit großen Weintrauben, herrlichen Aepfeln und Birnen, frischen Nüssen und goldigen Apfelsinen. Die Bauersleute ließen sich alle diese Herrlichkeiten trefflich munden, und der feurige Wein machte sie lustig und guter Dinge.

„Meinst Du nicht", sprach der Bauer zu seinem Weibe, „daß wir seit unserem Hochzeitstage keinen so fröhlichen Schmaus gehalten haben, als heut Abend? Es ist doch recht schön von dem vornehmen Herrn, daß er auch an uns gedacht hat; drum wollen wir fröhlich sein, denn ein solches Glück kommt nicht alle Tage in's Haus." Er umfaßte sein Weib, als wollte er sie zum hochzeitlichen Ehrentanz führen, und sie schwenkten sich herum wie junge Eheleute.

Da erklang plötzlich der Trompetenton, den sie schon einmal gehört hatten; vielstimmig schallte er zurück aus

dem nahen Gebirge und hallte durch die stille Nacht wie Frage und Antwort. Das lustige Paar stand still, eines sah das andere verdutzt an; dann steuerten beide, wie auf Commando, auf die Schlafkammer los, krochen furchtsam in ihre Betten und zogen das Deckbett fest über den Kopf, um nur nichts zu sehen und zu hören.

Anderen Morgens, als sie aufgestanden waren, eilten der Bauer und seine Frau auf den Hof, ihren Geschäften nachzugehen. Dort trafen sie die fremden Gäste schon reisefertig; sie saßen zu Pferde, die zwanzig Rosse standen paarweise hinter einander und warteten des gewohnten Trompetenstoßes. Der Rittmeister reichte seinen Wirthsleuten mit leutseliger Freundlichkeit die Hand, dankte für die gute Unterkunft, die er unter ihrem Dache gefunden, und fragte nach seiner Schuld. Davon wollte Kunz jedoch nichts wissen. „Ihr habt mich überreichlich bezahlt, gnädiger Herr", antwortete er und drehte seine Mütze ehrfurchtsvoll in den Händen, „Ihr habt uns ja eine Mahlzeit herrichten lassen, wie wir sie unsere Lebtage nicht gesehen, viel weniger genossen haben; kommt Ihr wieder einmal hier vorbei, so haltet nur Rast bei mir, es steht Euch alles zu Diensten, was mein ist."

„Ihr habt ein dankbares Herz", erwiderte der Rittmeister. „Da ich mir beinahe dachte, daß Ihr Euch weigern würdet, eine Entschädigung für Eure Mühe anzunehmen, so habe ich Euch noch eine Schüssel zum Frühstück herrichten lassen, deren Zubereitung Eure Hausfrau auch noch nicht kennen wird. Der Knecht findet in der Pferdekrippe die Zahlung der Futterkosten."

Fort ging's in munterem Trab in den sonnigen Morgen. Kunz stand mit seinem Weibe im Hofthor und schaute dem Zuge nach. Da ertönte abermals das Signal; als würden Rosse und Reiter emporgehoben, so sausten sie im Fluge dahin und waren im nächsten Augenblick den Augen der Nachschauenden entschwunden.

Der Bauer faßte sein Weib an der Hand und sagte: „Das war wahrhaftig der Herr des Riesengebirges. Jetzt laß' uns sehen, was er uns zum Abschied aufgetischt hat."

Sie traten in die Stube und erblickten auf dem Tische eine zugedeckte Schüssel; mit Zittern und Zagen zogen sie das darübergedeckte Tuch hinweg, goldig glänzte es daraus hervor — die Schüssel war bis an den Rand mit blanken Dukaten gefüllt. Da gab es ein Jubiliren; der ehrliche Kunz tanzte vor Freuden in der Stube herum, warf seine Mütze in die Höhe und schrie aus allen Kräften: Hurrah! Hurrah! Währenddem war Töffel, der Knecht, hereingetreten und zeigte eine Hand voll goldener Haferkörner, die er in der Krippe gefunden hatte.

So war beiden geholfen, dem Bauer und dem Knecht. Kunz kaufte sich ein größeres Gehöfte, und Töffel übernahm das kleinere, welches sein Herr bis jetzt bewirthschaftet hatte.

Die drei Studenten.

An einem schönen Frühlingsmorgen wanderten einst aus einem Thor der alten Universitätsstadt Prag drei lustige Studenten hinaus und sangen aus voller Brust:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt!"

Sie wollten nach Schlesien hinüber, um dort bei Verwandten ihre Pfingstferien zuzubringen; viel Geld in der Tasche hatten sie gerade nicht, und so zogen sie meist die Vetterstraße und fanden an manchem Ort unentgeltliche Herberge. Ueberall nahm man sie gern auf, denn sie waren muntere Burschе, die Leben in's Haus brachten, mit allem sich zufrieden zeigten und manchen lustigen Streich ausführten nach Studentenart. Am dritten Tage waren sie am Fuß des Riesengebirges angelangt. Ihr Herz sehnte sich nach der goldenen Freiheit, die auf den Bergen wohnt. Wären sie nur schon oben auf dem Riesengebirge; der Weg war steil, die Sonne brannte heiß.

Da rief der eine, Thomas genannt: „Was meint Ihr, werden wir dort oben auch eine Erfrischung finden?"

„Ich glaube kaum", antwortete Gottfried; „als mir mein Hauswirth in Prag den Weg über das Riesengebirge beschrieb, meinte er, wir könnten Stunden weit wandern, ohne ein Haus anzutreffen; Rübezahl, der Herr vom Berge, dulde kein Wirthshaus auf seinem Grund und Boden."

„Ach, Dein Hauswirth ist ein alter Philister!" rief Paul. „Seitdem der diese Straße zog, sind wohl dreißig Jahre vergangen; wie viel kann sich während dieser langen Zeit verändert haben! Am Ende baute der Gebirgsherr selbst eine Herberge, um sich eine Unterhaltung zu verschaffen durch die Einkehr fröhlicher Wanderer."

„Ja, dem wäre es ein Leichtes, in die ödeste Wildniß ein Wirthshaus zu zaubern", erwiderte Gottfried.

„Das ist doch sicherlich nicht Dein Ernst", sagte Thomas; „Du wirst doch nicht an die Rübezahlsmärchen glauben; da haben uns unsere Professoren vom Katheder herab andere Dinge gelehrt als solche Narrenspossen."

Auch Paul verhöhnte Gottfried wegen seines Ammenglaubens, doch Gottfried blieb bei seiner Behauptung, daß der Herr des Gebirges, wenn er nur wolle, auch hier oben ein Wirthshaus für sie errichten könne.

„Wahrhaftig", rief Paul, „es wäre so übel nicht, wenn wir einen kräftigen Bissen und einen guten Tropfen dort fänden; ich wollte dem betrogenen Rübenzähler meine allerunterthänigste Reverenz dafür machen, trotzdem er sich von einem muthwilligen Mägdlein so zum Narren halten ließ, daß er die Hochzeit mit ihr nicht feiern konnte."

„Halt ein, Kamerad, mit Deinen losen Reden", entgegnete Gottfried, „es wäre nicht das erste Mal, daß der Gebirgsherr einem vorlauten Burschen den Mund gestopft und einen tüchtigen Schabernack gespielt hätte."

Unter solchen Gesprächen erreichten sie den Kamm des Gebirges, und siehe da! dicht am Wege stand ein freund-

liches Wirthshaus mit einer neuhergerichteten Kegelbahn in dem anstoßenden Blumengarten.

Unter der Hausthür stand der behäbige Wirth in Hemdsärmeln. Eine himmelblaue Tuchweste mit thalergroßen silbernen Knöpfen deckte ein stattliches Bäuchlein, und die kurzen schwarzen Lederhosen, die feuerrothen Strümpfe und die glänzenden Schnallenschuhe thaten auch das ihrige, um seine wohlgenährte Gestalt ins rechte Licht zu setzen. Die drei Studenten jubelten ihm einen herzlichen Gruß entgegen, denn ein Wirthshaus inmitten der Gebirgsöde erschien ihnen wie ein Brünnlein in der Wüste. Der Wirth kam ihnen entgegen und zog ehrerbietig sein schwarzes Sammetmützchen. „Die Herren werden doch ein wenig hier verschnaufen und einen Imbiß und Labetrunk zu sich nehmen wollen? Womit kann ich aufwarten?" fragte er.

„Ich denke", sagte Paul, „ehe wir bestellen, Herr Wirth, hören wir vorerst, was Ihr uns auftischen könnt, der Speisezettel wird wohl nicht allzulang sein."

„Befehlet nur, Ihr Herren", erwiderte der Wirth, „was Küche und Keller bieten, soll Euch werden."

„Wohlan", meinte Paul, „so bringt uns drei gebratene Rebhühner mit Krautsalat, eine Schüssel schöngesottener Krebse und eine Flasche Burgunder, die immerhin ein Köpfchen Schimmel auf dem Pfropfen haben darf; je älter, desto besser."

Hierauf traten die Studenten in die Schenkstube ein, legten ihre Ränzel auf die Bank und machten sich's bequem, während der Wirth in Küche und Keller eilte, das Bestellte zu besorgen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte der Wirth zurück, breitete ein weißes Tuch über den Tisch, legte Messer und Gabeln auf und brachte das bestellte Mahl. Während er alles ordnete, meinte er: „Es hält jetzt schwer, Rebhühner

zu bekommen, ihre Zeit ist längst vorüber; sie sind daher auch etwas kostspielig. Ebenso die Krebse, ihre Zeit beginnt erst; es sind die ersten, die in diesem Jahre gefangen wurden. Ich hoffe aber, die Herren denken wie ich: Für meinen Mund ist mir nichts zu theuer, wiewohl ich weiß, daß die Herren Studenten öfter der Magen als der Geldbeutel drückt."

„Mit Verlaub", rief Thomas, „ob's der Magen oder der Geldbeutel ist, der ihn drückt, das ist jedermanns eigene Sache, und hat sich kein anderer darum zu kümmern."

„Na, nehmt's nur nicht gleich so übel, junger Herr", begütigte der Wirth. „War der Spaß nicht höflich, so war er doch gut gemeint; trinket ein Glas feurigen Weins, das wird Euren Unmuth schmelzen, wie die warme Sonne den Märzenschnee. Also guten Appetit!"

Er rückte sich einen Stuhl an's Fenster, setzte die Brille auf die Nase, nahm ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch zur Hand und begann zu lesen.

„Was lest Ihr denn da, Herr Wirth?" fragte Gottfried, „ist's vielleicht ein frommes Buch, so zeigt es mir; darauf verstehe ich mich wohl, denn ich treibe auf der Universität zu Prag die Gottesgelahrtheit."

„Sehet, junger Herr", antwortete der Wirth, „in diesem Buche stehen allerlei nützliche Dinge, die jedermann gebrauchen kann, mag er die Gottesgelahrtheit, das Recht oder die Heilkunde studiren. Hier lese ich zum Beispiel ein Kapitel, woraus zu ersehen und zu erlernen ist, wie man ein glücklicher Mensch sein kann. Das fängt also an: Sei fein genügsam und überlade Dir den Magen nicht mit kostbaren Speisen, die ihn nur krank machen, sondern sei allezeit bedacht auf einfache Gerichte, die Dich gesund erhalten und Dich wohl nähren, denn allzugut kostet viel und macht Bauchgrimmen."

„Zielt Ihr vielleicht auf uns?" platzte Paul zornig

heraus, „und gebt uns beißigen Pfeffer zur Kost, die uns so trefflich mundet? Behaltet Eure Bücherweisheit für Euch und kramet sie vor uns nicht aus, als hättet Ihr Schulbuben vor Euch, denen Ihr gute Lehren geben müßtet! Dergleichen hören wir sattsam auf der Prager Universität vom Katheder herab und haben nicht nöthig, solche noch am Schenktisch zu vernehmen."

„Fahret nur nicht gleich zum Dache hinaus, junger Herr", erwiderte der Wirth. „Ihr versteht mich immer falsch und wäget jedes Wörtlein mit der Goldwage; genießet Euer Mahl fröhlich, denn das freuet den Wirth am meisten, wenn es den Gästen wohl schmeckt. Euere Flasche ist leer, wie ich sehe; da habe ich eine treffliche Sorte Tokaier bekommen, so fein ist noch keiner über Eure Zunge geflossen; den will ich Euch holen, Ihr werdet mich darum loben."

Als der Wirth die Stube verlassen hatte, schauten sich die drei Kameraden unter einander an und besprachen sich leise, ob nicht am Ende ihre Rechnung mehr betragen würde, als ihr ganzer Geldvorrath. Gottfried flüsterte ihnen zu, er glaube, es sei der Gebirgsherr selbst, der sie bewirthe; der würde es schon gnädig mit ihnen machen. Die beiden anderen erhoben ein schallendes Gelächter und meinten, daß ihm sein kindlicher Glaube schon vergehen werde; er möchte nur die Rechnung des Wirthes abwarten; der würde schon die Kunst verstehen, mit doppelter Kreide zu schreiben. Gottfried wollte noch etwas zu Gunsten des Wirths und seiner Behauptung anführen, als der Geschmähte eintrat und eine Flasche ächten Tokaiers auf den Tisch setzte.

„Her damit!" riefen die zwei Ungläubigen, „ist die Kuh fort, so mag auch der Strick hinterhergehen!"

Sie gedachten ihrer Baarschaft, die mit der neuen Flasche wohl auf Heller und Pfennig darauf gehen würde. Doch die Flasche wurde entkorkt, der Wein floß in die

Gläser und in die durstigen Kehlen. Sie hatten noch keinen Wein genossen, der diesem gleich kam, und selbst das beste Weinhaus in Prag, „zur Traube“ war es benannt, konnte dergleichen nicht aufweisen. Gottfried, der bis jetzt still und träumerisch dagesessen hatte, wurde schon nach dem ersten Glase lustig und redselig; er klopfte den Wirth vertraulich auf die Schulter und lud ihn ein, mit ihnen die Flasche zu leeren. Dieser lehnte es bescheiden ab, da es für ihn nicht schicklich sei, mit den jungen Herren zu trinken; doch Gottfried ließ nicht ab, ihn darum zu bitten.

„Ich will eine Gesundheit ausbringen“, sagte er, „und da müßt Ihr mir Bescheid thun.“

Nachdem der Wirth sich endlich ein Glas eingeschenkt hatte, räusperte sich Gottfried gleich einem Professor, der seinen Studenten eine Vorlesung halten will, und hub in feierlichem Ton also an: „Es erscheint uns fast wie Zauberei, daß wir hier auf der Höhe des Gebirgs, fernab von den Menschen und der großen Landstraße, ein so wohl versorgtes Gasthaus finden, obgleich uns gesagt worden ist, daß hier weit und breit keine Herberge zu finden sei. Diesen glücklichen Umstand verdanken wir dem Herrn des Gebirgs; bringen wir ihm daher ein dankbares Hoch aus!“ Damit ließ er sein Glas mit dem des Wirthes zusammenklingen, die beiden anderen Studenten folgten diesem Beispiel und riefen mit lauter Stimme: „Rübezahl hoch! Rübezahl hoch!“

Der Wirth zog die Stirne kraus und machte ein gar ernstes Gesicht, als er zu diesen sagte: „Euer Freund hat dem „Herrn des Gebirges“ die Ehre angethan, und darauf habe ich mit ihm angestoßen. Ihr nennt ihn aber bei seinem Spottnamen; daran mag ich mich nicht betheiligen, denn nichts bringt ihn so in Zorn als die Erinnerung an seine unglückliche Liebe.“

Die beiden überlustigen Kameraden verlachten diese

Mahnung, ihre Weinlaune konnte durch nichts getrübt werden, und wäre selbst der gestrenge Rector der Prager Universität in der offenen Thür erschienen, sie wären ihm lachend um den Hals gefallen. „Was da", riefen sie wie aus einem Munde, „was kümmert uns der Herr des Gebirges, wer ist denn das? Ein Hirngespinst, weiter nichts! Der lebt nur in den Spinnstuben, wenn sich die Mägde am Rocken gruselige Geschichten erzählen. Wir, von der Prager Universität, sind nicht so einfältig, derlei Ammenmärchen zu glauben; nur der fromme Bruder Gottfried bewahrt darin seinen Kindersinn, doch wir Jünger der Rechtsweisheit und der Heilkunde schreien einstimmig: „Fort mit dem Popanz! Weg mit Rübezahl!"

Der Wirth wußte nicht, sollte er lachen oder den beiden übermüthigen Burschen ein paar tüchtige Maulschellen geben.

Als er aber in ihre seelenvergnügten Gesichter blickte, sagte er zu sich: „Ich weiß wohl, solches reden nicht die hochweisen Herren Studenten, das spricht der feurige Wein, der ihnen im Blute tobt und den Kopf verdreht." Plötzlich sagte er zu den lustigen Brüdern: „Wie wär's? wir wollen ein kleines Kegelspiel machen, das bringt heilsame Bewegung und dient zur Nüchternheit. Die Bahn ist neu hergerichtet, und die Kugel fliegt nur so darauf hin."

Die drei Kameraden waren mit dem Vorschlag einverstanden; der Wirth erbot sich, den Kegeljungen abzugeben, und das Spiel begann. Gottfried schob die erste Kugel; sie rollte schnurgerade hinaus, schlängelte sich zwischen den vorderen Kegeln hindurch und traf den König mitten heraus. Dieses Meisterstück gelang ihm noch zweimal in ganz gleicher Weise. Thomas und Paul waren darüber ganz verwundert und wollten es ihm nachthun, doch kaum hatte einer von ihnen die Kugel aufgelegt, so sprang diese ins Kreuz und in die Quere und machte zuletzt einen großen

Sprung über die Kegel hinweg, daß die Neune so fest und ruhig dastanden, als ginge sie das ganze Kegelspiel gar nichts an. Nachdem ihnen solches mehrere Male widerfahren war, wurden sie ungeduldig und beschlossen das Spiel zu beenden.

Jetzt kam nun das Schlimmste vom frohen Feste: die Zeche mußte bezahlt werden, und ihre Baarschaft war gering; Thomas fragte verlegen nach ihrer Schuld und schlug die Augen nieder, denn er erwartete nichts Gutes.

Der Wirth lachte in seinen struppigen Bart hinein, als er sah, wie kleinlaut die übermüthigen Gesellen wurden. „Ihr, mein Herr", sagte er mit höflicher Verbeugung gegen den stillen Gottfried, „Ihr seid mir gar nichts schuldig, Ihr habt Euch frei gekegelt; keinen Pfennig nehme ich von einem Gast, der den König trifft, und Ihr habt ihn nicht einmal, sondern dreimal getroffen. Freilich die anderen Herren müssen ihre Zeche bezahlen; sie beträgt zwei Thaler für jeden." Die beiden sahen sich mit zustimmendem Kopfnicken an, denn sie hatten sich die Rechnung größer gedacht, zogen ihre Geldbeutel und brachten glücklich noch die vier Thaler zusammen.

Beim Abschied steckte der Wirth jedem von beiden noch ein Päckchen in die Tasche, indem er meinte: „Ihr werdet den ganzen Tag wandern müssen, ehe eine Herberge kommt; da ist es gut, einen Imbiß bei sich zu haben, wenn der Magen anfängt zu knurren; denn er ist ein leidiger Gesell, der sich durch keine Zusprache beschwichtigen läßt. Euch, junger Herr", sagte er zu Gottfried, „schenke ich zum Andenken den Kegelkönig, haltet ihn ja in Ehren und lasset Euch keine Mühe verdrießen, ihn glücklich heim zu bringen!" Er verbeugte sich darauf höflich gegen seine Gäste, und diese verließen ihn voller Zufriedenheit, denn er hatte sie gut bewirthet und keine übertriebene Rechnung ausgestellt.

Die drei Studenten wanderten nun mehrere Stunden,

ohne an ein Wirthshaus zu kommen. Da sprach Thomas zu seinen Gefährten: „Die gebratenen Rebhühner und die gesottenen Krebse haben doch nicht widergehalten; mein Magen knurrt wie ein hungriger Wolf; laßt uns das Vesperbrod essen, welches der Wirth vorsorglich in unsere Taschen geschoben hat. Du, Gottfried, magst nur immer ein Stück von Deinem Kegelkönig abbeißen, da Du nichts anderes zu brechen und zu beißen hast.“ Gottfried lachte zu der Neckerei und antwortete: „Laßt es Euch nur gut schmecken, ich will Euch Euer Mahl nicht verkürzen, da ich noch keinen Hunger spüre. Meinen Kegelkönig werde ich bis nach Hause tragen, obgleich er mir schwer genug wird; denn ich werfe eine Gabe nicht achtlos von mir.“ Die beiden griffen nun eiligst in ihre Taschen, um das in Papier gewickelte Vesperbrod hervorzuholen. Als aber jeder sein Päckchen aufgewickelt hatte, sprang aus jedem ein großer, langbeiniger Frosch hervor, so daß sie vor Schrecken das Papier fallen ließen.

Als die vorlauten Burschen gewahr wurden, daß sie die Betrogenen seien, hätten sie am liebsten in lauten Verwünschungen ihren Herzen Luft gemacht. Doch gedachten sie noch rechtzeitig daran, daß sie noch auf dem Gebiet des mächtigen Gebirgsherrn wandelten, und glaubten jetzt steif und fest, daß der Wirth vom Berge kein anderer als Rübezahl selbst gewesen sei; sie waren demnach froh, daß sie mit dem bloßen Schrecken davon gekommen waren.

Mittlerweile war die Nacht eingebrochen, und die müden Wanderer sahen kaum noch Weg und Steg. Da fing plötzlich der Kegelkönig, welchen Gottfried noch getreulich im Arme hielt, gar wunderbar zu glänzen und zu leuchten an und verbreitete allmälich einen so hellen Schein, wie ihn die hellste Laterne nicht hätte hervorbringen können.

Als die drei Studenten endlich auf der schlesischen Seite des Gebirges angekommen waren und das Dorf er-

reicht hatten, wo ihre Verwandten wohnten, da gingen sie vor allen Dingen daran, zu untersuchen, woher der seltsame Glanz des Kegels käme, und siehe da! es fand sich, daß er eitel Gold war. „Seht", sprach Gottfried zu seinen beiden Kameraden, „so belohnt mich der Herr des Gebirges, weil ich ihn nicht, wie Ihr, verhöhnt und verspottet habe."

Der Goldmacher.

In einem düsteren, kellerartigen Gemache eines alten Hauses des berühmten Badeortes Warmbrunn saß eines Abends ein hagerer bleichaussehender Mann; seine Augen blickten unstät, und die Hände fuhren oft ungeduldig durch das herabhängende struppige Haar. Um ihn herum standen und lagen in bunter Unordnung thönerne Büchsen, Glasflaschen, Schmelztiegel und allerlei seltsam geformtes Geräth. Er starrte in das Kohlenfeuer, auf dem ein Gefäß stand, aus welchem eine brodelnde Masse erstickende Dämpfe empor trieb. Der Mann tauchte ein Holzstäbchen in die Flüssigkeit und betrachtete mit ungeduldigem Kopfschütteln die weißglitzernde Kruste, welche sich um dasselbe bildete. Er sprang auf, stampfte ärgerlich mit dem Fuß und murmelte: „Abermals mißlungen; s'ist kein Gold, nur Kalk; den letzten Thaler habe ich hingegeben für diesen Versuch, jetzt besitze ich keinen Heller mehr, wofür ich mir Brod kaufen könnte, meinen Hunger zu stillen."

Der Unglückliche war ein alter Junggeselle; er war früher ein tüchtiger Kaufmann gewesen, dem ein blühendes Geschäft schnell zu Wohlstand verholfen hatte; doch je mehr er gewann, desto habgieriger wurde er; das Reichwerden dauerte

ihm viel zu lange. Wie herrlich, dachte er bei sich, müßte es sein, wenn ich so mit einem Schlage Kisten und Kasten füllen könnte mit gediegenem Gold; dann hätte ich nicht mehr nöthig, mich müde zu arbeiten und mich mit den Leuten herum zu ärgern. Ich baute mir ein großes stattliches Haus, hielt mir Wagen und Pferde und speiste alle Tage von silbernem Geschirr die feinsten Gerichte. Er glaubte, ein reicher Mann habe den Himmel schon auf Erden, und grübelte Tag und Nacht darüber nach, wie er sich im Handumdrehen dieses Paradies schaffen könne.

Da träumte ihm einst, er säße am Ufer eines klaren Flusses, der sich zwischen grünen Wiesen dahinzog; plötzlich zuckte vom wolkenlosen Himmel ein greller Blitzstrahl hernieder in die stille Fluth; ein Zischen und Gähren ertönte, der ruhige Wasserspiegel verwandelte sich in einen schäumenden Strudel, aus dessen Vertiefung Schwefeldampf emporstieg. Nach wenigen Minuten wurde es still, das Zischen verstummte, und ruhig zog der Fluß wieder durch das Thal. Doch nicht mehr in Silberschein, sondern in Goldesglanz schimmerte die weite Fläche; der Träumende stieg das steile Ufer hinab, schöpfte daraus mit der hohlen Hand, und siehe! die Flüssigkeit erstarrte im Nu zu gediegenem Gold. Als er sich zum zweiten Male bückte, um mit der andern Hand zu schöpfen, stürzte er in den Fluß, und in demselben Augenblick erwachte er mit einem angstvollen Aufschrei.

Er besah seine Hand, ob nicht vielleicht ein Goldkörnchen darin zurückgeblieben sei, doch der Traum hatte ihn geneckt und ihm nur das Goldland gezeigt. Aber er konnte das Traumbild nicht vergessen, der Goldstrom rauschte immer vor seinen Augen und Ohren, bis er nicht mehr von dem Gedanken loskommen konnte, das Geheimniß der Goldmacherei zu erforschen. Er verkaufte sein blühendes Geschäft, das ihm seit Jahren ein sorgenloses Leben verschafft hatte,

und miethete sich eine stille entlegene Wohnung. Hier trieb er sein geheimnißvolles Wesen und suchte Tag und Nacht nach jener Mischung, welche ihm den Goldtraum verwirklichen sollte; doch vergebens. Von seinem Vermögen war kaum noch so viel übrig, um sein karges Leben nur noch einige Wochen zu fristen, denn die Oele, Harze, Erd- und Stein-Arten, welche er zu seinen Versuchen nöthig hatte, kosteten schweres Geld, und so war er jetzt einsam und arm der Verzweiflung anheim gefallen.

Auch heute stürmte er, wie so oft, hinaus ins Freie, dort Schutz gegen die bösen Gedanken zu suchen, die in seiner Seele wühlten. Das wilde Gebirge bot ihm eine erwünschte Zuflucht. Die märchenhaften Erzählungen von dem Riesengebirge verbanden sich mit seinen eigenen tollen Gedanken, und so gaukelte ihm seine erregte Einbildungskraft vor, daß er vielleicht hier das Gold finden werde, wonach er in seinem Schmelztiegel vergebens suchte. Diese Hoffnung beflügelte seine Schritte, bis er müde und matt am Fuße des Gebirges unter einer hohen Tanne niedersank, die ihre dunklen Zweige schützend über ihn ausstreckte.

In trübes Sinnen verloren, schaute er empor nach dem Kynast, nach der sagenreichen Burg, die düster auf ihn herabblickte, und gedachte eines fremden Mannes, dem er einst auf jener Höhe begegnet war und von seinen Plänen und Hoffnungen erzählt hatte.

Plötzlich tauchte vor ihm ein bläulich schimmerndes Flämmchen empor, das bald nah, bald fern auf und nieder schwebte, als wollte es ihn locken, ihm zu folgen. Der Wanderer erhob sich und ging dem vor ihm hertanzenden Licht nach. Dieses stieg höher und höher, bis es endlich vor einer Gitterthür verschwand, durch welche jener in eine leuchtende Höhle blickte, deren Wände mit Gold und Edelsteinen bedeckt waren. In ihrer Tiefe erglänzte ein Lichtmeer, als

rauschte dort jener Goldstrom, den einst der Traum ihm gezeigt hatte. Inmitten der wunderbaren Grotte stand jener fremde Mann, dem er vor längerer Zeit sein Herz ausgeschüttet hatte. Auf seinem Haupte ruhete eine goldene Krone, in der Hand hielt er einen goldenen Stab.

„Alle diese Schätze", sprach dieser zu ihm, „sind Dein, wenn Du Dir diesen Ort genau merkst und in drei Tagen wiederkehrst; Du wirst dann die Höhle, welche Dir heut noch verschlossen ist, offen finden. Schaue jetzt um Dich; links erblickst Du in einer Linie hinter einander die Kirchthürme von Hermsdorf, Warmbrunn und Hirschberg; präge Dir diesen Aussichtspunkt genau ein; denn nur so kannst Du das Gitterthor wieder finden. Nimm diese silberne Schau-

münze als Beweis, daß Alles, was Du hier sahest, kein leerer Traum war."

Hierauf verschwand der geheimnißvolle Unbekannte und ließ den Kaufmann in stummer Bewunderung zurück, welcher in dem freundlichen Helfer augenblicklich den mächtigen Berggeist Rübezahl vermuthete. Sein Herz jubelte in der sicheren Hoffnung, daß er in drei Tagen ein reicher Mann sein werde. Er musterte nun seine Umgebung genau; hier vor der Gitterthür lichteten sich die Bäume, mächtige Tannen bildeten einen Halbkreis um dieselbe; im Weiterschreiten schnitt er zu beiden Seiten des Pfades Zeichen in die stärksten Stämme, bohrte Tannenreisig in den steinigen Boden und schleppte mühsam große Steine auf den Weg; so kennzeichnete er denselben, daß er ihn nicht verfehlen konnte.

Das Warten wurde dem goldgierigen Manne schwer; kein Schlaf kam während dreier Nächte in seine brennenden Augen, unruhig wälzte er sich auf seinem harten Lager, während er am Tage unstät herum irrte, die Stunden zählend, die bis zum Ablauf der drei Tage noch verrinnen mußten.

Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen. Der Ungeduldige machte sich auf und fand bald die Merkmale, die ihm den Weg zur Höhle zeigen sollten. Jetzt trat er in den Halbkreis der Tannen, welche diese umschlossen, doch erblickte er weder die Gitterthüre noch die Höhle; undurchdringliches Gestrüpp wehrte ihm den Zutritt. Angsterfüllt wandte er sich um, sich zu überzeugen, ob er alle drei Thürme in einer Linie hinter einander erblicken könne; denn das war ja das Wahrzeichen, welches ihm Rübezahl genannt hatte; doch von hier aus sah er nur einen derselben, Felsstücke und Bäume versperrten die freie Aussicht. Vergebens rannte er von einem Ort zum anderen, nirgends vereinten sich auf einen Ausblick die drei Thürme.

Die Nacht sank herab; der Mond übergoß mit bleichem Licht die düstere Ruine des Kynast, an deren Fuß der Unglückliche hin und herlief, um die Goldgrotte zu suchen. Anderen Tages sahen ihn vorübergehende Köhler in dem verfallenen Burgthor hocken; umsonst riefen sie ihm zu, herab zu kommen; stumm und regungslos saß er da, gleich einem Steinbild. In seine Wohnung kehrte er nicht wieder zurück. Reisende wollen zuweilen eine gebückte Gestalt gesehen haben, die hin und her huschend etwas zu suchen schien.

Nach längerer Zeit fanden wandernde Spielleute in einer Schlucht nahe dem Kynast den Leichnam eines in Lumpen gehüllten Mannes, dessen erstarrte Hand eine silberne Schaumünze fest umschlossen hielt, und gruben ihm inmitten der öden Wildniß ein einsames Grab.

Der Flötenspieler.

Böhmen war von jeher das Land der Musikanten, die mit ihren Harfen, Trompeten, Posaunen, Flöten, Klarinetten und Geigen überall herumziehen, Abends zum Tanz aufspielen und in Dorf und Stadt willkommene Gäste sind. Auch die Leipziger Messe besuchten seit alten Zeiten die böhmischen Spielleute und brachten manchen blanken Thaler mit nach Hause; denn die reichen Kaufherren waren besonders großmüthig gegen die Musikanten, da sie durch ihre lustigen Weisen manchen spröden, mürrischen Käufer willfährig machten und so ihre Seckel füllen halfen.

Einer solchen wandernden Musikbande schloß sich einst ein Flötenspieler an, welcher sich eine große Kunstfertigkeit auf diesem Instrument angeeignet hatte; man bewunderte ihn überall und belohnte seine Kunst mit manchem Silberstück. Nachdem die Messe beendet war, zog Klaus, so hieß der junge Flötenspieler, mit seinen Reisegefährten durch Sachsen und Schlesien, um von dort wieder gen Prag zu wandern. In jedem der Landstraße nahgelegenen Orte blieben sie ein oder mehrere Tage, um sich mit ihrer Musik hören zu lassen und sich einige Zehrpfennige zu verdienen, damit sie die in Leipzig gewonnene Baarschaft nicht anzugreifen brauchten.

Eines Tages kamen die Spielleute in ein schlesisches Dorf. Die Erntearbeit hatte Alt und Jung hinaus auf's Feld gerufen; eine Todtenstille herrschte ringsum; nirgends schaute ein neugieriges Mägdlein zum Fenster heraus; kein fröhlicher Bursche rief ihnen ein Willkommen zu; höchstens sprang ein flüchtiges Kätzchen über den Weg, oder flog eine Schaar aufgescheuchter Sperlinge empor. Die müden und durstigen Musikanten suchten die Dorfschenke auf, stärkten sich mit einem Trunk kühlen Gerstensaftes, verschränkten die Arme vor sich auf den Tisch und ließen ihre Köpfe darauf sinken. Bald schliefen alle, nur Klaus konnte nicht einschlafen; er dachte an seine Heimkehr und was er dort beginnen solle, um seine Anna heirathen zu können; denn das Flötenspiel brachte in Prag nur kargen Lohn, und wenn dann am eigenen Heerd Anna als sein liebes Weib schaltete, so konnte er seine Tage doch nicht mehr auf der Landstraße zubringen des lieben Brodes wegen; da wollte er auch daheim sein und in Ruhe und Frieden ein glückliches Leben führen.

Das ging ihm lebhaft durch den Kopf; immer eifriger suchten seine Gedanken nach dem Zaubermittel, welches ihm zu einem ruhigen Erwerb verhelfen könnte; doch vergebens. Da erwachte einer seiner schlafenden Kameraden und rief lachend: „Jetzt hab' ich im Traum den Rübezahl leibhaftig gesehen; vielleicht begegnet er uns noch auf unserer Wanderschaft, denn immer näher kommen wir dem unheimlichen Riesengebirge." Klaus klangen diese Worte wie ein Wink des Schicksals; jetzt wußte er, an wen er sich wenden sollte: Rübezahl hatte schon manchem ehrlichen Menschenkinde geholfen und würde, dachte er, auch ihn nicht im Stiche lassen. Heute noch wollte er sich von seinen Gefährten trennen und auf eigene Faust die Straße nach dem Gebirge einschlagen.

Der Tag hatte sich unterdessen geneigt, das Abend-

läuten klang friedlich durch das Thal, Schnitter und Schnitterinnen kehrten heim, den blauen Kornblumenkranz auf ihren Sensen und Rechen; hochbeladene Erntewagen fuhren in die geöffneten Scheuern, und reges Leben erfüllte das ganze Dorf. Die Musikanten zogen blasend hinaus unter die große Dorflinde; bald versammelte sich dort eine tanzlustige Menge; der wohlgenährte Schulze mit seiner eben so stattlichen Frau eröffnete den Reigen, und ihnen schloß sich ein Paar nach dem anderen in voller Lust und Freude an.

Als die Tänzer gerade am tollsten herumwirbelten, schlich Klaus mit seiner Flöte leise davon; niemand bemerkte seine Entfernung, denn alle Köpfe glühten vom Tanz und Gerstensaft. Der Mond schien hell und beleuchtete den Pfad des Wanderers; in der Ferne ragte das Riesengebirge wie ein unheimlicher Schatten empor; doch der Flötenspieler kannte keine Furcht, in seinem Herzen wohnte fröhliche Hoffnung. So schritt er die Nacht hindurch rüstig vorwärts, bis er am anderen Morgen, als die Glocke des nächsten Dorfes zum Morgengebet läutete, am Fuße des Gebirges anlangte und muthig seine Schritte vorwärts lenkte. Er mochte eine Stunde empor gestiegen sein und wollte eben ein wenig rasten, um Athem zu schöpfen, als er einen freien Platz erblickte, aus dessen Mitte sich ein prächtiges kleines Schloß erhob. Da Klaus schon viel von Rübezahl und seiner Zaubermacht gehört hatte, so nahm er an, daß der mächtige Berggeist dieses Schloß hervorgezaubert habe und jetzt darin hause. Furchtlos stellte er sich an die goldene Gitterthüre und begann auf seiner Flöte zu spielen.

Da trat ein vornehm aussehender, reich gekleideter Herr zu ihm; sein veilchenblauer Sammetrock strotzte von kostbarer Stickerei, und an den feinen, weißen Fingern strahlten prachtvolle Ringe, gleich Thautropfen, in denen sich der goldene Sonnenstrahl spiegelt. Er fragte den verblüfften

Klaus nach seinem Begehr und erhielt die stotternde Antwort, daß er gekommen sei, um sich auf der Flöte hören zu lassen.

„Wenn Ihr nur etwas Tüchtiges könnt", meinte freundlich der Herr, „dann seid Ihr mir willkommen; denn meine höchste Freude ist gute Musik."

Jetzt überfiel den armen Musikanten eine wahre Her-

zensangst; wenn sein Spiel keine Gnade vor Rübezahls Augen fand, so war er verloren; er sah sich schon im Geiste an irgend einem Baume hängen, zur Strafe für sein dreistes Beginnen. Doch es konnte nichts helfen, er mußte Musik machen, und kostete es sein Leben; wenn er frisch wagte, konnte er immer noch gewinnen. Klaus bot seine ganze Kunst auf, um seinen Zuhörer zufrieden zu stellen, und

fühlte, daß er noch nie so gut gespielt hatte; doch regte sich immer ein geheimes Bangen in ihm, ob Rübezahl sich an seiner Musik würde genügen lassen. Als das erste Stück beendet war, erwartete er mit Herzklopfen das Urtheil des Schloßherrn. Schweigend ließ dieser den letzten Ton ausklingen und pfiff dann auf einer zierlichen Pfeife. Der zitternde Musikant glaubte, jetzt wäre sein letztes Stündlein gekommen, und fürchtete jeden Augenblick, daß ein Kobold aus der Erde emporsteigen würde, um ihn mit hinunterzureißen in die Unterwelt. Doch statt dessen erschien auf den leisen Pfiff ein blühender Jüngling, dieser trug eine goldene Flöte, deren Glanz die Augen blendete; er setzte sich auf die Marmorstufen eines Wasserbeckens, aus dessen Mitte ein Springquell emporschoß, und begann sein Spiel. Das war ein so wundersamer Klang, wie Klaus noch nie gehört hatte; gleich einer Engelstimme tönte die Flöte in sanften, schmelzenden Weisen.

Klaus schauerte vor Wonne zusammen und vergaß alles um sich her; da trat der Herr wieder zu ihm, und fragte ihn: „Nun, was meinst Du zu diesem Flötenspiel?"

„Ach, Herr", erwiderte Klaus, „ich schäme mich, daß ich mich vermaß, Euch mein jämmerliches Spiel hören zu lassen. Verzeiht mir nur und laßt mich friedlich von hinnen ziehen!"

„Das ist recht von Dir", tröstete ihn der Berggeist, (denn er war es selbst, der dem Flötenspieler zugehört hatte), „daß Du einsiehst, wie Dein Spiel nur eine Stümperei ist; gehe heim und gieb Dir Mühe es besser zu lernen; hast Du es weiter darin gebracht, dann kannst Du Dich wieder einmal vor mir hören lassen. Zum Andenken aber nimm diese goldene Flöte mit, deren Töne Dich soeben entzückt haben."

Mit diesen Worten nahm Rübezahl die goldene Flöte, auf welcher jener schöne Jüngling geblasen hatte, aus der

Hand desselben und überreichte sie dem hocherfreuten Klaus. Dieser wußte seines Dankes kein Ende zu finden und versprach, sich dieser kostbaren Gabe durch unermüdliche Uebung in seiner Kunst immer würdiger zu machen. Endlich verabschiedete er sich von dem gütigen Berggeist und trat fröhlich den Heimweg an. Als er wieder in seiner Heimat, dem alterthümlichen Prag, angelangt war, pflegte er mit wahrem Feuereifer das Spiel auf seiner goldnen Flöte; diese nahm immer mehr auch unter seinem Hauche jenen wunderbaren süßen Klang an, welcher ihn einst in Rübezahls Schloßgarten entzückt hatte So wurde er nach und nach ein berühmter Künstler, welcher nicht mehr nöthig hatte, auf Messen und Jahrmärkten Musik zu machen. Er fand jetzt in Prag sein gutes Auskommen und konnte bald mit seiner Anna Hochzeit machen. Ob er jemals wieder das Riesengebirge aufsuchte, um dem Gebirgsherrn ein Ständchen zu bringen, davon erzählt die Chronik nichts; vielleicht that er's doch, und Rübezahl freute sich des dankbaren Menschenkindes.

Der Jagdhund.

Seit alten Zeiten besaßen die Grafen von Schaffgotsch am Fuße des Riesengebirges viele Ländereien und besonders große Waldungen; letztere erstreckten sich auch über einen großen Theil des Gebirges und waren reich an allerlei Wild, das von einem Jäger gehegt wurde, dessen Wohnung, ein hölzernes Häuschen, auf einer Höhe des Gebirgs unter herrlichen schattigen Bäumen gar traulich gelegen war. Dort lebte der Jäger ein einsames Leben; er streifte durch den Wald, verfolgte die Fährte des Wildes und erlegte bald einen Hirsch, bald ein Reh, oder er saß vor seiner Wohnung und sann beim Rauche seiner kurzen Pfeife darüber nach, wie einförmig doch sein Leben dahin fließe, und wie wenig er mit Menschen Umgang pflegen könne. Dann kamen ihm allerlei grausige Geschichten von Rübezahl in den Sinn, und die Haut schauerte ihm, wenn er bedachte, daß er sein Bretterhaus auf dem Grund und Boden des unterirdischen Gebirgsherrn aufgebaut hatte. Daß es nicht geheuer hier oben war, davon wußte er viel zu erzählen. Bald sauste ein Sturm durch die Bäume, daß alles dröhnte und krachte, und dabei war doch der schönste blaue Himmel; bald gab es ein Pferdegetrappel, als brause die wilde Jagd vorüber;

dann saß der Jäger nach wie vor allein auf der Bank vor seiner Thür, nur daß ihm der Kopf wüste war wie nach einem Trinkgelage. „Müßte ich nur nicht so ganz einsam hier wohnen; ein treuer Hund wäre mir Gesellschaft genug, doch auch den leidet der mißgünstige Berggeist nicht; hat er mir doch schon mehrere verhext, daß sie todt niederfielen, wenn sie noch einen Augenblick vorher kerngesund dastanden." Solche Gedanken machten den einsamen Jäger ganz trübsinnig.

Eines Tages machte er reiche Beute, er erlegte einen stattlichen Hirsch mit mächtigem Geweihe, einen Achtzehnender. Eiligst machte sich der glückliche Jäger auf den Weg zu seinem Herrn, der gerade ein großes Gastmahl geben wollte und die Gäste mit einem Wildbraten zu bewirthen wünschte. Dieser war nicht wenig erfreut, daß dem Jäger dieses Prachtstück unter den Schuß gelaufen war, und rühmte ihn als guten Schützen; nur nahm es ihn Wunder, daß der Jäger ohne Hund kam; denn ein Jagdhund, meinte er, gehöre doch zu einem tüchtigen Jäger eben so gut, wie Flinte und Jagdtasche. Der Graf Schaffgotsch befahl ihm also, sich von dem Herrenhof einen Hund mit auf das Gebirge zu nehmen, denn es war ein ganzes Rudel aller Arten von Jagdhunden vorhanden. Der Jäger versicherte seinem Gebieter, daß es droben keinen Hund litte, da die armen Thiere von Rübezahl verhext würden, daß sie sterben müßten; doch keine Einrede half; sein Herr schenkte ihm einen schlanken Windhund, und freudig bellend begleitete ihm beim Weggehen der neue Hausgenosse.

So stiegen beide den Berg hinan. Immer blickte der Jäger traurig auf das schöne Thier, das so arglos und fröhlich sich herumtummelte, denn die Freiheit that ihm wohl; er dachte bei sich: „Du armer Bursche hast auch nicht mehr lange zu leben, sei nur immer noch lustig und guter Dinge,

ich will Dir auch in meinem Häuschen einen Braten vorsetzen, wie Du ihn noch nicht gefressen hast; denn mir ahnet daß es Deine Henkersmahlzeit sein wird."

Endlich sah der Jäger von fern seine kleine Waldwohnung und steuerte freudig darauf los; es war ihm doch recht lieb, daß er einen Gesellschafter mitbrachte. Da stand plötzlich ein Waidmann vor ihm mit einem blitzenden Hirschfänger, der sprach kein Wort, schien ihn aber mit seinen bösen Blicken durchbohren zu wollen. Der Jäger war wie gebannt und konnte sich nicht rühren. Jetzt starrte der unheimliche Waidmann den munteren Hund an, bis auch dieser wie angewurzelt stand und nicht von der Stelle konnte, und so lange mußten beide auf dem Platze stehen bleiben, bis der Waidmann aus ihrer Sehweite war. Da wurden beide wieder frei und eilten nach dem Häuschen.

Hier versorgte der Jäger seinen vierfüßigen Freund mit einem großen Stück Wildbraten, dessen guter Geruch dem schnüffelnden Hunde schon in die Nase gefahren war, und machte ihm ein weiches Nachtlager zurecht; dann suchte er sein Bett auf und nicht lange währte es, so schnarchten beide um die Wette.

Kaum graute der Morgen, so erwachte der Jäger; er war ein Frühauf und hatte keine Ruhe mehr im Bett, sobald es anfing zu dämmern. Seine Augen suchten zuerst den treuen Schlafgenossen, doch von dem war nichts mehr zu sehen. Als er dies entdeckte, fuhr er schnell in seine Kleider, trat vor die Thür und rief mit weitschallender Stimmme: „Diana! Diana!" Doch vergebens, kein lebendes Wesen regte sich, der Hund war und blieb verschwunden.

Unmuthig hing der Jäger seine Flinte über die Schulter und schritt hinaus in den Wald, ohne daß er vorher erst seinen Morgenimbiß verzehrt hatte; denn er wollte wissen, was aus dem Hunde geworden war. Als er sich ungefähr

tausend Schritte von seiner Hütte entfernt hatte, blieb er an einer lichten Stelle stehen, um nach allen vier Himmelsgegenden hin Ausschau zu halten, ob sein Hund irgendwo zu entdecken sei.

Da sah er an einigen Bäumen gar wunderliche Dinger zappeln, daß er nicht wußte, ob der Morgenwind sie hin und her schüttelte, oder ob sie sich selbst bewegten; es wurde ihm ganz gruselig zu Muthe, daß er es kaum wagte, sich das närrische Zeug in der Nähe anzusehen. Leise sprach er ein Stoßgebet und nahete sich den verdächtigen Bäumen; doch entsetzt prallte er zurück, als er seinen prächtigen Hund geviertheilt an vier Buchen hängen sah, hier ein Stück und dort ein Stück; der Schwanz hing ganz allein an der äußersten Spitze eines Tannenzweiges und neigte sich so trübselig zur Erde, wie der Ast einer Trauerweide. Daß diese wunderliche Schaustellung das Werk Rübezahls war, wußte der Jäger sogleich; er gerieth in wahre Wuth darüber und wollte sogleich in das Gebirge hinein rufen: „Du elender Schinderhans, was hat Dir mein armer Hund gethan?“ Da kam ihm noch rechtzeitig der Gedanke, der Unhold möchte ihn am Ende auch viertheilen, wenn er ihm dergleichen Schmeichelnamen beilegte.

Dem Jäger wurde seitdem ganz unbehaglich im Gebirge; er glaubte überall Rübezahl vor sich zu sehen mit seinem langen Waidmannsmesser, um ihn auch auszuwaiden gleich der schlanken Diana. Er besann sich nicht lange, raffte seine geringen Habseligkeiten zusammen und machte sich auf den Weg nach dem Schloß des Grafen Schaffgotsch; den wollte er unterthänigst bitten, ihm einen andern Posten zu geben; er wollte lieber Schafe hüten als mit einem Geiste zu thun haben, den es nächstens auch nach Menschenfleisch gelüsten möchte.

Der kleine Peter.

In dem Dorfe Krumhübel, welches am Fuß der Schneekoppe gelegen ist, wohnte der kleine Peter; seine Mutter war ihm gestorben, und da sein Vater während des Tages Holz im Walde fällen mußte und nur am späten Abend nach Hause kam, so führte eine Verwandte die kleine Wirthschaft und zugleich strenge Aufsicht über den mutterlosen Knaben, dessen stete Fröhlichkeit der mürrischen Frau ein Dorn im Auge war. Sie mochte den kleinen lustigen Kerl nicht leiden, der keinen Schritt ruhig ging, immer hüpfte und sprang

wie ein Böcklein und fröhlich sang gleich einer Lerche. Die boshafte Muhme hatte überhaupt kein Herz für die Kinder, sie verstand nicht ihre kleinen Leiden und Freuden, sie schalt, zauste und puffte den lustigen Peter den lieben langen Tag; kehrte der Vater am Abend zurück, so klagte sie den armen Schelm so lange an, daß der Vater auch noch bisweilen den Haselstock auf seinem Rücken tanzen ließ. Peter betheuerte seine Unschuld und suchte der unverdienten Strafe zu entrinnen, indem er zur Thür hinaussprang und heulend um das Haus herum lief, während der Vater mit dem Stock und die Muhme mit kreischendem Keifen ihm nachrannten. Am Ende ergab er sich jedoch in sein Schicksal, verschmähte jede Vertheidigung und ließ stillschweigend böse Worte und Hiebe über sich ergehen.

Wenn dann nach einem bösen Abend am anderen Morgen Gottes liebe Sonne hell in sein Kämmerlein schien, war alles Leid wieder vergessen; er sprang fröhlich aus dem Bett, löffelte zufrieden seine Morgensuppe von Schwarzmehl mit Salz ohne Schmalz, sprang lustig hinaus auf Wiese und Feld und setzte sich auf den Rain oder legte sich ins weiche duftige Gras. Daheim hatte er weder Freunde noch Freude, aber draußen fand er überall liebe Spielgenossen: bunte Schmetterlinge umgaukelten ihn, die Käfer schwirrten, die Bienen summten, die Lerche trillerte und der Kukuk spielte Versteckens mit ihm und rief neckend: „Kukuk! Kukuk!“ Peter schaute nach ihm aus, sah aber den muthwilligen Schreier nirgends. „Ach,“ rief er dann ärgerlich, „ich mag Dich auch gar nicht sehen; wenn ich doch auch die böse Muhme daheim nicht mehr zu sehen brauchte, die nichts nach mir fragt und froh ist, wenn ich nur fort bin!“ Dann schaute er zum blauen Himmel empor und dachte bei sich: „Jetzt wird wohl mein liebes Mütterlein in dem schönen Himmelsgarten da oben lustwandeln und mich hier unten liegen sehen.“ Wenn

er endlich wieder nach Hause mußte, pflückte er jedesmal einen Strauß von Wald- und Heideblumen, ging dann auf den stillen Friedhof und legte ihn auf der Mutter Grab.

Der Sommer entschwand, mit ihm die geflügelten, singenden Spielgenossen des kleinen Peter; dieser mußte nun im engen Stübchen bei der zankenden Muhme bleiben, und trübselig flossen ihm die kalten Wintertage dahin. Nur des Morgens empfing er liebe Gäste; da kamen Sperlinge geflogen, pickten an das Fenster, als wollten sie sagen: „Peter, wir sind hungrig, gib uns von Deinem Morgenbrod!“ und der Knabe verstand ihren Ruf; fröhlich eilte er hinaus und theilte mit ihnen sein Stück trockenes Schwarzbrod; waren dann die kleinen zudringlichen Bettler gesättigt, so umflatterten sie zwitschernd den mitleidigen Freund, als wollten sie ihm danken.

Diese Morgenbesuche waren Peters einzige Winterfreude; mit Ungeduld erwartete er daher den Frühling, und kaum wehten die ersten milden Lüftchen, so sprang er hinaus, das alte fröhliche Leben wieder beginnend.

Eines Tages erwartete die Muhme den Besuch einer jungen Anverwandten; sie kaufte zu Ehren des Gastes einen schönen Hecht und setzte ihn in ein Faß mit Wasser, damit er nicht absterbe. „Du armes Thier,“ sagte Peter als er an dem Gefangenen vorüber kam, „möchtest wohl auch lieber in einem großen Teiche lustig umherschwimmen, als Dir hier im engen Behälter den Kopf einstoßen; komm ich will Dir mehr Freiheit geben.“ Mit diesen Worten nahm er den zappelnden Fisch heraus und trug ihn in den Bach, der hinter dem Häuschen floß. Dem freigewordenen Hecht war es gar wohlig in der klaren Fluth, lustig plätscherte er herum, peitschte mit dem Schwanz das Wasser, daß es kräuselnde Wellen schlug, und huschte über die weißen, glänzenden Kiesel munter hin und her. Peter sah mit Entzücken dem

fröhlichen Spiel zu und sprang jubelnd auf einem Beine herum, doch wurde er plötzlich durch ein paar schallende Ohrfeigen aus seinem Freudentaumel gerissen, die, wie er sich

bald überzeugte, von den knochigen Händen der Muhme herrührten.

„Du nichtsnutziger Bube", kreischte sie, „was hast Du mir wieder für einen Schabernack gespielt? Laß nur den Vater heimkommen, der soll Dir die böse Lust schon austreiben. Was setze ich nun der Base vor, da Küche und Keller leer

sind?" Dem Peter wurde angst und bange, er bat weinend, sie möge ihm verzeihen, er habe es nicht bös gemeint und dem Fische nur aus Mitleid die Freiheit gegeben. Doch das alles half nichts, es setzte am Abend die angedrohten Hiebe, und weinend suchte Peter sein Lager auf. Trotz allen Kummers schloß ihm der Schlaf bald die müden Augen; ein freundlicher Traum führte ihn in den Wald und zeigte ihm so viel Schönes, daß er anderen Morgens fröhlich erwachte und wohlgemuth wie immer seinen Morgenimbiß verzehrte. Als er jedoch hinaus wandern wollte, rief ihn die Muhme zurück und fuhr ihn keifend an: „Du Faulenzer bist jetzt groß genug, um für's tägliche Brod zu schaffen; Dein Vater ist krank geworden während der Nacht und kann heute nichts verdienen; deshalb gehe hinaus auf die Kornfelder und lies Aehren, tritt mir aber nicht eher unter die Augen, als bis Du diesen Sack damit gefüllt hast."

Mit diesen Worten gab sie ihm einen großen Sack, und traurig schlich der arme Peter von dannen. Auf dem ersten Kornfeld, an dem er vorüber kam, begann er seine Arbeit; doch es waren vor ihm schon fleißige Sammler dagewesen, und nur hier und da lag noch eine vereinzelte Aehre. Er wanderte von einem Feld zum anderen, überall kam er zu spät; der Mittag ging vorüber, der Abend brach an, und der Sack war noch nicht bis zur Hälfte gefüllt. Da fing der kleine Bursche bitterlich zu weinen an; müde setzte er sich nieder und wußte seiner Noth kein Ende.

Plötzlich stand ein alter Jägersmann vor ihm, der fragte ihn freundlich, warum er weine. Peter faßte sich ein Herz und erzählte ihm sein Leid, wie die böse Muhme ihn quäle und sich ärgere, wenn er singe und springe.

Der Jäger hörte voll Theilnahme die Klagen des Knaben und fragte ihn: „Was wünschest Du wohl, daß ihr geschähe zur Strafe dafür, daß sie Dein Quälgeist ist? Soll ich ihr

ein Schloß vor den bösen Mund legen, daß sie nicht mehr zanken kann? oder ihr die Ohren zustopfen, daß sie nicht mehr hört? oder ihr ein Bein verkürzen, daß sie Dir nicht nachlaufen und Dich nicht prügeln kann? Sage mir nur Deine Gedanken, ich will die boshafte Frau schon züchtigen."

„Ach nein, Herr", erwiderte der Knabe, „thut der Muhme nichts zu Leide, sonst wird sie am Ende immer noch grimmiger. Aber wenn ich nur wüßte, wo ich Aehren genug fände, um meinen großen Sack damit zu füllen!"

„Nun", sagte der Jägersmann, indem er liebevoll seine Hand auf den kleinen Krauskopf legte, „da soll Dir bald geholfen sein."

Er legte den Finger an den Mund, ein schriller Pfiff ertönte, und im nächsten Augenblick rauschte ein Schwarm von Sperlingen hernieder, welcher sich wie eine dunkle Wolke auf die Stoppelfelder niedersenkte. Emsig suchten die Sperlinge die Aehren auf, trugen sie auf ein Häufchen zusammen, und als es groß genug war, um den Sack damit zu füllen, sagte der Jäger: „Nimm, mein Sohn, Du hast jetzt Aehren vollauf." Peter folgte dem Befehl, füllte den Sack bis zum Rand, und als er aufschaute, dem unbekannten Helfer zu danken, war derselbe verschwunden. Nur seine Lieblinge, die Sperlinge, waren noch da und begleiteten ihn auf dem Heimweg mit fröhlichem Gezwitscher.

Peter stand wie im Traum auf der Schwelle seines väterlichen Häuschens und blickte den Sperlingen nach, welche sich auf den Bäumen des benachbarten Gärtchens niederließen. Alles, was er erlebt hatte, erschien ihm so wunderbar: der fremde Jägersmann und die kleinen Aehrenleser; dann war ihm der große gefüllte Sack so leicht gewesen, daß er die Last gar nicht gespürt hatte. Aus seinen Träumen rissen ihn endlich die scheltenden Worte der Muhme. „Du Tagedieb!" schrie sie ihn an, „wo hast Du Dich wieder so lange

herumgetrieben? Braucht man einen ganzen Tag, um diese paar Aehren zu lesen?" Doch diese Scheltworte kümmerten den Peter wenig; konnte er doch nun bei der Müllersfrau für die gesammelten Aehren Mehl eintauschen.

Am anderen Tage hatte Peter kaum seine Morgensuppe verzehrt, so befahl ihm die Muhme ein Gericht Fische für den Vater zu fangen. „Daß Du mir aber nicht mit leeren Händen heimkommst!" rief sie ihm zu. Peter nahm sein kleines Netz von der Wand, ging hinaus, setzte sich an den nahen Bach unter eine schöne Weide und warf das Netz in das munter plätschernde Wasser.

Stunden vergingen, der Mittag kam heran, doch das Netz blieb leer. Muthlos lehnte sich der kleine Fischer an den Weidenstamm, große Thränen rannen aus den Augen, die sonst in Lust und Freude leuchteten, denn er konnte seinem kranken Vater das Mittagsgericht nicht bringen, nach dem dieser so großes Verlangen trug. Sehnsüchtig blickte er das Thal entlang, ob nicht der alte Jägersmann wiederkäme, ihm zu helfen. Und richtig, da trat aus dem Waldesdunkel des Jägers kräftige Gestalt und schritt auf die Stelle zu, wo Peter saß.

„Ach Herr!" rief ihm dieser schon von weitem entgegen, „seid so freundlich und helft mir Fische fangen, sonst hat der Vater kein Mittagsessen, und die Muhme schlägt mich obendrein halb todt."

„Armer Junge", antwortete jener, „hast noch nichts gefangen? Da muß ich Dir schon wieder helfen."

Er pfiff, doch leiser als gestern. Da kam ein großer Hecht daher geschwommen und trieb eine Menge kleiner Fische vor sich her, die schlüpften alle in das Netz, so daß es Peter zweimal ausschütten konnte. Er jubelte laut über den glücklichen Fang, und der Jäger betrachtete mit Wohlgefallen den emsigen, fröhlichen Knaben.

„Jetzt ist's genug!“ rief lustig der kleine Peter, „da haben wir drei eine tüchtige Mahlzeit und können heut herrlich

und in Freuden leben; wollt Ihr nicht unser Gast sein, Herr Jäger, daß wir Euch danken können?“

„Schönen Dank für Deine Einladung, mein Junge,“ er-

widerte lächelnd der Alte, „thue ich's heut nicht, so geschieht's wohl ein anderes Mal. Doch sieh Dir einmal den großen Fisch an! Erkennst Du ihn nicht? Er ist ein alter Bekannter von Dir; Du warst sein kleiner Wohlthäter, nahmst ihn aus dem engen Faß und gabst ihm die Freiheit; heut' hat er Deine Gutmüthigkeit belohnt."

Verwundert schaute Peter dem Fische nach, wie er ruhig hin und her schwamm und ihn immer ansah, als wollte er sagen: „Ja wohl, ich kenne Dich." Als Peter sich wieder nach dem Jägersmann umwendete, da war derselbe spurlos verschwunden. Jubelnd eilte Peter mit seinem reichen Fange nach Haus. Der kranke Vater labte sich an der schmackhaften Kost und lobte Peter wegen seiner Geschicklichkeit.

Am anderen Tage dachte Peter: Heute bleibe ich einmal bei meinem kranken Vater; doch da trat schon wieder die Muhme zu ihm und gebot ihm mit herrischem Ton: „Mache Dich eiligst auf und wandere ins Gebirge; dort rufe den Berggeist Rübezahl, und wenn er erscheint, so bitte ihn um eine Springwurzel für Deinen kranken Vater; wenn Du ihm keine bringst, so muß er sterben, denn es ist sonst nirgends Hülfe für ihn zu finden. Bleibe aber ja so lange im Gebirge, bis Rübezahl Deinem Rufe folgt und Deine Bitte erfüllt; kommst Du ohne Springwurzel, so trägst Du die Schuld an Deines Vaters Tod."

„Nun kehrt er gewiß nicht wieder," murmelte die boshafte Alte, „Rübezahl wird ihn an den ersten besten Baum hängen oder in die Unterwelt hinabschleudern zur Strafe dafür, daß er ihn bei seinem Spottnamen ruft."

Peter steckte sein Stück Schwarzbrod in die Tasche, nahm seinen Stab, den er sich aus einem Schwarzdorn zurecht geschnitten hatte, und wanderte rüstig hinaus, dem nahen Gebirge zu. Wohl wußte er manche Schauergeschichte von dem mächtigen Berggeist zu erzählen, die er an schönen Sommer-

abenden gehört hatte, wenn die Burschen und Mädchen unter der großen Linde des Dorfes saßen und sich Geschichten erzählten; doch fürchtete er sich deshalb nicht. Man berichtete ja auch so viel Gutes und Lustiges über ihn, daß er sich unter Rübezahl einen spaßhaften alten Herrn vorstellte, der einem kleinen Burschen gewiß nichts zu Leide thun würde.

Peter war daher ganz frohen Muthes; der frische, sonnige Morgen, die munteren, singenden Vögel, der grüne Wald und die hohen freien Berge, das alles war so recht nach seinem Sinn. Unverdrossen kletterte er den steilen, holprigen Pfad hinauf nach dem Gebirge. Als er den Kamm desselben erstiegen hatte, hielt er Rast, um wieder zu Athem zu kommen, damit der Ruf: „Rübezahl!“ recht kräftig über das Gebirge schalle. Er öffnete schon den Mund, so weit er konnte, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine bekannte Stimme ihn fragte: „Was thust Du so früh im wilden Gebirge, kleiner Peter?“

„Grüß Gott!“ rief freudig der Knabe, als er wieder den hilfreichen Jäger erblickte, „jetzt bin ich erst recht getrost, da Ihr bei mir seid. Die Muhme hat mir aufgetragen, den Berggeist zu rufen und ihn zu bitten, mir eine Springwurzel zu geben; die soll den Vater gesund machen.“

„Aber fürchtest Du Dich nicht vor dem mächtigen Berggeist?“ entgegnete der Jäger.

„Ach nein,“ erwiderte Peter, „der alte Herr straft wohl übermüthige Spötter, doch einem Kinde, das für seinen kranken Vater bittet, dem thut er sicher nichts zu Leide.“

„Da magst Du wohl recht haben,“ stimmte ihm der Jäger bei; „doch wer weiß, ob er Deinen Ruf hört; vielleicht ist er gerade auf Reisen außerhalb seines Gebietes, und ehe er heimkommt, könnte Dein Vater sterben. Wir Jägersleute kennen alle Kräuter und Wurzeln im Gebirge, denn wir steigen überall herum in Höhlen, Schluchten und Klüften.

So fand ich denn eines Tages auch die berühmte Springwurzel, welche alle Krankheiten heilt. Die will ich Dir geben, schabe sie recht fein und laß Deinen kranken Vater davon essen!"

Der kleine Peter wollte dem freundlichen Jägersmann noch ein dankbares „Vergelt's Gott!" sagen, doch dieser hatte sich schon abgewendet und schritt langsam durch das Heidekraut; noch einmal drehte er sich um, schwenkte grüßend den grünen Federhut mit der stolzen Adlerfeder und wanderte der Schneekoppe zu. Dem nachschauenden Peter schien er immer größer und größer zu werden, bis sein Kopf eine schwebende weiße Wolke erreichte, in welcher endlich die ganze Gestalt verschwand.

Dem kleinen muthigen Burschen kam dies alles doch zu wunderlich vor; furchtsam starrte er noch eine Weile der hinziehenden Wolke nach; dann besann er sich kurz, und indem er die Springwurzel fest in der Hand hielt, rannte er den Berg hinab, der heimatlichen Hütte zu. Auf deren Schwelle stand die Muhme mit grimmigem Gesicht und brummte: „Ha, kommt der verwünschte Junge doch wieder! Unkraut verdirbt nicht." Peter aber hörte den boshaften Willkommen nicht und zeigte ihr voller Freude die Springwurzel. Die alte Muhme betrachtete diese neugierig und brachte sie an ihre spitze Nase, um sich zu überzeugen, welchen Geruch die merkwürdige Wurzel habe. Aber kaum hatte sie dies gethan, als sie von einem krampfhaften Niesen und Husten befallen wurde, aus welchem sie gar nicht wieder herauskam. Mit einem Mal wurde sie ganz blau im Gesicht, der furchtbare Husten hatte sie erstickt, und leblos sank sie zu Boden.

Alsbald dachte Peter daran, wie der Jägersmann, als er ihm das erste Mal begegnete, die alte Muhme für ihre Bosheit hatte strafen wollen, und es war ihm jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß dieser Jäger, welchem er den Sack voll

Aehren, den reichen Fischfang und zuletzt die Springwurzel verdankte, niemand anders gewesen sei als Rübezahl.

Schnell ging er hinein zum kranken Vater und erzählte ihm von seinen wunderbaren Begegnungen mit dem mächtigen Berggeist und dem plötzlichen Tod der alten Muhme. Der Vater lauschte verwundert den Erzählungen des kleinen Peter. Dieser schabte dann nach Rübezahls Anweisung die mitgebrachte Springwurzel und gab seinem Vater davon zu essen. Und siehe da! am anderen Morgen, als der Vater erwachte, war er wieder kerngesund. Am dritten Tage wurde die böse Muhme, welche dem kleinen Peter das Leben so verbittert hatte, begraben. Seitdem führte er ein glückliches Leben, half seinem Vater rüstig bei der Arbeit und wurde später selbst ein tüchtiger, fleißiger Mann, welcher sich mit seiner Hände Arbeit redlich nährte.

Der böse Vogt.

Vor langer, langer Zeit stand in Schlesien eine Burg, von der man heutigen Tages nicht einmal die Ueberreste mehr sieht; kein Stein ist auf dem anderen geblieben, der Regen hat den breiten Graben, welcher dieselbe umschloß, mit Steingerölle und Erdreich ausgefüllt, und Gräser und Gesträuch bedecken spärlich den öden Platz. In dieser Burg lebte einst ein Ritter still und friedlich, das Rauben, Plündern und Wegelagern seiner Standesgenossen war ihm ein Greuel, und kein reisender Handelsmann, der mit seinen Waaren die nahe Landstraße zog, konnte sich beklagen, je von ihm beläftiget worden zu sein. Ein trautes Weib und sein einziges blühendes Töchterlein zauberten in die düsteren Hallen seiner Burg einen steten Frühling von Glück und Liebe.

Doch bald traf den glücklichen Mann ein hartes Schicksal; Weib und Kind wurden das Opfer einer bösen ansteckenden Krankheit, welche dazumal Hunderte von Bewohnern der dortigen Gegend wegraffte. Nachdem das Liebste, was er auf der Welt hatte, der stillen Familiengruft übergeben war, fand er in der verödeten Burg keine Ruhe mehr, es trieb ihn fort aus den unheimlichen Räumen, in denen

ihm kein Wort der Liebe mehr erklang, wo er nur noch den schaurigen Widerhall seiner eigenen Schritte hörte. Die Eulen und Käuzchen im alten verwitterten Thurm krächzten jede Nacht, als verstünden sie sein Unglück oder verkündeten ein neues.

Da beschloß der einsame Ritter die Burg seiner Väter auf Nimmerwiedersehn zu verlassen und über das Meer nach einem fernen Welttheile zu reisen; er füllte den Seckel mit Goldgülden, befahl dem treuen Knappen die Rosse zu schirren und übergab Haus und Hof seinem Vogte Watzmann.

So lange der Ritter daheim gewesen und mildes Regiment geführt hatte, fühlten sich die Bauern, die ihm Frohndienste thun mußten, glücklich und zufrieden; ihre Felder und Gärten gaben reichen Ertrag, denn der gütige Herr ließ ihnen Zeit genug, dieselben zu bestellen. Auf den grünen üppigen Wiesen weideten fette Rinder und Schafe, und an den Bergabhängen kletterten wohlgenährte Ziegen mit milchstrotzenden Eutern. Ueberall sah man Gedeihen und Wohlstand.

Doch bald sollte es anders werden; Vogt Watzmann war ein hartherziger Mann voller Geiz und Habsucht. Anstatt im Sinne seines Herrn fort zu handeln, wurde er der Quälgeist der Bauern, vermehrte ihre Abgaben und Frohntage, so daß ihnen zur eigenen Feldarbeit nur wenig Zeit übrig blieb, und ließ sie durch die Knechte zur Burg hinaus jagen, wenn sie ihn um Erlaß anflehten.

Eines Morgens zogen die Dorfbewohner hinaus auf ihre Felder, das schon überreife Korn zu schneiden; drei Tage hintereinander hatten sie für ihren neuen Herrn eingeerntet, und jetzt war es Zeit, an die eigenen Garben zu denken und sie in die Scheuern zu bergen. Den Arbeitern rann bei dem mühevollen Tagewerk der Schweiß von der Stirn, doch rüstig und unverdrossen schafften sie weiter, es

galt ja der Winternahrung, die ihrem häuslichen Herd die Sorge um das tägliche Brod fern halten sollte.

Da kam plötzlich der Vogt auf einem schönen Rappen herangeritten, begleitet von mehreren gewappneten Knechten, und befahl den Leuten mit barscher Stimme, sogleich ihre Felder zu verlassen und auf den seinen die Erntearbeit wieder zu beginnen. Als ein Murren diese Aufforderung beantwortete, drohte er, die Widerwilligen mit Peitschenhieben dorthin treiben zu lassen.

Da riß dem jungen Bauer Hansjörge die Geduld, er ballte die Faust und rief dem Peiniger zu: „Vogt, Ihr seid ein Schinderhannes, der uns wie die Hammel scheeren und uns obendrein das Fell noch über die Ohren ziehen will; vor dem gnäd'gen Herrn machtet Ihr einen Katzenbuckel, und vor uns steht Ihr mit der Hetzpeitsche."

Gleich einem angestochenen Eber stürzte sich Watzmann auf den kühnen Sprecher, befahl seinen Begleitern, ihn zu fesseln und band ihn eigenhändig an den Schweif seines Pferdes; so wurde er nach der Burg geschleift und dort in das finstere Verließ geworfen, in welches kein Strahl der Sonne noch des Mondes dringen konnte.

Die Bauern wehklagten über die schändliche Tyrannei ihres neuen Herrn und dachten darüber nach, wie sie den Uebermüthigen züchtigen könnten.

Am meisten jammerte die hübsche Anna, die liebliche Braut des Gefangenen; die Thränen rannen ihr stromweise aus den gutmüthig blickenden Augen, die sonst so fröhlich in die Welt schauten; sie rang verzweiflungsvoll die Hände und wimmerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „Mein lieber Hansjörge", klagte sie, „ich habe Dich für immer verloren; nimmer werde ich wieder in Dein liebes, treues Auge schauen, nie wieder Deinen freundlichen Worten lauschen; könnte ich doch mit Dir sterben in der stockfinsteren

LEIPZIG, GIESECKE & DEVRIENT, TYP. INST

Nacht Deines Gefängnisses, denn für mich giebt es keine Freude mehr!" So jammerte sie fort, und niemand vermochte die Unglückliche zu trösten.

Da sprengte plötzlich aus dem Schatten des Waldes auf schneeweißem Roß ein Ritter hervor; seine Rüstung glänzte wie von gediegenem Gold, und die kunstvoll gearbeitete Lanze zeigte in der Mitte einen prachtvollen Edelstein. Voll Staunen sahen die Bauern auf die strahlende Erscheinung, welche ihre Augen fast blendete. Mit freundlichem Gruß hielt der Fremde sein Roß an und fragte nach der Ursache von Anna's Thränen; das Mädchen faßte sich ein Herz, denn der Fremde schaute sie gar freundlich an, und erzählte ihm alles von dem bösen Vogt, wie er sie gleich Sclaven behandele und arm und elend mache; dann schilderte sie in schlichter, inniger Weise den herben Schmerz über das Schicksal ihres geliebten Hansjörge und versicherte unter lautem Schluchzen, daß sie ohne ihren Bräutigam nicht leben könne.

Der Ritter wurde von der Erzählung des erregten Mädchens sichtbar bewegt und sprach theilnehmend zu ihr: „Tröste Dich, liebes Kind, ich werde Deinen Hansjörge befreien, auf daß Ihr Hochzeit halten könnt, wenn es Euch beliebt." Zu den Männern aber wendete er sich mit folgenden Worten: „Habt Ihr Muth, Euch Eure Freiheit zu erkämpfen, so eilet nach Hause; bewaffnet Euch mit allem, was Ihr als Waffe schwingen könnt, und treffet, nahe der Burg, bei der Kapelle des heiligen Sebastian mit mir zusammen; wir wollen die Burg erobern und den bösen Vogt züchtigen. Daß ich der rechte Mann bin, Euch anzuführen, soll Euch mein Lanzenwurf bezeugen."

Mit diesen Worten schwang er die Lanze einige Male um seinen Kopf; dann schleuderte er sie mit riesiger Kraft in die Luft, so hoch, daß sie dem Auge kaum noch sichtbar

war; sausend fuhr sie wieder hernieder, und mit gestrecktem Arm fing er sie auf.

Die Bauern vergaßen beim Anblick dieses Meisterwurfes all' ihrer Noth; sie warfen jubelnd die Mützen empor und riefen: „Hoch lebe der edle Ritter! Wir folgen ihm, und ginge es in's Türkenland!"

„Wohlan", sprach der Fremde, „so holet schnell herbei, was zum Kampfe dienen kann."

Gehorsam eilten sie von dannen und bald erschien die kampflustige Schaar, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Stangen bewaffnet, vor der Kapelle des heiligen Sebastian. Der Ritter wartete ihrer bereits, stellte sich hoch zu Roß an die Spitze des Zuges, und fort ging es im Sturmschritt gegen die Burg. Als diese erreicht war, rief der Anführer mit Donnerstimme: „Vogt Watzmann, tretet heraus auf die Zinne Eurer Burg, ich habe ein ernstes Wort mit Euch zu reden!" Alsbald erschien der Gerufene, voll Hochmuth und Spott in Geberden und Worten. „Wer ist der edle Ritter, der meine Leibeigenen anführt?" höhnte er; „hebt, doch Euer Visir, daß ich Euch in's Gesicht sehen kann; Eure Knappen tragen gar seltsame Waffen, die besser in die Scheuer, als in den Waffensaal passen. Was ist Euer Begehr? Redet, ich bin dies zu hören begierig."

Da erdröhnte als Antwort ein gewaltiger Schlag gegen das Burgthor, der es mitten auseinander spaltete; kühn sprengte der Ritter den Bauern voran in den offenen Hof, hoch schwang er die mächtige Streitaxt und schmetterte alles nieder, was ihm in den Weg trat. Vergeblich sandten die Mannen des Burgvogts ihre Bolzen in die Schaar der Bauern, sie prallten von den Eindringenden ab wie Erbsen, ohne nur die Haut zu ritzen. Da warfen die Reisigen ihre Waffen von sich, fielen auf die Knie und flehten um Gnade. Sie wurde ihnen gewährt, denn sie sollten nicht büßen, was ihr Herr verbrochen hatte.

Der Ritter, welcher unterdeß vom Roß gestiegen war, schritt alsbald nach dem Burgverließ und befreite den wackern Hansjörge, der mit Freudenthränen das helle Sonnenlicht begrüßte. Nach dem Vogte suchte man lange vergebens in allen Gemächern, im Keller, auf dem Boden. Die Bauern stiegen wieder hinab, die Ställe zu durchforschen. Als sie

in den Ziegenstall traten, bot sich ihnen ein wunderlicher Anblick dar: die sechs gehörnten Insassen desselben umstanden kläglich meckernd, mit gesenkten Häuptern eine große gelockerte Strohschütte, als berge dieselbe irgend ein theures Familienglied, ein Böckchen oder Zickelchen; die Suchenden hoben das Stroh in die Höhe, — da lag zusammengekrümmt der furchtsame Watzmann, welcher, anstatt um seine Freiheit muthig zu kämpfen, sich feig verkrochen hatte. Der Ritter

packte ihn am Genick, trug ihn mit kräftiger Faust hinaus auf den Hof und hielt ihn dort mit ausgestreckten Armen hoch in die Luft, daß er zappelte wie eine Gliederpuppe.

„Erbärmlicher Feigling, habe ich Dich endlich?“ fuhr er den hartgesottenen Sünder an; „hinunter mit Dir in's finstere Burgverließ, da mache Kameradschaft mit Ratten und Kröten, wirst ihnen ein willkommener Spießgesell sein!“ Er trug den Zitternden bis an den Eingang des unterirdischen Gefängnisses, schloß die eiserne Thüre auf, schleuderte ihn hinunter in die schauervolle Finsterniß und warf sie mit gellendem Gelächter wieder in's Schloß. Dann zog der Ritter eine Urkunde unter der Rüstung hervor, welche ihn zum Erben der Burg einsetzte, da der frühere Herr, kurz nachdem er die Reise angetreten hatte, verstorben war. Doch der Ritter verzichtete auf den Besitz zu Gunsten Hansjörgens und schenkte demselben die Burg sammt den dazu gehörigen Ländereien und Waldungen.

„Du wirst“, redete er ihn an, „diesen Männern hier kein strenger Herr und Richter, sondern ein gütiger Rathgeber sein; vergiß nie, daß sie einst Deine Freunde waren und Du als einer der Ihren unter ihnen lebtest. Betrachte sie nie als Leibeigene, sondern als Deinesgleichen, als freie Menschen, welche Du glücklich machen sollst! Wenn Du mit Deinem jungen Weibe einziehst in diese Hallen, so führe sie zunächst in jene kleine Erkerstube, die nach Morgen gelegen ist, dort steht ein Spinnrocken, fein geschnitzt aus Elfenbein; es ist eine Hochzeitsgabe von mir, auf daß die junge Burgfrau bedacht sei, fleißig zu spinnen für den eigenen Haushalt und für die Armen ihrer Heimat. Durch das Fenster kann sie das heimatliche Dorf überblicken, in dem sie einst als niedere Magd gearbeitet hat. Lebet alle wohl und lasset es mich nie bereuen, daß ich Euch geholfen habe!“

Mit diesen Worten schritt er nach der Mitte des Hofes, woselbst sein schneeweißes Roß stand. Der Ritter schwang sich hinauf und sprengte zum Burgthor hinaus in der Richtung nach dem Riesengebirge. Lange starrten die Bauern dem wunderbaren Reiter nach, dessen goldene Rüstung noch in der Ferne glänzte. Sie konnten nicht in Zweifel sein, daß in der Gestalt des Ritters der mächtige Herr des Gebirges ihr Helfer gegen schnöde Bedrückung gewesen war.

Endlich kamen sie wieder zu sich selbst; mit kräftigem Handschlag wünschten sie dem noch ganz in sich versunkenen Hansjörge Glück und eilten dann nach dem Burgverließ, um den bösen Vogt wieder herauszulassen unter der Bedingung, daß er das Land für immer meide.

Kurze Zeit darnach hielten Hansjörge und Anna fröhliche Hochzeit. Sie zogen in die alte Burg ein, welche ihnen Rübezahl geschenkt hatte, und nirgends in deutschen Landen hatten die Bauern eine mildere und gerechtere Herrschaft.

Rübezahls Testament.

Lautes Leben und Treiben erfüllte die kleine Stadt Schmiedeberg, geschäftige Menschen liefen hin und her, Leierkasten wimmerten ihre eintönigen Melodien, von hochaufgethürmten Lastwagen lud man Ballen und Kisten, und überall wurden Buden aufgeschlagen, um allerlei Waaren darin auszulegen; denn es war Jahrmarkt, der die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzte. Durch diese verschiedenen Hindernisse hindurch schob ein Kärrner seinen Schubkarren mit einer großen Kiste, indem er rechts und links an den Häusern empor schaute, ob nicht ein Gasthausschild ihn zur Einkehr lüde.

Endlich begegnete seinem suchenden Auge ein solches Wahrzeichen; über der Thür eines weißgetünchten Hauses war in großer Schrift zu lesen: „Zum rothen Ochsen", dessen Bild in greller Farbe darunter prangte.

Der Wirth „zum rothen Ochsen", Traugott Stüberling, und seine behäbige Ehehälfte, Frau Trine, betrachteten einen solchen Jahrmarkt als eine besonders ergiebige Ernte, und wenn sie schon für gewöhnlich bei der Zeche ihrer Gäste die Kreide nicht sparten, so schrieben sie an einem Jahr-

markt mit doppelter Kreide, so daß den geprellten Gästen über die unverschämten Preise Hören und Sehen verging.

In die Hausflur des „rothen Ochsen" also fuhr der Kärrner seinen Karren mit der verschlossenen Kiste, trat in die Schenkstube und fragte den Wirth, ob er ihm eine Kammer einräumen wolle, damit er allein wohne und nicht mit einer Menge wildfremder Menschen auf dem Heuboden zusammen schlafen müsse.

„Kommet mit hinauf", antwortete jener, „es steht gerade noch eine Kammer frei, mit freundlicher Aussicht auf den Garten; ist's nach Eurem Gefallen, so könnt Ihr Besitz davon nehmen; vermuthlich seid Ihr ein Handelsmann, der Waaren feilbieten will?"

„Ihr habt's getroffen, Herr Wirth", entgegnete dieser, „ich habe seltene Dinge draußen in der Kiste und werde sie mit hinaufnehmen, daß ich sie hinter Schloß und Riegel bringe, denn nirgends ist man sicher vor listigen Dieben."

Beide traten hinaus, der Fremde belastete sich mit der Kiste und folgte dem Wirth die Treppe hinauf in eine Kammer, die still gelegen und sauber hergerichtet war. Der Kärrner zeigte sich zufrieden damit, meinte, daß er sich's behaglich machen wolle; wenn er etwas brauche, werde er die Wirthin rufen. Stüberling entfernte sich und war ganz stolz, daß nun auch der letze Winkel seines Gasthauses besetzt war.

Der neue Insasse desselben warf sich sogleich auf das Bett und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst nach zwei Stunden erwachte. Er rief sogleich die Wirthin und bat sie, ihm doch den verschlossenen Wandschrank der Kammer zu überlassen, damit er seine Waaren hinein legen könne, da er plötzlich von so heftigen Magenschmerzen überfallen worden sei, daß es ihm unmöglich wäre, feil zu halten. Die Frau löste hierauf einen kleinen Schlüssel von

dem mächtigen Schlüsselbund, das sie am Gürtel trug, und öffnete damit bereitwillig den Schrank

„Könnt Ihr mir wohl einen guten Kräuterthee kochen?" fragte der Gast weiter; „es brennt in meinem Magen, wie das höllische Feuer." Frau Trine Stüberling versprach ihm ein Tränkchen zu bereiten, das ihn sicher von dem Uebel befreien würde. Kaum war sie hinausgegangen, so sprang der vermeintliche Kranke lustig aus dem Bett, packte die Waaren aus der Kiste, legte sie in den Schrank und warf sich eiligst wieder auf sein Lager, sobald er die Schritte der rückkehrenden Wirthin vernahm. Diese trat mit einer Tasse dampfenden Thees herein und versicherte, daß die Kräuter in Rübezahls Garten gewachsen seien, obwohl der Handelsmann gesehen hatte, wie die kleine dicke Frau an einer Leiter an dem herrlich blühenden Lindenbaum im Garten emporgestiegen und mit einer Hand voll Blüthen wieder heruntergekommen war; doch machte er keine Bemerkung hierüber und schlürfte den Aufguß hinunter. Besserung schien jedoch nicht einzutreten; er warf sich jammernd hin und her, krümmte sich wie ein getretener Wurm, ächzte und stöhnte, als sei sein letztes Stündlein gekommen, und beschwor die Wirthin eine Gerichtsperson holen zu lassen, auf daß er sein Testament mache.

„Versprecht mir, gute Frau", wimmerte der Kranke, „daß Ihr mich bis an mein Ende gut verpflegen und mir ein anständiges Begräbniß verschaffen wollt; laßt es dabei an nichts fehlen, denn es verdroß mich stets, wenn man bei einer solchen Gelegenheit knauserte. Sorget, daß der hochwürdige Herr Pfarrer, die Chorknaben und die Träger reichlich Kuchen und Wein erhalten; ich würde mich noch im Grabe herumdrehen, wenn einer von ihnen hungrig oder durstig heimginge; daß Euch alles gut bezahlt wird und Ihr noch obendrein für Eure Mühe eine reichliche

Entschädigung erhaltet, dafür wird mein Testament sorgen." Die lange Rede hatte ihn so angegriffen, daß er in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Als Frau Trine sich überzeugt hatte, daß der Kranke weder sah noch hörte, trippelte sie auf den Zehen nach dem Wandschrank, drehete leise, ganz leise den Schlüssel und öffnete vorsichtig die Thüre, daß sie nicht knarre. Da lagen vor ihren staunenden Blicken goldenes, kunstvoll gearbeitetes Geschmeide, schimmernde Perlenschnüre in prachtvoll farbigen Muscheln und funkelnde Edelsteine; wie gebannt stand sie vor dem glänzenden Schatz und vergaß darüber den ohnmächtigen Besitzer dieser Kostbarkeiten. Dieser aber blinzelte längst mit verschmitztem Lächeln unter dem Deckbett hervor, weidete sich an ihren verlangenden Blicken und dachte bei sich: „Wartet, Frau Wirthin, ich will Euch die Erbschaft versalzen, Ihr scheint mir ein habgieriges Weib zu sein, das auf meinen Tod wartet und nach meinen Schätzen hungert." Er begann wieder zu wimmern und zu stöhnen; die neugierige Wirthin schloß schnell den Schrank, eilte hinab zu ihrem Mann und bat ihn mit dringenden Worten, einen Notar herbei zu holen, da der Handelsmann sein Testament machen und sie zu Erben einsetzen wolle. Sie stieg wieder hinauf zu dem Kranken und bewies sich als willfährige Pflegerin; die Aussicht auf goldenen Lohn machte ihr jede Mühe leicht.

Nach Verlauf einer halben Stunde trat der Notar Zipperlein in gerader, steifer Haltung über die Schwelle der Kammer. Bedachtsam ließ er sich auf den Schemel neben dem Bett des Leidenden nieder, legte sein Ohr an dessen Mund und vernahm nur mit Mühe die schwach gelispelten Worte: „Beeilt Euch, mich zu hören, hochweiser Herr, denn es geht mit mir zu Ende. Ich vermache Alles, was sich in jenem Wandschrank befindet, dem Herrn Balthasar Stüber-

ling und seiner Ehehälfte, der Frau Trine Stüberling. Hier übergebe ich Euch den Schlüssel zu dem Schranke. Drei Stunden nach dem Begräbniß soll das Stüberlingsche Ehepaar die Erbschaft antreten. Gelobt es einem Sterbenden, dafür Sorge zu tragen, daß sein letzter Wille getreulich ausgeführt werde!"

Mit dem letzten Wort that der Kranke auch den letzten Athemzug. Die Leichenfrau übernahm die weitere Sorge für den Verstorbenen, und anderen Tages, als die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf den Friedhof warf, begrub man den Unbekannten.

Im Gasthaus „zum rothen Ochsen" hatte die Wirthin unterdeß tüchtig aufgetragen; auf dem großen Schenktisch wechselten in bunter Reihe riesige Rosinenkuchen mit Flaschen voll sauern Weins. Jeder Leidtragende vertilgte so viel als er konnte und bekam noch ein großes Stück Kuchen mit auf den Heimweg.

Die Wirthsleute zählten ungeduldig die Minuten bis zum Ablauf der bestimmten drei Stunden. Frau Trine sah sich schon im Geiste nächsten Sonntag im Kirchenstand sitzen, geschmückt mit einer großen goldenen Kette, mit schweren, funkelnden Ohrgehängen, und an jedem ihrer dicken Finger einen goldenen Ring mit einem großen Diamanten in der Mitte.

Kaum hatte die Uhr zum letzten Schlag der neunten Stunde ausgehoben, so stürmte das Ehepaar mit brennenden Lichtern hinauf in die Erbschaftskammer, als gälte es einen Mörder auf frischer That zu ertappen; der Notar, welcher als Gerichtsperson bei der Vollziehung des Testaments zugegen sein mußte, stolperte hinterher und verlor gänzlich seine würdevolle Haltung, die er bei amtlichen Anlässen stets behauptete. Endlich standen alle drei athemlos still vor dem bedeutungsvollen Wandschrank. Der Notar steckte den Schlüssel in das Schloß, um die Schatzkammer

zu öffnen. „Balthasar", rief Frau Trine ihrem Manne zu, „schließe Deine schwachen, thränenden Augen erst ein wenig, sie möchten durch das plötzliche Schimmern und Flimmern geblendet werden!" Er folgte dieser vorsorglichen Mahnung und wartete mit vorgebeugtem Kopf, geschlossenen Augen und zurückgehaltenem Athem auf den ersten Freudenschrei, den seine Ehehälfte ausstoßen würde; denn er kannte diese Art, ihre Gefühle kund zu thun. Plötzlich kreischte sie auf, wie vor Schreck; schnell riß er die Augen auf und bohrte sie förmlich ein in das Dunkel des Wandschrankes, das nur spärlich durch die zwei triefenden Talglichter erhellt wurde; doch sie erblickten weiter nichts, als das bunte Durcheinander verschiedener Feldfrüchte. Die Perlen hatten sich in Erbsen, die schweren Ohrgehänge in Knollen verwandelt; anstatt der silbernen Haarpfeile leuchteten weiße Rüben hervor, und das Kästchen, aus dem der Wirthin Tages zuvor eine Brillantnadel entgegen funkelte, barg heute einen Dorn, an dessen Spitze eine einsame Hagebutte trauerte. Neben diesen Raritäten glänzte ein weißes zusammengefaltetes Papier; der Notar öffnete es und fand darin mehrere Goldstücke nebst einem Zettel, auf dem die Worte standen:

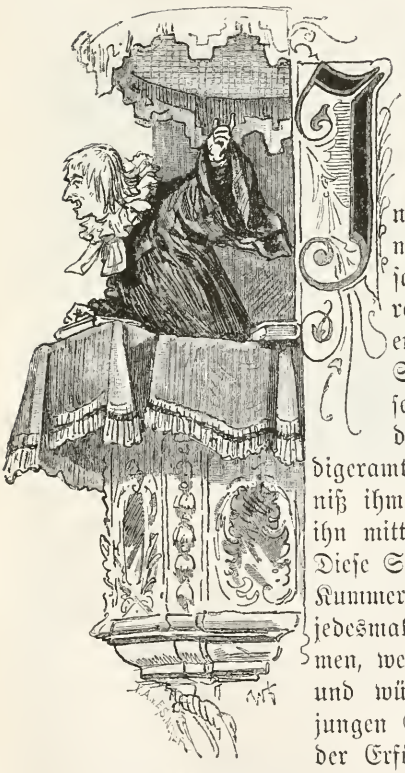
Ich bezahle hier all' meine Schulden
Euch mit baren zehn schweren Gulden.
Sonst sind Euch nur Knollen und Rüben
Vom Testamente übrig geblieben.
D'rum wollt Ihr eine Erbschaft mal machen,
So dürft Ihr vorher in's Fäustchen nicht lachen.
Auf daß noch gut endet der lustige Schwank,
Grüßt Euch der Gebirgsherr mit höflichem Dank.

Als die Wirthsleute und der Notar die Botschaft des Gebirgsherrn gelesen hatten, gruselte es ihnen in der Rübezahlskammer; scheu blickten sie nach dem Bett — es war ihnen, als blinzele ein wunderliches Gesicht mit höhni-

ſchem Grinſen daraus hervor. Da ſtürmten die Gefoppten hinaus, warfen die Thür in's Schloß, daß das Haus erzitterte, und rannten die Treppe hinunter, als folge ihnen der Berggeiſt auf dem Fuße nach.

Anderen Tages berief der Ochſenwirth Maurer und Zimmerleute zu ſich und ließ die Behauſung des unheimlichen Gaſtes zumauern. Kein Menſch betrat wieder die Stätte, woſelbſt der Erzſchalk Rübezahl ſein Teſtament gemacht hatte.

Rübezahl als Prediger.



In dem Pfarrhause des böhmischen Dorfes St. Peter saß eines Abends der Pfarrer Vigilius und arbeitete emsig an seiner nächsten Sonntagspredigt. Trotz seiner Gelehrsamkeit wurde dem alten Herrn das Predigeramt schwer, da das Gedächtniß ihm oft untreu wurde und ihn mitten im Redefluß verließ. Diese Schwäche schaffte ihm viel Kummer und Herzeleid, er war jedesmal ängstlich und beklommen, wenn er die Kanzel betrat und wünschte sich sehr oft einen jungen Stellvertreter, der ihn in der Erfüllung seines Amtes ablösen könnte; eine längere Ruhe, so hoffte er, würde ihn geistig stärken und sein Gedächtniß wieder auffrischen. Auch

heute unterbrachen allerlei Gedanken die ernste Arbeit; den Kopf auf die Hand gestützt, starrte er sinnend und grübelnd in das flackernde Kaminfeuer, als plötzlich die Hausklingel ertönte und mit schrillem Ton den Pfarrer aus seinen Träumereien weckte. Nicht lange währte es, so wurde an die Thür der Studirstube geklopft, und Kathi, die Hausmagd, erschien auf der Schwelle, um ihrem Herrn mitzutheilen, daß ein junges Herrchen Einlaß begehre und um Herberge bitte. Der würdige Pfarrer erhob sich sogleich, um den unbekannten Gast selbst zu begrüßen; denn er war ein wohlwollender und gastfreundlicher Mann, der trotz seines bescheidenen Einkommens keinen Hülfesuchenden ungehört von seiner Thüre wies; eiligst drückte er das schwarze Sammetkäppchen auf das ehrwürdige schneeweiße Haar und schritt hinab in die Hausflur, wo ihn der Fremde erwartete. Als dieser den Pfarrer die Treppe herabkommen sah, ging er ihm eiligst entgegen und entschuldigte mit großer Redegewandtheit seinen späten Eintritt in das ihm fremde Haus.

„Ich habe", hub der Schlaukopf an, „von Eurer Menschenfreundlichkeit so viel Rühmliches gehört, daß ich mir ein Herz faßte, bei Euch, hochwürdiger Herr, vorzusprechen und um ein Nachtlager zu bitten; ich bin in der Irre herumgelaufen und habe vergebens nach einem Meilenstein ausgeschaut, bis mich endlich St. Peter, Euer Schutzheiliger, nach Eurem Dorfe führte; denn hätte ich eine halbe Stunde Weges von hier nicht sein Bild mit dem ihm geweiheten Altar gefunden, ich suchte wohl noch nach einem wirthlichen Dach. Eure Bauern wiesen mich alle zu Euch, da Ihr Menschenfreundlichkeit an einem jeden übtet, der an Eure Thüre klopfte."

Während dieser langen Anrede öffnete der Hausherr ein freundliches Zimmer zur ebenen Erde und bat den Fremden, einzutreten und es sich behaglich zu machen, denn

der erste Blick auf den schwarzen Sammetrock belehrte ihn, daß er einen Studenten vor sich habe.

„Ehe Ihr mir erzählt", hub er an, „woher Ihr kommt, wohin Ihr geht und welche Wissenschaft Ihr treibt, wollen wir Eurem Magen Genüge thun. Mundet Euch mein einfaches Abendessen, so sollt Ihr mir doppelt willkommen sein; ein Gast, dem's schmeckt, erfreut sich und seinen Wirth."

Er rief die Magd und befahl ihr, alles aufzutragen, was Küche und Keller aufzuweisen habe, und auch die Flasche alten Wein nicht zu vergessen, welche seit mehreren Jahren auf eine festliche Gelegenheit warte, um entkorkt zu werden. „Denn ich will heut", rief er fröhlich aus „mit Euch noch einmal jung werden und mich meiner lustigen Studentenzeit erinnern." Die umsichtige Kathi ordnete mit flinker Hand das kleine Gastmahl, und als der Hausherr sah, daß alles in Ordnung war, bat er den jungen Mann, Platz zu nehmen,

sprach das Tischgebet, und bald waren beide in voller Arbeit, denn der Fremde hatte tüchtigen Hunger mitgebracht, und der Hausherr mußte seinem Gast ein gutes Beispiel geben; so bestrebten sie sich, das Möglichste zu leisten.

Nach kurzem Schweigen erhob sich der Student, ergriff sein Glas und wendete sich mit folgenden Worten zu seinem freundlichen Wirth: „Ich thue Euch Bescheid in diesem edlen Wein und danke Euch zuerst für herzliche Aufnahme. Ihr sehet vor Euch Raimund Mehlhuber aus dem Tyroler Land, Student der Gottesgelahrtheit an der Wiener Universität, der bis jetzt mehr versteht vom Fechten und Raufen, als von der heiligen Wissenschaft, der er sich angelobt hat. Seht mich an vom Kopf bis zum Fuß, ich rede wahr und sage mir keine Schmeicheleien, denn ein Schuft ist, wer sich besser macht, als er ist. Doch etwas muß ich mir auch nachrühmen; trotzdem ich manches Colleg geschwänzt habe und die Herren Professoren mich selten unter ihren Zuhörern erblickten, so bringe ich es doch fertig, eine vollständige Predigt mit drei Theilen in zwei Stunden auszuarbeiten und sogleich zu halten; ich habe ein wunderbares Gedächtniß, das sich alles merkt und nichts vergißt."

„Darum könnte ich Euch beneiden, junger Mann", entgegnete der Pfarrer, „das ist eine wahre Gottesgabe, ich merke mir gar nichts mehr und vergesse alles; es kommt oft eine wahre Verzweiflung über mich, wenn ich meine Predigt lerne und kein Wort in dem alten Kopfe festsitzen will; ich dachte schon daran, in ein Bad zu reisen und dort eine stärkende Kur zu gebrauchen, doch fehlte mir's immer am Besten; das verwünschte Geld ist auf der Pfarre zu St. Peter sehr rar, und so wird meine Gemeinde fortan fürlieb nehmen müssen mit der stockenden, holprigen Predigt ihres Seelenhirten."

Der Student warf einen theilnahmvollen Blick auf den klagenden Alten und versuchte ihn zu trösten. „Seid darob

nicht traurig und hoffnungslos, ehrwürdiger Herr", meinte er, „ist doch für jedes Leid ein Kräutlein gewachsen, vielleicht daß ich Euch helfen kann und Euer Schutzheiliger mich deshalb zu Euch geführt hat; leeren wir ein Glas zur Ehre Sanct Peters!" Die Gläser klangen hell aneinander, und der Jüngling fuhr also fort: „Ich vertraue Euch ein Geheimniß an, wenn ich Euch sage, daß ich im Besitz eines Krautes bin, welches meine Urgroßmutter väterlicher Seits einst aus den Händen des mächtigen Gebirgsherrn empfing. Alle Krankheiten und Gebrechen unserer Familie hat seit dieser Zeit das Wunderkraut geheilt, und wir bedürfen weder Doctor noch Apotheker, und so, denke ich, wird dieses Mittel sich auch an Euch bewähren. Ehe ich Euch verlasse, gebe ich Euch einige Blätter; reibet damit täglich Wirbel, Stirne und Schläfe, und bald wird sich Euer schwaches Gedächtniß kräftigen."

Der Pfarrer war nun fröhlich und guter Dinge; die zweite Flasche wurde aus dem Keller geholt, und während sie dieselben leerten, erzählten sie sich von allerlei Studentenstreichen, wobei dem alten Herrn vor Lachen die hellen Thränen aus den Augen liefen. Mitternacht war unterdessen herangekommen, und der Hausherr führte seinen jungen Gast selbst in das kleine Kämmerchen, das eng und niedrig, doch sauber getüncht war; weiße Vorhänge und glänzendes Bettlinnen gaben dem bescheidenen Raum ein schmuckes Ansehn, und mit einem herzlichen „Gute Nacht!" schieden beide von einander.

Am anderen Tag wollte der Student nach eingenommenem Morgentrank seine Reise zu Verwandten, welche jenseits des Gebirges wohnten, fortsetzen, doch sein Wirth ließ nicht ab, ihn zu bitten, noch ein paar Tage zu verweilen. Der nächste Tag war ein Sonntag; er rechnete darauf, daß sein Gast als so geläufiger Prediger an seiner

Statt die Kanzel besteigen würde, und trug demselben offen sein Anliegen vor; ohne große Ueberlegung sagte der junge Mann zu und bat nur, daß man ihn Morgens sechs Uhr wecken möchte, da habe er noch volle zwei Stunden Zeit, die Predigt zu schreiben, sie zu lernen habe er nicht nöthig.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf über diese Sorglosigkeit und konnte sich eines Schauers nicht erwehren, wenn er daran dachte, daß er etwa dieses Wagstück unternehmen sollte. Mit einem wahren Respect blickte er zu dem kühnen Redner empor und kam sich diesem gegenüber ganz erbärmlich vor; doch verschwieg er wohlweislich diese bescheidene Selbstbetrachtung und kam in die heiterste Stimmung bei dem Gedanken an einen freien Sonntag.

Am nächsten Morgen, als die Glocke den Feiertag einläutete, klopfte Kathi an die Kammerthür und meldete dem Gast, daß es sechs Uhr geschlagen habe; nach einiger Zeit lugte sie durch das Schlüsselloch, ob der Schläfer aufgestanden sei, und sah, daß der Sonntagsprediger bereits angekleidet war und mit den Armen in der Luft herum fuhr, als stünde er schon jetzt vor der Gemeinde. Diese sichtlichen Vorbereitungen beruhigten die neugierige Lauscherin; sie eilte, die gute Botschaft ihrem Herrn zu bringen, der in banger Unruhe mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, denn er fürchtete, Herr Raimund Mehlhuber habe nach lustiger Studenten-Art aufgeschnitten und würde ihn noch im letzten Augenblick im Stiche lassen.

Ehe noch die achte Stunde ausgeschlagen hatte, trat der Student in die Studirstube, um dem Pfarrer zu melden, daß er bereit sei zum Kirchgang. „Ich hoffe", sagte er, „meine Predigt wird nach Eurem Geschmack sein; ich will Euren Beichtkindern tüchtig ins Gewissen reden, und meine Stimme soll tönen wie die Posaune des jüngsten Gerichts; mein Grundsatz heißt: Viel hilft viel!"

„Na, macht es nur nicht zu arg", entgegnete jener, „ich verfuhr allezeit mild mit ihnen; sie möchten sonst über die ungewohnte Redeweise erschrecken."

Während dieses Gespräches hatte der junge Mann das priesterliche Gewand übergeworfen und schritt an der Seite seines Gastfreundes nach der kleinen Dorfkirche. Dort war jeder Platz besetzt; die Menge füllte den Raum bis in die äußersten Ecken, denn schnell hatte sich die Kunde verbreitet, daß ein Wiener Student heute die Kanzel besteigen würde. Das erste Lied war kaum verklungen, als der Erwartete bereits oben stand und die Gemeinde mit durchbohrenden Blicken musterte, daß die Frauen und Mädchen ängstlich zusammenrückten wie die Hühner, welche den Habicht über sich spüren. Jetzt begann er seine Predigt mit den Worten: „Ihr sehet mich heute an diesem Ort, mich, den Raimund Mehlhuber aus Tyrol, Student der Gottesgelahrtheit an der Wiener Universität, auf daß Euch einmal der Text gelesen werde, da Euer braver Seelenhirt viel zu mild mit Euch umgeht!" Und jetzt begann er den Männern und Frauen, Burschen und Mädchen tüchtig den Kopf zu waschen. Mit einer Löwenstimme donnerte er die Gemeinde an und hielt jedem Einzelnen seine Sünden vor: daß der Bursch Kilian sein Mädchen sitzen ließ; Frau Ursula die Milch mit Wasser verdünnte, welche sie an die armen Leute verkaufte; der Dorfschulze sich immer zu seinem Nutzen und anderer Schaden verrechne; der Küster auf Kindtaufen und Hochzeiten, nachdem er sich dick und voll gegessen habe, noch so viel einstecke, daß er sammt seinem Weibe und acht gesunden Kindern acht Tage lang davon zehre. Das alles traf so mit der Wahrheit zusammen, als sei der junge Prediger aus St. Peter gebürtig und in der Gemeinde aufgewachsen.

Die zerknirschten Zuhörer hielten es für das Klügste, einer weiteren Strafpredigt zu entrinnen; der eine heuchelte

Nasenbluten, der andere plötzlichen Krampfhusten, der dritte hielt sich die Backe und verzog das Gesicht, als leide er die heftigsten Zahnschmerzen, und so wurde die Kirche nach und nach leer bis auf wenige alte Mütterchen, die im Bewußtsein ihrer Unschuld ein Sündenregister nicht zu fürchten hatten und mit freundlicher Neugierde unverdrossen zuhörten, wie ihren Nächsten die Hölle heiß gemacht wurde.

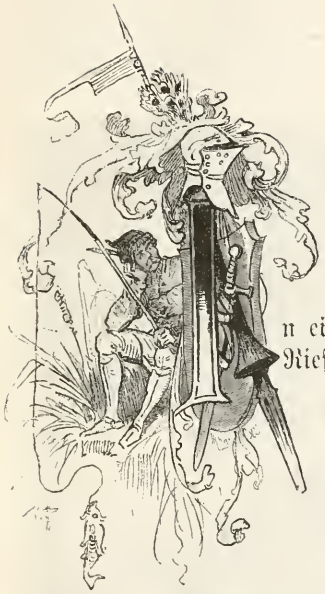
Nachdem der Feuereifer des jungen Geistlichen sich ausgetobt hatte, gelangte er rasch zum Schluß der Predigt. Er stieg hinab von der Kanzel und schritt nach der Sakristei; vom Ausgang derselben bis zur Pfarre hatte sich fast die ganze Gemeinde aufgestellt, um den zornigen Redner, dessen Löwenstimme sie so angedonnert hatte, noch einmal in der Nähe zu sehen; doch sie warteten vergebens. Ein furchtloser Bube lauschte an der Thür und blinzelte durch das Schlüsselloch; aber nichts war zu hören noch zu sehen.

Den Pfarrer hatte das Toben und Schreien seines Stellvertreters in höchster Verzweiflung aus der Kirche getrieben; jetzt erschien er auf der Schwelle seines Hauses und ging nach der Sakristei, um sich von dessen Verbleib zu überzeugen; doch er fand den Raum leer; auf dem kleinen Tisch aber lag neben der Bibel eine weiße Düte mit der Aufschrift: „Zur Gedächtnißstärkung für meinen liebenswürdigen Gastfreund.

Vom Gebirgsherrn."

Das darin enthaltene Kräutlein muß wohl heilsam gewirkt haben, denn noch heute kann man in dem alten Kirchenbuch von St. Peter lesen:

„Am 10. Januar 1593 starb der hochwürdige Pfarrer Vigilius. Er war 95 Jahre alt geworden und war ein großer Kanzelredner bis zu seinem seligen Ende, das ihn auf der Kanzel, mitten in der Predigt, ereilte."



Burg Fischbach.

In einem schönen Thale unweit des Riesengebirges erheben sich zwei hohe Granitkegel, die Falkenberge genannt. Auf einem derselben stand vor Zeiten eine Burg, in welcher ein gewaltiger Raubritter, Herr Bodo, hauste, der auch unter dem Namen „der Falk vom Berge" bekannt war. Er überschaute auch mit dem scharfen Auge eines Falken die weite Ebene; nichts entging seinen wachsamen Blicken, weder der arme Kärrner, noch der reichbeladene Lastwagen, der sich schwerfällig auf der Landstraße herbewegte. Wie ein Stoßvogel fuhr er dann mit seinen Mannen herab auf das schutzlose Gefährte, band die Fuhrleute, plünderte den Wagen und kehrte beutebeladen zu seiner Burg zurück.

Eines Abends saß er im Kreise seiner Zechbrüder im hohen Thurmgemach; der Becher hatte schon oft die Runde gemacht, die Köpfe erhitzten sich mehr und mehr, so daß der Lärm der wilden Gesellen das ganze Schloß durchhallte.

Nur Bodo ließ das volle Trinkhorn unberührt an sich vorübergehen; düster, fast wehmuthsvoll starrte er in die prasselnde Gluth des Kamins und gedachte längst entschwundener Zeiten; die Zechbrüder spotteten dieser ungewohnten weichen Stimmung und fragten ihn neckend, ob er vielleicht Unglück in der Liebe gehabt und die erwählte Burgfrau

ihm einen Korb gegeben habe. Doch der Ritter blieb schweigsam, mochte ihn die übermüthige Schaar immerhin verhöhnen.

Da trat ein Knappe eilig herein und meldete, daß auf der Straße von Schmiedeberg her ein schwerbeladener Wagen komme, der reiche Beute verspreche. Mit wildem Geschrei sprang das vornehme Raubgesindel empor, ergriff Schwert und Schild und stürzte gleich einer blutgierigen Meute

hinaus in die stille Nacht. Nur Bodo blieb zurück, theilnahmlos blickte er der wilden Jagd nach und trat hinaus auf den epheuumrankten Söller. Ueber ihm wölbte sich der sternenbesäte Himmel, mild strahlte der Vollmond hernieder und übergoß die düstere Burg mit bleichem Schimmer. Aus den sonst so trotzig blickenden Augen des Ritters rannen helle Thränen; er ging zurück nach dem Gemach, legte die Rüstung an, nahm Schwert, Lanze und Schild und schritt von einem fackeltragenden Diener begleitet hinab in den Burghof. Hier brach er einen frischen Zweig von einer hohen Tanne und lenkte seine Schritte nach der Burgkapelle, unter welcher sich die Gruft seiner Väter befand Hier standen in langer Reihe ihre Särge, er trat zu dem letzten und legte das grüne Reis darauf; denn drinnen ruhete seine liebe Mutter, und heut war ihr Todestag, da gab es für ihn kein Trinkgelage und keinen Raubzug. Im Geiste blickte er in das treue Mutterauge und hörte die milden, mahnenden Worte, mit denen sie ihn bat, sich fern zu halten von den wüsten Gesellen und ihren gottlosen Streichen. Mit bittern Gewissensbissen gedachte er daran, wie oft er an friedlichen Reisenden Gewalt geübt und Noth und Herzeleid über Unschuldige gebracht hatte. Da gelobte er bei dem Andenken an seine treue Mutter, fortan nur zum Schutz der Unterdrückten das Schwert zu schwingen und dadurch zu sühnen, was er bis jetzt gesündigt hatte. Er verließ die geweihete Stätte, befahl den Knappen schnell sein Roß zu satteln, schwang sich hinauf und ritt davon.

Kaum hatte sich das Burgthor hinter ihm geschlossen, so hörte er von der Landstraße her, durch den wilden Ruf seiner Spießgesellen hindurch, einen markerschütternden Angstschrei. Er sprengte auf seinem muthigen Streitroß den Berg hinunter, daß die Funken stoben, und jagte der Schaar entgegen. „Gebt den Gefangenen frei!“ rief er in heftigem

Zorn den Rittern zu, als er einen Mann gebunden zwischen den Pferden sah. „Laßt ihn ziehen, oder bei meinem Bart Ihr sollt meinen Arm fühlen.“ Die Ritter murrten über diesen Befehl, doch wagten sie nicht zu widersprechen, da Bodo ihr mächtigster Verbündeter und seine feste Burg ein sicherer Zufluchtsort für sie war. Sie lösten mit unwilligem Murmeln die Bande des gefesselten Kaufmanns, der bleich und zitternd hin und her wankte und endlich lautlos zusammenbrach. Eine tiefe Wunde klaffte an seinem Halse, und Blut überrieselte den ganzen Körper. „Nehmt den armen Mann auf Eure Arme!“ rief Bodo mitleidig den Reisigen zu, „und tragt ihn vorsichtig in die Burg, daß er dort gepflegt werde bis zu seiner Genesung. Auch den Wagen fahret hinauf, niemand aber vergreife sich an dem Eigenthum dieses Mannes; ich würde die Hand, die solches wagte, mit meinem Schwerte abhauen.“

Spottend und schmollend folgten ihm die übermüthigen Gesellen. „Der Falke liegt jetzt in der Mauser“, höhnten sie, „er spielt den Großmüthigen gegen diesen lumpigen Pfefferhändler und behandelt seine Verbündeten, die edlen Ritter dieses Landes, wie gemeine Strolche. Wartet nur, Herr Bodo, wir wollen Euren Hochmuth schon strafen!“

Der Ritter vernahm wohl ihr leises Grollen, doch achtete er nicht darauf; stolz und finster ritt er an der Spitze des Zugs in die Burg ein, ließ die Ballen und Kisten des Kaufmanns unter Schloß und Riegel bringen und überzeugte sich selbst, ob der Kranke behaglich untergebracht sei und gut verpflegt werde. Während die Gäste des Burgherrn schmausten und zechten, saß dieser am Lager des Verwundeten, legte auf die brennende Wunde kühlende Salbe und netzte ihm die trockenen Lippen mit frischem Wasser. Bald erwachte sein Pflegling aus dumpfer Betäubung, drückte ihm stumm die Hand und blickte ihm dank-

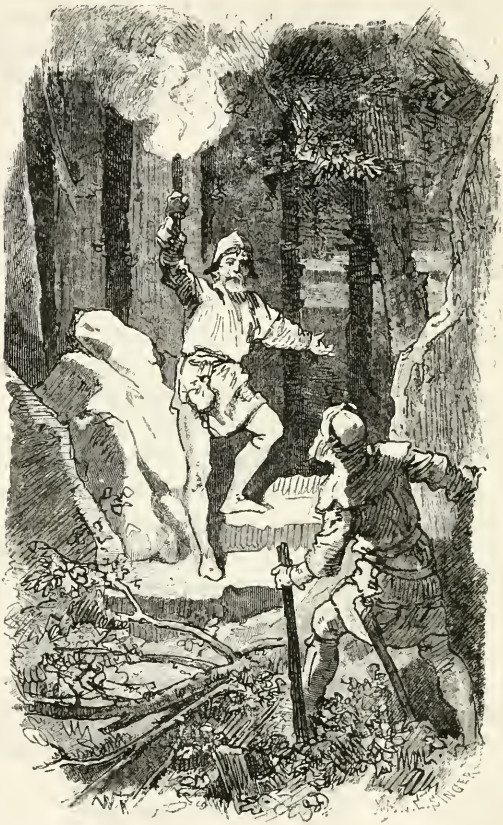
bar in das freundliche Auge; sprechen konnte er noch nicht, die Angst und der Blutverlust hatten ihn bis zum Tode geschwächt. Der Ritter kannte sich selbst kaum mehr; es war, als ob der sanfte Sinn der verstorbenen Mutter in seine Seele gezogen wäre; willig gab er sich dieser ungewohnten milden Stimmung hin und fühlte sich glücklich in seinem Samariterdienst.

Wochen vergingen, ehe der Kranke genas und seine Reise weiter fortsetzen konnte; der Burgherr überwachte selbst das Aufladen der Waaren, schenkte ihm noch zwei stattliche Rosse, damit das Geschirr schneller vorwärts käme und gab ihm zwanzig berittene Reisige mit, zu Schutz und Trutz gegen die Wegelagerer. Mit warmen Dankesworten schied der Kaufmann von seinem Wohlthäter und wünschte nichts mehr als ihm einst seine Liebe vergelten zu können.

Doch die früheren Raubgenossen des Ritters konnten ihm die geübte Großmuth, durch welche ihnen eine reiche Beute entgangen war, nicht verzeihen und sannen auf Rache. Als sie nun hörten, daß Herzog Bolko seine Mannen ausschicke, den „Falken vom Berge" zu fangen, so schlossen sie sich denselben an, belagerten die Burg, und der Ritter entkam der Gefangenschaft nur mit großer Noth, indem er eines Abends auf einem unterirdischen Gange, der nur ihm bekannt war, entfloh

So irrte der Flüchtling, verrathen und verlassen von allen seinen Freunden, durch die finstere Nacht, weder Mond noch Sterne erleuchteten seinen Pfad. Da vernahm er nahende Schritte; ängstlich lauschte er hinaus in die nächtliche Stille, denn er fürchtete, daß er verfolgt würde, und gab sich verloren. Plötzlich stand ein Mann vor ihm in der Tracht eines Fischers, er hielt einen brennenden Kienspahn in der Hand, und der Ritter erkannte sogleich jenen Kaufmann, dem er einst Gut und Leben gerettet hatte.

„Kommet mit mir, edler Ritter", sagte dieser freundlich zu ihm, „meine Hütte ist zwar klein, doch bietet sie Euch ein



schützendes Obdach, Pflege und Nahrung für den müden Leib. Ihr werdet Euch wundern, daß der wohlhabende Kaufmann ein armer Fischer geworden ist; doch ich hatte Unglück von dem Tage an, da ich Euch verließ, und bin

nach und nach ein armer Mann geworden; so wohne ich nun hier im Thale als Fischer, verkaufe meine Beute für guten Preis in der nahen Stadt und kenne keine drückenden Sorgen. Ihr seid bei mir sicher geborgen, denn nimmer sucht man den Ritter vom Falkenberge in einer armen Hütte." Dieser hörte mit Freuden die tröstlichen Worte und folgte ohne Widerrede dem Helfer in der Noth.

Nachdem die Beiden ungefähr eine halbe Stunde Weges gegangen waren, gelangten sie an einen großen mit Weiden umstandenen Teich, an dessen Ufer eine hölzerne Hütte stand; sie traten hinein, und nachdem der Gast sich ein wenig geruhet hatte, betrachtete er mit Verwunderung die saubere Einrichtung des kleinen Gemachs. Blankes Kochgeschirr prangte über der niederen Thüre; schmuckes Fischergeräth hing an den Wänden umher, ein hochaufgebauschtes Bett mit glänzendem Linnen lud zur Ruhe ein, und weiße Bänke umstanden einen viereckigen Tisch.

„Sieht es doch bei Euch aus", begann der Ritter, „als hättet Ihr unlängst Hochzeit gemacht; die junge Hausfrau hält gute Ordnung, wie ich sehe; behaglich ist's bei Euch, und Ihr werdet den Gast sobald nicht los werden."

„Ihr irrt, Herr Ritter", erwiderte wehmüthig der Fischer, „ich wohne allein hier; wohl war es einst mein Wille, ein liebes Weib heimzuführen, doch ich fand weder Liebe noch Treue. Jetzt macht's Euch aber behaglich, Herr Ritter, gleich werde ich den Tisch bereiten zum einfachen Nachtessen; ich denke, ein gutgesottener Fisch und ein Glas feurigen Weins, den mir eine reiche Frau schenkte, als ich ihr einen riesigen Hecht zum Verkauf brachte, soll Euch munden und stärken."

Bald war alles zur Hand, und dem Gast schmeckte es so trefflich, daß er die Küche seiner Burg nicht vermißte. Doch bald sehnte er sich nach Ruhe, die Angst und Aufregung des Tages hatten ihn ermüdet, er streckte sich nach

beendetem Mahl auf das weiche Lager und fiel bald in tiefen, erquickenden Schlaf.

Die Sonnenstrahlen weckten anderen Morgens den Langschläfer aus freundlichen Träumen; schnell kleidete er sich an und rief nach seinem Wirth, doch erfolgte keine Antwort; er trat vor die Hütte, schaute ringsum, so weit sein Auge die Ebene zu überblicken vermochte, sah aber niemand. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, wartete er vergebens auf dessen Rückkehr. Da begann der Ritter sich des Fischfanges zu befleißigen; mit Netz und Angelruthe suchte er den Bewohnern des Teiches beizukommen; und nie umsonst warf er beide aus, reicher Fang lohnte seine Mühe. Kaum tauchte er das Netz unter, so füllte es sich in kurzer Zeit mit den prächtigsten Fischen, und da die Mannen des Herzogs Bolko, nachdem sie die Burg des Ritters zerstört hatten, wieder fortgezogen waren, so konnte er sich furchtlos hinaus wagen und in den Städten und Dörfern Handel damit treiben. Der Weidenfischer, so nannte man ihn, war weit und breit bekannt, denn kein anderer bot so schöne Fische zum Verkauf.

So konnte Herr Bodo ein friedliches Leben führen; doch er war ein Ritter, kampfgewohnt und heldenmüthig; sich auf seinem streitbaren Rosse zu tummeln, erschien ihm jetzt in diesem einförmigen Leben als das höchste Glück; schmerzliches Heimweh durchzog ihm die Brust. „Ach", seufzte er, als er eines Tages traurig die Angelruthe in die Fluth gesenkt hatte und der sinkenden Sonne wehmüthig nachblickte, „so ist auch mein Glück untergegangen; hätte ich noch mein blankes Schwert und mein treues Roß, ich zöge hinaus in die weite Welt und suchte Kampf und Abenteuer."

Es war heut wieder der Todestag seiner Mutter, und doppeltes Wehe erfüllte sein Herz. In Erinnerung versunken, starrte er vor sich hin. Da zuckte plötzlich die Angelruthe

und wurde tief herniedergezogen, so daß der Fischer in's Wasser waten mußte, um den gewichtigen Fang glücklich an's Ufer zu bringen. Doch welch' wunderbarer Fisch hing da an dem eisernen Haken! Golden erglänzte die schuppige Haut, und die Augen funkelten gleich Rubinen; staunend betrachtete er die strahlenden Flossen; immer von neuem wog er den goldenen Fisch in seiner Hand, sah sich dabei rings um, ob vielleicht eine gütige Fee in der Nähe weile, welcher er den Fund zu danken habe, doch er spähte vergebens. Da gedachte er des Kaufmanns, dem er einst das Leben gerettet, und der ihm dann als Fischer diese Hütte überlassen hatte; er erinnerte sich seines plötzlichen Verschwindens, und wie ihm der Fischfang immer so wunderbar gesegnet worden sei; dieser unbekannte Helfer in der Noth konnte nur Rübezahl gewesen sein, ihm hatte er den goldenen Fisch zu verdanken

Jetzt war er wieder reich, reicher als ehedem; dankbaren Herzens verließ er die kleine Fischerhütte und bauete ein schönes Schloß an derselben Stelle, wo einst die Hütte stand, welche ihm für längere Zeit ein sicherer Zufluchtsort gewesen war. Von dem hohen Thurme der neuen Burg überschaute der „Falke vom Berge" noch oft mit scharfem Auge das weite Thal und schwang sein gutes Schwert noch oft den Unterdrückern zum Trutz, den Unterdrückten zum Schutz. Zur Erinnerung an den goldenen Fisch, den er einst hier gefangen hatte, nannte er die Burg „Fischbach".

Rübezahl und die Mönche.

Einst wollten drei Mönche eines böhmischen Klosters nach Schlesien reisen. Als sie auf's Riesengebirge kamen, erblickten sie vor sich ein Wirthshaus, das gar einladend aussah mit seinen weißen Mauern und grünen Fenstern. Auf der Bank vor dem Hause saßen lustige Zecher, und aus der Stube klangen fröhliche Melodien.

Den Klosterbrüdern gefiel dies nicht wenig. Da sie ermüdet waren von dem weiten Wege, wollten sie hier Rast halten und sich erquicken an Leib und Seele. Der Wirth stand in der offenen Thür, nahm sein Käppchen ab und machte tiefe Bücklinge, als er der ehrwürdigen Herren ansichtig wurde. Diese traten ein, verlangten ein gutes Abendessen, setzten sich abseits von den Spielleuten und ließen einen lustigen Ländler aufspielen; ob das geistliche Gewand ihnen auch das Tanzen verbot, so konnte ihnen doch niemand wehren, Tanzweisen gern zu hören. Der Wirth brachte das Abendbrod: Suppe, Wildpret, gesottnen Fisch, dazu eine Flasche feurigen Ungar-Weins, daß die Gäste zufrieden schmunzelten und des Rühmens kein Ende fanden; sie wußten, was gut schmeckt; die Klosterküche hatte ihren Gaumen arg

verwöhnt, und die Schmerbäuchlein bewiesen, daß es bei ihnen wohl anschlug. Deshalb waren sie überrascht und voller Staunen, daß sie auf der Höhe des Gebirges diesen leckern Imbiß vorfanden, und vertieften sich so in die Flasche, daß sie das Aufstehn vergaßen, und als sie aufstehn wollten, es nicht konnten; sie fragten den Wirth, ob er ihnen Nachtherberge geben könne; der drehte verlegen sein Käppchen in den Händen und meinte, daß er für ehrwürdige Herren kein Lager habe; seine Gäste wären nur schlichte Leute, die auf Handel oder Musik reisten und mit einer Streu fürlieb nehmen müßten. Die Klosterbrüder besannen sich nicht lange, denn sie waren so müde, daß sie auf dem nackten Fußboden den Schlaf des Gerechten geschlafen hätten; sie baten den Wirth, er möge nur die Streu recht hoch aufschütten, dann wollten sie es mit einem solchen Lager versuchen.

Nach wenigen Minuten trat der Wirth herein, sagte, daß alles bereit sei, und bat flehentlich, sie möchten es ihn nicht entgelten lassen, wenn ihnen die Lagerstatt am anderen Morgen bei hellem Tageslicht nicht gefiele; es wäre das einzige Plätzchen, das für sie passe. Die Mönche ertheilten ihm schon im voraus volle Vergebung, schwankten hinaus und warfen sich angekleidet auf die Streu. Sie schliefen wie todt die ganze Nacht; Essen, Trinken und der weite Marsch hatten sie müde gemacht.

Als die Klosterbrüder am andern Morgen erwachten, schien die Sonne heiß auf ihre Nasenspitzen; sie setzten sich auf, sahen einander verwundert an, blickten zur Erde, dann wieder zum Himmel, rieben sich die Augen und meinten zu träumen, als sie gewahr wurden, daß sie unter einem Galgen Nachtruhe gehalten hatten, an dem zwei Strolche baumelten, welche Tags zuvor zur Strafe für ihre Missethat gehängt worden waren. Trotz ihrer Wohlbeleibtheit sprangen die

Pfäfflein eiligst auf, rannten davon, als kämen die beiden Gehängten hinter ihnen her, und standen erst still, als sie den Berg im Rücken hatten, auf dem sie gestern in einem Wirthshaus eingekehrt waren, das der Erzschalk Rübezahl über Nacht wieder hatte verschwinden lassen.

Schön Suschen.

In dem Dorfe Lomnitz lebte vor langen Jahren ein altes Ehepaar, der Köhler Stephan und sein Weib Else. Schwere Sorgen hatte beider Haar vor der Zeit gebleicht, denn der Mann lag seit zehn Jahren an der schmerzhaften Gicht darnieder, konnte nichts mehr verdienen, und die Frau kam auch zu keiner Arbeit, da sie den hilflosen Kranken Tag und Nacht pflegen mußte.

An einem schönen Sommertag schleppte sich Stephan mühsam auf seinen Krücken hinaus vor die Thür der Hütte, setzte sich auf die Bank, damit die liebe Sonne erwärmend und belebend auf die ungelenken Glieder scheinen könne, und blickte sehnsüchtig nach dem Wald, in dem er sonst rüstig gearbeitet und sein tägliches Brod verdient hatte. Bald kam auch Else mit ihrem alterthümlichen Spinnrocken, denn Spinnräder gab es damals noch nicht, ließ sich neben dem Kranken nieder und drehte fleißig die Spindel, um einige Heller zu verdienen; zuweilen ruhte ihr Auge liebevoll und traurig auf dem Kranken, dessen gekrümmte Gestalt sich auf die Krücke stützte.

„Vater", hub sie an, „starre nicht so hoffnungslos in die Ferne! Wer weiß, ob Hilfe nicht nahe ist; verliere nur

Dein Gottvertrauen nicht! ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten,‘ das ist ja unser Morgen- und Abendsegen, und dieses Lied hat uns allezeit getröstet.“ — „Weißt Du auch“, fuhr sie fort, „daß der Mann, der diese schönen Verse gemacht hat, in großem Herzeleid lebte und wunderbar daraus gerettet wurde? So erzählte mir neulich der Herr Pfarrer, und ich hörte ihm so andächtig zu, als spräche er prophetische Worte; vielleicht geht auch unsere Noth bald zu Ende, daß wir aller Sorgen enthoben werden und wieder fröhlich schaffen können, wie ehedem.“

„Du bist ein gutes Weib“, erwiderte der Alte, „hast immer ein Körnchen Trost und ein frommes Wort zur Hand. Könnte ich nur nach Warmbrunn, das Bad hat schon Tausende geheilt; doch dazu gehört Geld, viel Geld.“

So redete das geprüfte Paar hin und her, bis ihr Gespräch durch ein hübsches Mädchen unterbrochen wurde, welches auf der Landstraße daher kam, ein Bündel unter dem Arme trug und sehr ermüdet schien; nahe der Hütte stand sie mit einem „Grüß Gott!“ still und fragte mit fremdklingender Aussprache: „Könnt Ihr mir wohl sagen, ob in diesem Dorfe ein Köhler Stephan wohnt?“ — „Der bin ich selbst“, antwortete der Kranke, und im nächsten Augenblick lag das Mädchen an seinem Halse und schluchzte: „So seid Ihr mein lieber Ohm! Ich bringe Euch den letzten Gruß meiner Mutter, Eurer Schwester; am heiligen Pfingstmorgen haben wir sie begraben.“ —

„So sei uns herzlich willkommen, mein liebes Kind“, sprach freundlich der Alte; „willst Du unsere Armuth theilen, so hast Du eine neue Heimat gefunden.“ —

Else trat nun auch herbei, faßte treuherzig ihre Hand, strich ihr die vollen blonden Haare aus dem blühenden Gesicht und hieß sie gleichfalls willkommen. „Sei Du nun mein Mütterchen, Base Else“, bat das Mädchen mit sanfter

Stimme, „ich will Euch lieben und pflegen, als wäre ich Euer eigenes Kind.“ Das erschöpfte Mädchen mußte sich vorerst stärken mit Schwarzbrot und Milch, dann erzählte Susi, das war ihr Name, von Krankheit und Tod der Mutter, von ihren eigenen Erlebnissen und wie sie Kleider

und Wäsche den hartherzigen Leuten für die letzte rückständige Miethe hatte zurück lassen müssen. Doch freudig blickte sie in die Zukunft, sie war zufrieden, daß sie nur den Ohm gefunden. Else bereitete ihr ein Lager von Heu, auf dem sie süß ruhte und von den lieblichsten Träumen umgaukelt wurde.

Obgleich die Sorgen um das tägliche Brot sich mit Susi's Ankunft vermehrt hatten, so war doch mit der

fröhlichen Dirne ein frisches Leben in die stille Hütte eingezogen. Mit silberheller Stimme sang sie ihre Lieder und begleitete sie mit der Zither; dann bereitete sie wieder heilende Salben, bestrich damit die steifen Glieder des Ohms und wußte bei allem ein fröhliches Wort zu sprechen, daß über das bleiche Antlitz des Kranken oft ein freundliches Lächeln flog. Nur Else blieb still und traurig, da doppelte Sorge ihr Herz belastete; wie gern hätte sie der armen Waise Kleidungsstücke und ein warmes Bett geschafft, denn was sollte im kalten Winter werden, wenn beides mangelte? Doch woher das Geld dazu nehmen? Umsonst grübelte sie Tag und Nacht darüber nach, es fand sich kein Ausweg.

Eines Morgens war sie im Wald, um dürres Holz zu sammeln zum Winterbedarf, denn sie war gewöhnt, für das Nothwendige bei Zeiten zu sorgen; da hörte sie von einer kräftigen Männerstimme ein lustiges Lied singen; sogleich hielt sie in der Arbeit inne und schaute auf nach dem Sänger. Ein Mann trat ihr aus den Walddickicht entgegen mit der Frage, ob sie nichts von seinen Waaren brauchen könne, er sei Kräutersammler und handle mit wunderthätigen Salben und Kräutern, die allerhand Krankheiten und Gebrechen heilten.

„Ach!" erwiderte Else, „das Kräutlein, dessen ich bedarf, habt Ihr schwerlich in Eurem Kasten; mein armer Mann liegt seit zehn Jahren an der Gicht darnieder, könntet Ihr dem helfen, mit Freuden würde ich Euch meinen einzigen Schatz, die silberne Schaumünze, geben, welche mir meine Pathe zur Confirmation geschenkt hat." Der Fremde sagte lächelnd: „Wer weiß, ob ich Euch nicht helfe, ohne daß Ihr nöthig habt mir Euere Schaumünze zu geben; bindet Euer Holz fest und geht mit mir in Eure Hütte!"

Susi hatte währenddem das Bett des Kranken gemacht, die Stube gesäubert und Milch und Brot aufgetragen zum

LEIPZIG, GIESECKE & DEVRIENT, TYP. INST

gemeinsamen Frühstück, denn sie wußte, daß die Base bald heimkehren werde. Jetzt saß sie am Bett des Ohms und spielte eine lustige Weise auf der Zither, um den geplagten Mann zu erheitern. Als Else mit dem Fremden eintrat, verweilte er einen Augenblick in der offenen Thüre und betrachtete mit Wohlgefallen das liebliche Bild der Zitherschlägerin, welche unbekümmert das angefangene Lied beendete, da sie von jedem Menschen voraussetzte, daß er die Musik liebe.

„Ist das Eure Tochter?" fragte der Unbekannte, als das Saitenspiel verklungen war.

„Nein, lieber Herr", antwortete die Frau, „sie ist meines Mannes Schwesterkind aus Böhmen, eine Waise, und erst seit kurzem bei uns." —

Mittlerweile trat der Kräutersammler zu dem Kranken, untersuchte seine gekrümmten, steifen Glieder und sprach ihm Trost zu; dann nahm er aus einer Büchse einen Büschel grünen, starkriechenden Krautes, hieß Elsen dies kochen und die lahmen Glieder mit dem Wasser waschen. Doch die flinke Susi hatte es schon in der Hand, sprang zum Ofen, schürte das Feuer und setzte das Kraut in einem großen Topf voll Wasser über die Gluth; bald kochte es, und der Fremde wusch selbst die schmerzhaften Stellen des Leidenden. Als die Leute ihn für seine Mühe bezahlen wollten, wies er jede Belohnung zurück und bat, nur ein Stündchen in der Hütte ruhen zu dürfen. Er betrachtete still das emsige Walten der Dirne, die keinen Augenblick müßig stand; nachdem sie im Stübchen alles geordnet, das Holz gespalten und gebunden hatte, fragte sie die Base, was sie nun schaffen solle.

„Kannst Du spinnen, mein Kind?" erwiderte Frau Else. Susi schüttelte den Kopf. „Nun so will ich es Dich lehren", sagte jene, setzte sich an den Rocken und zeigte dem auf-

merksamen Mädchen, wie man mit der einen Hand den Faden zog und mit der anderen gleichzeitig die Spindel drehte.

Der Fremde schaute auch zu und meinte: „Laßt mich der Lehrer sein, gute Frau, ich will es ihr mit einem ganz neuen Geräth, das ich selbst erfunden habe, viel schneller beibringen; geduldet Euch aber wenige Stunden, denn ich muß Euch jetzt verlassen, um erst in dem nächsten Dorf

meine Geschäfte zu besorgen. Nachmittags kehre ich wieder zurück und bringe der fleißigen Dirne die versprochene Gabe mit." Mit freundlichem Gruß schritt er zur Hütte hinaus.

Die Sonne begann sich schon zu neigen, als der Fremdling wieder in die kleine Stube trat; er trug ein den guten Leuten noch völlig unbekanntes Geräth; es war ein Spinnrad, fein gedrechselt aus schönem weißem Holz; ein Wocken zarten Flachses, der von einem blauseidenen Band umschlungen war, krönte dasselbe.

„Jetzt komm her, Susi!" sprach er zu dem überraschten

Mädchen, „gieb Acht, wie ich es mache!“ und lustig drehte er das schnurrende Rad, bis sich die Spindel füllte mit glänzendem Garn. Else, die alte Spinnerin, sah mit Bewunderung, wie viel schneller dies ging, als mit ihrem gewohnten Rocken. Das Mädchen faßte die Arbeit mit Geschick an und zeigte sich als gelehrige Schülerin. „Das Spinnrad ist Dein“, sagte der Kräutersammler zu Susi, „spinne fleißig, die Arbeit wird Segen bringen; ich will Euch einen Garnhändler zuschicken, der für feines Gespinst den höchsten Preis bezahlt, auf daß Ihr nicht mehr ängstlich zu sorgen braucht um's trockene Brod.“ Er sagte ihnen Lebewohl, wies jeden Dank zurück und verschwand bald darauf im Dunkel des nahen Waldes.

Susi spann nun vom Morgen bis zum Abend; ihr fröhliches Lied begleitete das lustige Schnurren des Spinnrades, der gleiche Faden zog sich glänzend durch die geschickten Finger, und Ohm und Base sahen mit Staunen die flinke Arbeit und das schöne, gleichmäßige Gespinst. Jeden Sonnabend Morgen, wenn die kleine Familie beim Frühstück saß, kam der Garnhändler und zahlte, ohne zu feilschen, reichlichen Lohn für das während der Woche fertig gewordene Garn.

Auch mit dem kranken Stephan besserte es sich, die Schmerzen wichen, die steifen Glieder wurden geschmeidig, und er begann mit den schon beweglichen Händen Holz zu schnitzeln, denn er wollte seiner treuen Elsa gar zu gern auch ein Spinnrad herrichten; er war so glücklich, etwas arbeiten zu können, und scheute keine Mühe, das Werk zu vollenden; endlich stand das Spinnrad fertig und wohlgelungen neben dem Susi's, wenn auch bei weitem nicht so fein und zierlich, doch eben so brauchbar. Die beiden Spinnräder glichen einem Geschwisterpaar, von denen das eine schön, das andere unscheinbar ist, doch jedes seine Pflicht

erfüllt. Diesem ersten Spinnrad Stephans folgten bald andere; denn alle, welche dies kleine schnurrende, flinke Ding sahen, verlangten ein solches zu besitzen, und da seine Hände immer kräftiger wurden und sichtbarer Segen auf seiner Arbeit ruhte, so nahm er jede Bestellung an und wurde für seine Spinnräder so gut bezahlt, daß nach kurzer Zeit schon ein gewisser Wohlstand in die ärmliche Hütte einzog; denn auch Frau Else und Susi spannen um die Wette und erwarben reichlichen Lohn.

Nachdem das Unentbehrlichste an Hausgeräth und Kleidungsstücken angeschafft worden war, wanderte Else eines Tages nach der nächsten Stadt zum Jahrmarkt, um für ihr liebes Pflegekind ein Bett zu kaufen. Susi hatte bis jetzt auf der Streu geschlafen, und Else wollte ihr eine freudige Ueberraschung bereiten. Sie beschleunigte ihre Schritte, und als sie die Stadt erreicht hatte, eilte sie zu einem Handelsmann, der mit vielen anderen Waaren auch gute Betten feilbot. Bald hatte sie eins gefunden, das ihr zusagte; doch als sie nach den Preis fragte, mußte sie hören, daß derselbe ihre kleine Barschaft weit überstieg; traurig nahm sie das Lederbeutelchen aus der Tasche, band es auf, zählte und zählte, doch ihr Geld reichte nicht zu, und sie mußte den Einkauf auf eine spätere Zeit verschieben.

Ganz in Gedanken versunken, hörte sie plötzlich eine Stimme rufen: „Grüß' Gott, Frau Else! Ihr kauft wohl Hausrath für die hübsche Susi?" Schnell drehte sie sich um und blickte in die freundlichen Züge ihres unbekannten Wohlthäters, des Kräutermannes; überrascht reichte sie ihm beide Hände, ihr dankbares Herz floß über in warmen, herzlichen Worten; sie erzählte ihm, daß ihr Mann gesund geworden sei und das Spinnrad Glück und Segen in ihre Hütte gebracht habe. Nachdem der Fremde theilnehmend zugehört und ihr Grüße an Stephan und Susi aufgetragen hatte,

nahm er Abschied, drückte ihr dabei etwas in die Hand und war im nächsten Augenblick spurlos unter der Menschenmenge verschwunden. Else starrte wie im Traum in die halbgeschlossene Hand, aus welcher ihr genau so viel Gulden entgegenglänzten, als an der Kaufsumme fehlten. Schnell wurde sie jetzt mit dem Verkäufer handelseinig und trug freudestrahlend das schwellende Bett in die nächste Herberge; dort traf sie den jungen Bauer Michel aus ihrem Dorfe, welcher ihr anbot, mit ihm nach Hause zu fahren. Gern machte sie von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch und rollte bald in einem hübschen Korbwagen der lieben Heimat zu.

Der junge Bauer ließ es sich nicht nehmen, Frau Else sammt ihrem Bett bis vor ihr Häuschen zu fahren. Am offenen Fenster saß die hübsche Susi, drehte flink das schnurrende Rädchen und sang mit lieblicher Stimme ein munteres Liedchen. Michel hörte verwundert zu und vergaß darüber, Frau Else beim Aussteigen behilflich zu sein; doch im nächsten Augenblick kam das Mädchen gesprungen, bewillkommnete die Base, stützte sie liebevoll beim Herabsteigen und umfaßte mit kräftigen Armen das Bett, es hinein zu tragen. Der Bauer saß noch immer unbeweglich auf seinem Wagen und sah überrascht dem fröhlichen Schaffen der munteren Dirne zu. „Ach könntest du sie doch mit heimnehmen auf deinen einsamen Hof, sie würde dir gewiß ein liebevolles, fleißiges Weib sein.“ Diese Gedanken würde er vielleicht noch ausgesprochen haben, hätte Else nicht vor ihm gestanden, um ihm mit einem herzlichen Händedruck ein dankbares „Lebewohl“ zu sagen. Noch einmal blickte er verstohlen nach dem Fenster, hinter dem er zuerst Susi gesehen hatte, doch da sein Auge sie nirgends erspähte, so lenkte er den Wagen um und fuhr nach seinem Gute, welches am Ende des weitläufigen Dorfes lag.

Am nächsten Sonntag, als der Pfarrer kaum das letzte

Wort auf der Kanzel gesprochen hatte, klopfte es schüchtern an Stephans niedere Stubenthür, und hereintrat mit freundlichem Gruß der Bauer Michel; nachdem er die letzte Arbeit des Alten, ein zierliches Spinnrad, bewundert und Susi's feines Gespinst gelobt hatte, erzählte er der aufhorchenden Familie, daß er heirathen wolle und sie ihm helfen möchten, diesen Vorsatz auszuführen. Mit kurzen herzlichen Worten warb er endlich um Susi, die gar nicht glauben wollte, daß ein so angesehener und begüterter Mann sie begehren könne. Mit einem freudigen „Ja" schlug das Mädchen in die dargebotene Rechte und knüpfte daran die eine Bedingung, daß ihre lieben Pflegeeltern mit ihr zögen, um in ihrem neuen Hauswesen ein sorgenfreies Alter zu verleben. Gern bewilligte der glückliche Freier dieses Ansuchen, da es ihm ein neuer Beweis von dem dankbaren, liebevollen Herzen seines künftigen Weibes war. In vier Wochen sollte die Hochzeit sein, da war es gerade ein Jahr, daß Susi als heimatlose Fremde Aufnahme bei ihrem Ohm suchte und so viel Liebe fand.

Jetzt wohnte die helle Freude in der kleinen Hütte; die alten Leute segneten den Augenblick, wo das verwaiste Schwesterkind in dieselbe getreten war, denn mit ihr zog auch Glück ein. Nur eines betrübte die fröhliche Braut, daß sie so ganz arm einziehen mußte in das stattliche Heimwesen ihres Bräutigams; sie brachte weder Geld noch sonst ein Heirathsgut mit, nicht einmal eine Webe Leinwand; Alles was sie bis jetzt verdiente, war wieder draufgegangen in der dankbaren Sorge für ihre Pflegeeltern, denen sie so gern ein behagliches Leben schaffen wollte.

So über ihre Armuth seufzend, saß sie eines Tages am Fenster und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand, die langen blonden Zöpfe hingen ihr über die Schultern, der Fuß ruhte leicht auf dem zierlichen Spinnrade, und

die Augen blickten sinnend auf die volle Spindel. Da glitt ein Schatten vorüber, sie sah auf und erkannte den Garnhändler, der ihr freundlich zunickte.

„Grüß Gott, Jungfer Braut!“ rief er ihr zu, „hab's erst gestern gehört, daß Ihr in den fröhlichen Brautstand getreten seid; wünsche Euch alles Glück, Friede und Freude. Ich habe Euch eine kleine Hochzeitsgabe in die Hausflur gelegt, daß Ihr Eure Finger nicht wund zu spinnen braucht, um im neuen Hausstand Spinde und Truhe mit Linnen zu füllen. Schauet mich nur mit Euren blauen Augen noch einmal recht an, denn Ihr sehet den alten Garnhändler heut zum letzten Male.“ Das Mädchen wollte ihn bitten, fleißig einzukehren in ihrer künftigen Wirthschaft, doch er war plötzlich verschwunden.

Jetzt eilte es hinaus, die empfangene Hochzeitgabe zu besichtigen; da lagen im Hausflur sechs Weben feiner Leinwand und obenauf ein Zettel, worauf geschrieben stand: „Der fleißigen Susi zum Brautschatz.“ Sie rief die Pflegeeltern herbei und zeigte ihnen unter Lachen und Weinen das reiche Hochzeitsgeschenk des Garnhändlers. Die alten Leute schüttelten verwundert die Köpfe und flüsterten geheimnißvoll von Zauberei, der Name Rübezahl ging über ihre Lippen, „denn“, meinten sie, „ein gewöhnlicher Garnhändler kann nimmer einen solchen Brautschatz geben.“ Doch freuten sie sich herzlich über das Glück ihres Pflegekindes, das ihnen voller Jubel immer von neuem wieder um den Hals fiel.

So nahete der Hochzeitstag. Es war an einem sonnigen Morgen, als die blühende Susi an der Hand ihres stattlichen Bräutigams aus der kleinen Dorfkirche trat; mit Wohlgefallen ruhte jedes Auge auf der anmuthigen Erscheinung; ein blühender Myrthenkranz lag auf den goldblonden dicken Flechten, aus dem schwarzen Sammtmieder hob sich sauber gefaltet das weiße Busentuch, auf dem eine

goldene Schaumünze, ein Geschenk des Bräutigams, am blauseidenen Band glänzte; ein faltenreicher Rock von feinen hellblauem Tuche umgab die schlanke Gestalt, die sittsam und bescheiden über den Kirchhof schritt. Kaum war sie aus der Pforte der Kirchhofsmauer getreten, so kam ihr der

Kräutersammler entgegen und reichte ihr einen frischen blühenden Strauß, indem er sprach: „Du bringst Deinem Mann die beste Aussteuer in's Haus durch Frömmigkeit, Fleiß und Demuth; so lange Du diese drei Tugenden besitzest, werden diese Blumen nicht welken, und Dein Glück stets frisch und fröhlich blühen.“ — Nachdem er dem Brautpaar die Hand

zum Abschied gereicht hatte, zerfloß die Gestalt gleich einem Luftgebilde, und „Rübezahl“ scholl es leise von den Lippen der Menge, denn Rübezahl war es gewesen, der in der doppelten Gestalt des Kräutersammlers und des Garnhändlers Glück und Segen in die kleine Hütte gebracht hatte.

Meiſter Zwirbel.

Um die Ehrlichkeit der Schneiderzunft auf die Probe zu ſtellen, wanderte Rübezahl eines Tages nach Landshut mit einem Päcklein des feinſten Tuches unter dem Arme, denn er wollte ſich einen Staatsrock beſtellen. Da er nirgends das Aushängeſchild eines Schneiders gewahr wurde, ſo trat er zu einem Brunnen, aus welchem eine junge Dirne Waſſer ſchöpfte, und fragte dieſe nach der Wohnung eines Schneiders. In höflicher Rede antwortete ſie ihm, daß dort in dem großen Eckhauſe der geſchickteſte Meiſter der Stadt, Leberecht Zwirbel, wohne, der für den Herrn Bürgermeiſter und den Herrn Pfarrer arbeite. Der Gebirgsherr dankte ihr für die genaue Auskunft und ſchritt dem bezeichneten Hauſe zu.

Als er in die Werkstatt trat, in welcher zwölf Gesellen Nadel und Scheere so emsig handhabten, als hätten sie ein ganzes Regiment Husaren einzukleiden, stand der ehrbare Meister Leberecht Zwirbel an dem Bügelbrett und bügelte einen goldbetreßten Kutscherrock, der soeben fertig geworden war. Beim Eintritt des Fremden, dessen feiner Rock nach neuestem Schnitt ihm großen Respect einflößte, legte er alles eiligst bei Seite, bewillkommnete ihn mit verschiedenen Kratzfüßen und fragte unterthänigst nach seinem Begehr.

„Lieber Meister", antwortete jener, „ich habe gehört, daß Ihr ein geschickter Mann seid, und komme Euch zu fragen, ob Ihr mir bis nächsten Sonntag einen Rock anfertigen könnt, wie ihn die polnischen Edelleute tragen, reich mit dicken Schnüren und werthvollen Knöpfen besetzt; ich bin zu einem Gastmahl drüben über die Grenze eingeladen und will mich nach polnischer Sitte kleiden. Samstag Abend wird ihn mein Diener abholen und die Rechnung gleich bezahlen, denn ich trage nie etwas Geborgtes. Ihr werdet Euch schon Mühe geben, das Kleidungsstück so geschmackvoll und passend als nur möglich herzustellen; wenn Ihr mich befriedigt, wird es Euch Nutzen bringen, denn meine reichen Tischgenossen werden den Namen des geschickten Meisters wissen wollen und Euch dann mit Aufträgen überhäufen. Hier ist das Tuch, gewiß hattet Ihr noch kein feineres unter Eurer Scheere."

Bei diesen Worten öffnete er das Päckchen, und der Schneider betrachtete und befühlte schmunzelnd die köstliche Waare. „Ihr redet wahr, gnädiger Herr", sagte er, „noch niemals verarbeitete ich ein solches Tuch; doch die Arbeit soll den Meister loben, das verspreche ich Euch; ohne mich rühmen zu wollen, kann ich Euch versichern, daß ich der berühmteste Schneider bin in ganz Schlesien.

Der Schneider Zwirbel ist bekannt,
Bei Jung und Alt im ganzen Land.

Da fraget nur nach bei den vornehmen Herren und Frauen, sie kennen mich alle; Fürsten und Grafen, Prälaten und Senatoren zähle ich unter meine Kunden, und mancher reiche Mann, der nach nichts aussieht, kommt zu mir, damit ich etwas aus ihm mache, denn Kleider machen Leute; ich glaube, wenn Rübezahl sich ein Gewand von mir hätte anfertigen lassen, die schöne Emma würde keinen anderen genommen haben, und Fürst Ratibor hätte das Nachsehen gehabt." Bei diesen Worten lachte er hell auf, denn er dachte einen guten Witz gemacht zu haben, holte einen Papierstreifen herbei und nahm seinem neuen Kunden unter vielen Kreuz- und Quer-Sprüngen das Maß. Rübezahl wendete sich jetzt mit allerlei Fragen an die Gesellen, erkundigte sich nach ihrer Wanderschaft und fragte, ob sie nicht einmal dem Herrn des Gebirges begegnet wären. „Mit diesem argen Schalk kann kein harmloses Menschenkind anbinden", meinte der eine und die anderen stimmten ihm bei. „Nehmet Euch nur in Acht", sprach jener lachend, „daß er nicht einmal mit Euch anbindet."

Während dieses Gespräches breitete Meister Zwirbel das Tuch auseinander, legte es bald übereck, bald gerade, schüttelte nachdenklich den Kopf, rümpfte die Nase und setzte die große Hornbrille auf, um alles recht genau in Augenschein zu nehmen. Der Fremde beobachtete von der Seite das Gebahren des pfiffigen Schneiders und fragte ihn endlich, warum er eigentlich ein so bedenkliches Gesicht mache. Der Meister kratzte sich verlegen hinter den Ohren und meinte: „Ihr habt mir zu wenig Zeug gebracht, gnädiger Herr; wie soll ich denn aus diesem Stück einen polnischen Rock herausschneiden?" Rübezahl aber wußte recht gut, daß es überreichlich war und einige Ellen übrig bleiben mußten, ließ sich jedoch nichts merken und antwortete ärgerlich: „Da hat sich der Tuchhändler geirrt und mir zu wenig abgeschnitten;

thut nur Euer Möglichstes, lieber Meister, vielleicht bekommt Ihr doch noch einen polnischen Rock heraus.“ Leberecht Zwirbel versicherte bei seiner Schneiderehre, daß er als rechtschaffener Mann handeln würde und jedes Schnipschen Zeug zu Rathe nehmen wollte. Er begleitete den vornehmen Kunden hinaus und bat ihn unter tiefen Verbeugungen, bald wieder bei ihm vorzusprechen.

„Das ist ein fetter Bissen für mich“, murmelte kichernd der Schneider, indem er hinter dem Besuch her ein Schnippchen schlug. „Den Rock will ich mir gehörig bezahlen lassen, und von dem theuren Tuche behalte ich auch mindestens zwei Ellen für mich.“

Zur bestimmten Zeit holte ein betreßter Diener den Rock ab und bezahlte die Rechnung in schönen, blanken Silberstücken. Als der Schneider ihn hinaus begleitete, fragte er nach dem Namen und der Besitzung seines Herrn; der Diener antwortete ihm verächtlich „Kennt Ihr den hohen Adel so wenig, daß Euch der reichste Grundbesitzer Schlesiens, der Herr von Rübenfeld auf Riesenstein, unbekannt ist?“ Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ den Meister in tiefe Gedanken versunken zurück, der sich vergebens dieses Namens zu erinnern suchte.

Der Herbst nahete heran, der flockige Altweibersommer zog schon durch die klare Luft, hing sich an Baum und Strauch und spannte weiße, leichte Fäden über Felder und Fluren, daß sie im Sonnenlicht wie ein silbernes Netz erglänzten. Da wanderte der ehrsame Meister Zwirbel mit seinen Gesellen eines Sonntags nach dem Gebirge, um die Schneekoppe zu besteigen und einen fröhlichen Tag zu verleben; es war so seine Gewohnheit, einmal des Jahres mit all' seinen Leuten der dumpfigen Werkstatt den Rücken zu kehren und beim hellen, warmen Sonnenschein in frischer, freier Luft die Schneidersorgen abzuschütteln und die Grillen

fliegen zu lassen. Mit Speise und Trank waren sie reichlich versehen: Weißbrot, Schinken, Wurst, gebratenes Geflügel und einige Flaschen Rothwein hatte man in einen Korb gepackt, und die Gesellen trugen abwechselnd die wohlversorgte Reiseküche.

Als die fröhlichen Wanderer die Koppe beinahe erreicht hatten, kam ihnen plötzlich ein großer weißer Ziegenbock mit mächtigen Hörnern entgegen; auf seinem Rücken saß ein wunderlicher Reiter in feuerrothem Wamms, gleichfarbigen Kniehosen und Strümpfen, schwarzen Schnallenschuhen und einem schwarzen Sammetbarett mit einer hohen weißen Hahnfeder auf dem Kopf. Der Meister, welcher den Zug ehrsamer Schneider anführte, erkannte zu seinem Schrecken in dem Reiter jenen vornehmen Herrn, welcher sich den polnischen Rock hatte bei ihm machen lassen, und ahnte alsbald, daß er keinem anderen, als dem gefürchteten Rübezahl selbst ein paar Ellen Tuches abgezwackt hatte.

„Willkommen, edler Meister!" rief hohnlachend der Rothe, „willkommen auf meinem Gebiet; ich trug schon längst das Verlangen, Euch zu danken für den wohlgelungenen polnischen Schnurenrock, so wie für die gelungene Rechnung, darauf Ihr Euer Bestes so gewissenhaft bedachtet. Jetzt habe ich mit Euch Abrechnung zu halten wegen der zwei Ellen kostbaren Tuches, die Ihr aus Versehen in Eure Schneider-Hölle geworfen habt, denn

Von der Sohle bis zum Wirbel
Seid ihr ein Spitzbub', Meister Zwirbel."

Der geängstigte Schneider sah ein, daß hier kein Leugnen half; er fiel auf die Kniee, hob seine Hände flehend zu dem Berggeist empor und wimmerte: „Erbarmet Euch, großmächtigster Gebieter des Riesengebirgs, laßt Gnade für Recht ergehen; ich verspreche Euch, nie wieder einen Faden

fremden Tuches an mich zu nehmen. Wenn Ihr in meiner Hölle je wieder einen Lappen neuen Zeuges seht, dann sollt Ihr mich bei lebendigem Leibe auf dem glühenden Rost Eurer unterirdischen Küche schmoren lassen." —

„Wohlan", erwiderte Rübezahl, „eigentlich müßte ich Euch die Ohren abschneiden, wie Ihr mir und andern ehrlichen Leuten mit Euren Rechnungen gethan, oder Euch in den dampfenden Schlot meines unterirdischen Glühofens werfen; doch ich will's gnädig mit Euch machen und nur eine geringe Strafe über Euch verhängen. Besteiget statt meiner diesen gehörnten bärtigen Freund hier und reitet durch das Landshuter Thor als „Ritter vom Bock" bis an Euer Haus!"

Der würdige Meister wurde schon jetzt vor Scham roth bis hinter die Ohren, wenn er bedachte, wie ihm die Landshuter Jugend gröhlend und schreiend nachlaufen würde, ihm, dem ehrbaren Leberecht Zwirbel, der mit seinem steifen Zopf und dem silberbeschlagenen Stock immer so würdevoll durch die Straßen schritt. Er wagte dieses Bedenken furchtsam heraus zu stottern; doch da riß dem schalkhaften Berggeist die Geduld: mit markigem Arm packte er das dürre Schneiderlein am Genick, hielt ihn eine Weile hoch in der Luft, daß das zappelnde Männchen ach und wehe schrie, und setzte ihn dann auf den Ziegenbock. Jetzt wendete sich Rübezahl zu den zitternden Gesellen und redete sie also an: „Da Ihr nicht mit mir anbinden wollt, Ihr Zunftgenossen des ehrbaren Schneiderhandwerks, so will ich mit Euch anbinden; haltet Euch nur fest an den Zotteln des gehörnten Rosses, daß Ihr den lustigen Luftritt mit machen könnt, ohne Euch zu gefährden; Ihr wiegt zusammen nicht mehr als dreihundert Pfund und seid für den flüchtigen Renner ein leichtes Anhängsel."

Als Rübezahl diese Worte gesprochen hatte, fühlten sich die Gesellen mit unsichtbarer Macht von dem Ziegen-

bock angezogen, sie mußten seine Zotteln umfassen und hingen daran gleich Nähnadeln an der Magnetspitze. Als die Reisegesellschaft auf diese wunderliche Art untergebracht war, trat Rübezahl zu dem Meister Zwirbel und sprach mit drohender Geberde: „Sollte Euch noch einmal die Lust an=

wandeln, Eure Kunden zu betrügen, so wird im nächsten Augenblick der Ziegenbock vor Eurer Thüre stehen und Euch durch die Lüfte in mein unterirdisches Reich entführen. Wünschet nicht mein Gast zu werden, Ihr möchtet Euch vergebens nach Scheere und Nadel zurücksehnen."

Jetzt erklang ein schriller Pfiff, dem ein so wildes Hohngelächter folgte, daß es die Klüfte und Bergschluchten dröhnend zurückriefen. Der Ziegenbock stieg mit dem Meister und seinen Gesellen langsam gleich einem Luftballon in die Höhe, worauf er sausend die Luft durchschwirrte und wie ein Pfeil dahinschoß. Am Landshuter Stadtthor senkte er sich nieder, die Gesellen fühlten ihre Hände plötzlich von dem magnetischen Zauber befreit, sie fielen in einer Höhe von zehn Ellen wie die reifen Pflaumen ab und gelangten glücklich wieder auf festen Grund und Boden.

Leberecht Zwirbel aber saß wie angenagelt auf dem Rücken des Thieres, umsonst versuchte er herunter zu kommen, er konnte sich nicht rühren noch regen und mußte auf dem Ziegenbock seinen feierlichen Einzug in die Stadt halten. Umringt und umschrien von den Landshuter Gassenjungen erreichte er endlich schweißtriefend seine Wohnung; wie auf Kommando stand der Ziegenbock vor der Hausthür still, der Meister war von dem schrecklichen Bann befreit, er stieg ab und stürzte in sein Haus, das er von innen verriegelte. Da fuhr ein Blitzstrahl hernieder; als die erschrockene Menge wieder aufschaute, war der Ziegenbock verschwunden, und die schadenfrohen Schreier schlichen furchtsam nach Hause.

Meister Zwirbel hielt Wort, er wurde der ehrlichste Schneider, bekam immer mehr Kunden und hat seinen Ziegenbocksritt nie bereuet; denn, sagte er, wenn er davon erzählte, ich habe dadurch einsehen gelernt: „Eine ehrliche Hand geht durch's ganze Land."

Rübezahls Bergwiese.

In dem Dorfe Schreiberhau wohnte ein armer Mann, Namens Kilian, der hatte zwölf gesunde Kinder, aber wenig zu brechen und zu beißen; sein Weib mühte sich vom Morgen bis in die späte Nacht für die kleine lustige Schaar und fand daneben keine Zeit, Brod zu verdienen für das Dutzend hungriger Mäuler; denn sie hatten einen gesegneten Appetit und sperrten die Schnäbel auf, wie die jungen Schwalben, denen die Alten nicht genug Futter zutragen können. Das war nun eine schwere Sorge und große Last für den Hausvater, Brod zu schaffen für seine zahlreiche Familie; denn er war nur ein Häusler mit geringer Gartennahrung, der weder eine Kuh noch Feld hatte, eine Ziege machte seinen ganzen Viehbestand aus. Er wußte oft nicht, wo er für das arme Thier Futter hernehmen sollte, und doch war dieselbe nicht zu entbehren, gab es doch dem jüngsten Buben gute Nahrung und außerdem noch Milch genug, daß die Mutter am Sonntag ein schmackhaftes Hafermuß kochen konnte. Da Kilian keine Wiese besaß, auf welcher er Gras schneiden und Heu machen durfte, so stieg er während des Sommers oft auf die Berge, mähte das kräuterreiche Gebirgs-Gras, breitete es auseinander, daß es trocknete, bündelte

es und verwahrte es dort in einem leichten Schuppen. Im Winter nach dem ersten Schneefall holte er es dann in einem Schlitten vom Berge herab.

Eines Morgens stieg der geplagte Mann auch hinauf, trug seine Sense über der Schulter und führte die drei

ältesten Buben mit sich, daß sie ihm helfen möchten das Heu raffen und im Schuppen bergen. Als sie in voller Arbeit waren, daß ihnen der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne rann, jagte ein Reiter an ihnen vorüber, der wie aus der Erde gewachsen schien, denn sie hatten ihn nicht kommen sehen; er hielt sein rabenschwarzes Pferd plötzlich an, drehte es herum und schnob den verblüfften Kilian mit barschen Worten an: „Wie kannst Du Dich unter-

fangen, hier oben Gras zu mähen? Wer gab Dir Erlaubniß dazu?" — „Ach, gnädiger Herr", antwortete der Geängstete, „verzeihet, wenn ich auf Eurem Gebiet mähte; wußte ich doch nicht, daß das Gras jemandes Eigenthum sei; ich stand im guten Glauben, es gehöre jedermann, der sich die Mühe geben wolle, es zu holen; habe ich mich aber geirrt und an Eurem Gut vergriffen, so richtet nicht zu streng und lasset Gnade für Recht ergehen; sagt mir, wo Ihr wohnet, gern will ich die Heubündel hinschaffen und sie in Eure Scheuer bergen." — Der Reiter ließ seine großen dunkeln Augen eine Weile auf dem Bittenden ruhen, dann sagte er: „Da Du mir ein braver Mann zu sein scheinst, so magst Du ungestraft von hinnen gehen; doch lasse Dir nicht beikommen, jemals wieder einen Grashalm hier auf diesem Berg Dir anzueignen!" —

„Ich danke Euch, gnädiger Herr, für Eure Nachsicht; ich werde Euer Verbot wohl beachten; um alles in der Welt nicht möchte ich mich mit fremdem Gut bereichern. Wohl ist's ein harter Schlag für mich, daß ich das Winterfutter für meine Ziege nicht mehr von den Bergen holen darf; denn gerade hier gab es einen gesegneten Graswuchs, mit heilsamen und kräftigen Kräutern untermengt, daß das Thier gut gedieh und schmackhafte Milch in Menge gab; doch muß ich mich anderer Hilfe in der Noth getrösten. Seht, gnädiger Herr, ich bin arm an Geld und Gut, nur an Kindern bin ich reich; sechs Buben und sechs Mägdlein sitzen zu Tische, denen ich Brod schaffen muß. Obgleich ich meine schwere Plage habe Tag für Tag, so lacht mir doch das Herz im Leibe, wenn ich ihre rothen Backen und fröhlichen Augen sehe; keines möchte ich missen; jedes ist mir an's Herz gewachsen; na, wenn Ihr selbst Kinder habet, werdet Ihr mich verstehen." —

„Du bist ein zärtlicher Vater", erwiderte der Reiter,

„und da Dir viel an dem Graswuchs gelegen ist, und Du weder Feld noch Wiese besitzest, so hole nur nach wie vor Deinen Winterbedarf hier oben; das Stück Land hier soll Dein sein und bleiben; gehe morgen früh bei guter Zeit zum Dorfschulzen, der wird Dir eine Schenkungsurkunde geben, daß es forterbt auf Deine Kinder und Kindeskinder." —

Wer war glücklicher als Kilian! Er wußte nicht, wie er seine Dankbarkeit bezeigen sollte und machte Kratzfüße nach allen Seiten hin; die Buben folgten diesem Beispiel, denn die Mutter hatte ihnen Höflichkeit gelehrt und ihren Ermahnungen bisweilen Nachdruck mit dem Haselstöckchen gegeben; denn ein solches ist oft der beste Zuchtmeister und hilft mehr als alle Vorstellungen. Vater und Kinder wollten dem gnäd'gen Herrn noch mit einem unterthänigsten Handkuß danken, doch der sauste auf seinem schnellfüßigen Rappen schon dahin und war im nächsten Augenblick ihren Augen entschwunden.

Die Mittagszeit war schon vorüber, als Kilian mit seinen drei hungrigen Buben wohlgemuth den Berg hinabschritt; er hatte große Eile, seinem braven Weibe die neue Mähr zu verkünden, daß er jetzt Grundbesitzer geworden sei. Doch das Weib schaute ihn ungläubig an und sprach: „Lieber Mann, wenn Dich nur der neckische Berggeist Rübezahl nicht gefoppt hat! Du wärest nicht der erste, dem er einen Streich spielt." Kilian wurde durch diese Worte wie mit einem Strahl kalten Wassers übergossen; er hatte im ersten Freudenrausche sein Weib in die Arme genommen und sich mit ihr wie ein Kreisel in der Stube herumgedreht; jetzt ließ er sie los, sah sie mit traurigen Augen an und wandelte kleinlaut zur Thüre hinaus, indem er dachte: Wir werden ja sehen, ob ich morgen die Schenkungsurkunde beim Dorfschulzen vorfinde; hat der Unbekannte sie rechtsgültig ausgestellt und seinen Namen darunter gesetzt, so ist die

Sache niet- und nagelfest, und niemand kann mir mein Recht streitig machen.

Kaum war es ihm möglich, mit Ruhe den nächsten Tag zu erwarten; er brachte die ganze Nacht unruhig zu und wurde von den schrecklichsten Träumen gequält. Er träumte, seine Kinder würden in Ziegen und seine Ziege in ein gehörntes Roß verwandelt, auf dessen Rücken er durch die Luft flog, während seine Frau krampfhaft den Pferdeschwanz umklammerte und zappelnd seine Luftfahrt mitmachte.

In Schweiß gebadet erwachte Kilian und war froh, daß ihn nur ein Traum genarrt hatte. Da die Morgensonne schon hell in die Kammer schien, warf er sich schnell in die Kleider und eilte das Dorf entlang zum Schulzen. Dort brachte er stotternd und sich öfters räuspernd, denn die frohe Zuversicht war von ihm gewichen, sein Anliegen vor und erwartete ängstlich die Antwort. Der Schulze betrachtete ihn kopfschüttelnd und dachte bei sich: „Den armen Burschen haben auch die Nahrungssorgen um das bischen Verstand gebracht, bei ihm ist's nicht ganz richtig im Kopf, ein Wunder ist's nicht." Der Schulze hatte von einer Schenkungsurkunde nichts gesehen noch gehört. Kilian jammerte laut, daß er nun kein Winterfutter mehr auftreiben könne und seine Ziege verkaufen müsse. Da rüttelte plötzlich ein heftiger Windstoß das Fenster, stieß es klirrend auf und wehete ein zusammengefaltetes Papier herein. Der Schulze faltete es auseinander und buchstabirte heraus, daß es die Schenkungsurkunde war, von welcher Kilian gesprochen hatte; das große Rathssiegel der Stadt Hirschberg war drauf gedrückt und also an der Richtigkeit der Urkunde kein Zweifel möglich. Kilian lief nun heim, um Weib und Kindern sein Glück zu verkünden; da gab es lauten Jubel, denn sie waren einer großen Sorge ledig und dankten Rübezahl tausendmal.

Der arme Häusler stieg nun jeden Tag auf den Berg, um Gras zu mähen; denn während der Nacht wuchs es jedesmal so üppig, daß die Sense am anderen Morgen kaum durch konnte. Als der erste Schnee gefallen war und es tüchtig gefroren hatte, holte er auf Schlitten das Heu herab. Er fand dabei gar kein Ende; wenn er glaubte, das letzte Bündel aufgeladen zu haben, gab es immer wieder neuen Vorrath, so daß er eine Scheuer bauen mußte, da der Boden seines Häuschens nicht Platz genug hatte. Die Ziege gedieh auf wunderbare Weise, und man merkte wohl, daß hier ein Zauber im Spiel sei, denn sie wurde immer größer und stärker und gab so viel Milch, daß stets Ueberfluß da war.

Da sprach eines Tages die Hausfrau zu ihrem Mann: „Du weißt, daß ich in meinen Mädchenjahren als Schaffnerin auf einem Schlosse diente und die Schlüssel hatte zu Küche und Keller; da habe ich gelernt, wie man mit der Ziegenmilch verfährt, wenn sie geronnen ist, wie man sie dann mit Salz und Kümmel würzt, zu Käsen formt und diese auf den Markt bringt. Laß uns zusehen, ob wir nicht auch diesen Handel treiben können; man muß sein Glück versuchen.“ Der Hausvater freute sich des guten Rathschlages und ging mit vielem Eifer darauf ein. Die milchreiche Ziege lieferte ihnen Milch in Hülle und Fülle, und ihre Käse wurden berühmt weit und breit. So geschah es, daß Kilian mit seinem Weibe durch Fleiß und Sparsamkeit zu großer Wohlhabenheit gelangte. Auch als sie Geld und Gut genug hatten, stieg er, sobald der Sommer in's Land kam, auf den Berg und mähte das gesegnete Gras. Das Stück Land, das Rübezahl ihm geschenkt hatte, erbte auf Kind und Kindeskind; die Kilians wurden eine große Familie, ihre Güter und Ländereien gingen durch das ganze Land Schlesien.

Der Fuhrmann.

Rübezahl wanderte einst als Handwerksbursche auf der Straße nach Hirschberg; ein Fuhrmann fuhr desselben Weges, und da sein Wagen nur wenig Frachtgut enthielt, so bat ihn der Bursche, ihm einen Platz darauf zu gönnen, er wolle ihm gern ein paar Groschen dafür zahlen, da ihn seine wunden Füße gar zu sehr schmerzten.

Der Fuhrmann war ein mürrischer Gesell, ärgerlich knallte er mit der Peitsche und sagte verdrießlich: „Mir ist an Reisegesellschaft nichts gelegen und meinen Pferden auch nicht, die haben bei den ausgefahrenen Gleisen schon an dem leeren Wagen schwer genug zu ziehen, doch wollt Ihr mir das Geld geben, bevor Ihr aufsteigt, so will ich Euch mitnehmen; ich habe zu Fechtbrüdern kein sonderliches Vertrauen."

Der Bursche zog seinen Lederbeutel hervor, nahm vier Groschen daraus und erwiderte lächelnd: „Eigentlich sollten mich Eure Worte verdrießen; doch will ich Eure bitteren Pillen stillschweigend verschlucken, sie werden mir keine Magenschmerzen machen." Mit diesen Worten schwang er sich hinauf, setzte sich auf das Strohbund, welches vorn im Wagen lag, und langsam bewegte sich derselbe in dem tiefen Geleise vorwärts.

Kaum waren sie eine kurze Strecke Weges gefahren, als die Pferde plötzlich still standen; umsonst waren Worte und Peitschenhiebe, sie gingen nicht von der Stelle. Aergerlich sah der Fuhrmann nach, ob am Geschirr etwas entzwei sei oder der Zügel sich verschlungen habe, doch fand er alles in bester Ordnung und konnte sich die Störrigkeit der Thiere nicht erklären.

„Ich sehe", meinte der Handwerksbursche, indem er herabsprang, „daß ich auf meinen eigenen Beinen schneller vorwärts komme, als wenn ich mich auf die Eurer Pferde verlasse; gebt mir mein Geld wieder, dafür bekomme ich in Hirschberg Abendbrot und Herberge; ich denke, meine wunden Füße sollen mich noch so weit tragen."

„Was fällt Euch ein, Ihr Narr?" rief spottend der Fuhrmann; „was bezahlt ist, ist bezahlt; ich habe Euch nicht gezwungen, auf meinen Wagen zu steigen, und zwinge Euch auch nicht abzusteigen, Ihr thut alles nach Eurem freien Willen; wenn's Euch beliebt, so bleibt nur sitzen, die trotzigen Gäule werden schon wieder laufen lernen."

Doch die Thiere standen starr und steif, wie aus Stein gehauen, sie zuckten nicht einmal mit den Ohren und ließen sich von den Fliegen stechen, ohne den Schweif zu regen. Da langte der Fuhrmann einen großen Knittel vom Wagen und hieb damit in blinder Wuth auf die Pferde los; doch als er rasend vor Zorn wieder ausholen wollte zu wuchtigem Schlag, stürzten die Thiere wie todt zur Erde.

„Auf den Gäulen ruht ein böser Zauber", murmelte der Fuhrmann und blickte mißtrauisch den Handwerksburschen an, der sich unterdessen auf den Feldrain gesetzt hatte und sein Vesperbrot verzehrte. „Meint Ihr nicht auch", fuhr er lauter fort, „daß die Pferde verhext sind?" — „Wie kann ich's wissen?" antwortete jener; „laßt's mich einmal versuchen, ob den Thieren nicht zu helfen ist." — Bei diesen Worten erhob

er sich, schnallte sein Ränzel wieder auf den Rücken, trat zu dem einen Pferd, schirrte es ab und klopfte ihm freundlich liebkosend auf den Hals. Plötzlich sprang das Pferd in die Höhe, der Bursche schwang sich auf seinen Rücken und jagte auf und davon. Zum Abschied schwenkte er fröhlich seine Mütze und rief dem verblüfften Fuhrmann lachend zu: „Habt Dank für den Platz in Eurem Wagen, auf Eurem Pferd gefällt mir's besser."

Der Fuhrmann aber, der wohl merkte, daß Rübezahl ihm einen Streich gespielt hatte, lief eiligst nach dem nahen Dorf zurück, erzählte den Leuten von der Begegnung mit dem Gebirgsherrn und bat den Wirth ihm zwei Pferde zu leihen, damit er seinen Wagen bis nach Hirschberg fahren könne. Der gefällige Mann willfahrte ihm gern und begleitete ihn mit vielen Leuten hinaus, um das Unglück mit eigenen Augen zu sehen. Als sie von Weitem den Wagen erblickten, tönte ihnen freudiges Wiehern entgegen, das zurückgebliebene Pferd drehte den Kopf und scharrte mit dem rechten Vorderfuße, als wollte es seinen Herrn begrüßen; frisch und gesund stand es da und schien nur auf dessen Wink zu warten, sich und den Wagen in Bewegung zu setzen. Der Fuhrmann war glücklich, daß ihm noch ein Pferd geblieben war, und suchte den Verlust des andern zu verschmerzen.

Von jetzt an wurde der mürrische Fuhrmann freundlich und gefällig gegen jedermann; wenn er mit seinem Wagen fuhr und es begegnete ihm ein altes Mütterchen oder ein müder Wanderer, so gewährte er ihnen gern einen Platz darauf; „denn", dachte er, „wer weiß, ob nicht Rübezahl dahinter steckt!"

Der Apothekergehilfe.

Ein junger Apothekergehilfe aus Schmiedeberg, welcher von Morgens bis Abends in der Kräuterküche Salben kochen und Pillen drehen mußte, fand seine größte Freude daran, daß er seltene Pflanzen sammelte, sie sorgsam preßte und dann sauber auf weißes Papier heftete. Jeden freien Tag wanderte er hinaus über Berg und Thal und ließ sich's nicht verdrießen, auch in den düsteren Schluchten des öden Gebirges umher zu klettern, um nach zarten Moosen zu suchen, die hie und da gleich grünen Sammetteppichen an den feuchten Felsen hingen.

Eines Tages, als er seine Botanisirbüchse wieder mit diesen zierlichen Kindern der Pflanzenwelt angefüllt hatte und mit schnellen Schritten seiner Heimat zueilen wollte, trat plötzlich aus den Bäumen die gebückte Gestalt eines Mannes hervor, dessen schwache Schultern mit einem großen Bündel dürren Holzes belastet waren.

„Alter Vater", redete ihn der junge Mann freundlich an, „wie könnt Ihr Eurem gekrümmten Rücken diese schwere Bürde zumuthen? Habt Ihr niemand daheim, der für Euch Holz holen kann?"

„Ich besitze weder Weib noch Kind", erwiderte der Alte,

„und muß mir mein Winterholz allein zusammentragen; ich würde wohl vergebens nach jemand suchen, der mir ohne Zahlung dasselbe in meine Hütte schaffte."

„So will ich's Euch abnehmen und in Eure Wohnung tragen," sagte theilnahmsvoll der junge Mann, hob mit kräftigem Arm das Holzbündel auf seine Schulter und folgte dem alten Mann, der ihn gar freundlich anschaute. Es war ein eigenthümliches Gesicht, das zu ihm aufsah; aus den dunklen Augen leuchtete Klugheit, die gebogene Nase erinnerte an den Schnabel des Adlers, um den Mund lag ein Zug von Gutmüthigkeit und Schalkheit; das Merkwürdigste an dem Alten war ein langer schneeweißer Bart, der bis auf den Gürtel seines weiten Rockes herabfiel.

„Ihr werdet es noch bereuen", unterbrach er das längere Schweigen, „daß Ihr mir Eure Hilfe so uneigennützig angeboten habt, denn ich wohne ein gutes Stück hinter den Grenzbauden; bleibt heute Nacht bei mir, junger Mann, da könnt Ihr morgen den Sonnenaufgang bewundern; das ist ein herrliches Schauspiel; wer's einmal gesehen hat, vergißt's nie wieder und möchte es jeden Tag von neuem betrachten; es wird Euch dann nicht mehr gereuen, daß Ihr meine Holzlast heraufgeschleppt habt."

„Wer sagt Euch denn, daß es mich gereut?" entgegnete lachend der Andere. „Wenn ich jemand helfen könnte und thäte es nicht, das würde mich gereuen; doch bleiben kann ich nicht bei Euch; seht, ich bin Apotheker und muß Tag für Tag Tränkchen brauen und Pflaster streichen; was sollten denn morgen früh die kranken Leute in Schmiedeberg anfangen, wenn Andreas Liebekind nicht hinter dem Tiegel stünde? Wäre ich nur nicht so arm, dann wanderte ich in die weite Welt; zuerst ging's auf die Alpen, denn dort giebt's gar herrliche Kräuter, Alpenrosen und Alpenveilchen, Enzianen und Edelweiß, da füllte ich mir meine

Büchse und brächte das Seltenste mit heim. Doch ich habe kein Reisegeld und werde wohl mein Lebtag nicht dazu kommen, denn ein armer Apothekergehilfe kann keine Reichthümer sammeln."

Unter solchen Gesprächen waren sie endlich an die ärmliche Hütte des Alten gekommen, wo Andreas sogleich seine Bürde niedersetzte und dem Alten mit herzlichem Händedruck Lebewohl sagte; dieser löste schnell das Holzbündel, nahm den dicksten Stecken heraus und gab ihn seinem Begleiter mit den Worten: „Nehmet diesen Stab, er wird Euch eine gute Stütze sein." Der junge Mann nahm die Gabe dankbar an, obwohl er nicht wußte, was sie ihm nützen sollte, und schwenkte noch von weitem mit lautem Gruß seine Mütze.

Nachdem er eine kleine Strecke gegangen war, blieb er stehen, da es ihm schien, als habe er den rechten Pfad verloren. „Ach", seufzte er, „nun muß ich noch zwei Stunden Weges wandern, währenddem wird es stockfinster, und mein Herr wird mir wegen meines späten Kommens eine tüchtige Epistel lesen; stünde ich nur gleich vor dem Schmiedeberger Rathhaus, daneben ist die Apotheke, und ich wäre daheim; bei diesem lauten Denken drehte er unbewußt den Stab, welchen ihm der alte Mann geschenkt hatte, in der Hand herum. Plötzlich stand er mitten auf dem Schmiedeberger Markt vor dem Rathhaus; in der offenen Thüre der Apotheke lehnte der Herr des Geschäfts und rauchte gemüthlich seine Pfeife. Andreas starrte ganz verblüfft die Häuser an und schritt endlich auf seinen Herrn zu, um sich zu überzeugen, daß er es wirklich war. Andreas war also nach Hause gelangt, ohne von seinen Stiefelsohlen das Geringste abgelaufen zu haben. Kopfschüttelnd stieg er hinauf in seine Kammer und betrachtete fast furchtsam den Stecken, den ihm der weißbärtige Alte gegeben hatte; er sah wohl ein, daß

hier Zauberei im Spiel war, daß ihm Rübezahl in der Gestalt eines Holzsammlers begegnet war und seine Dienstfertigkeit durch diesen Zauberstab belohnt hatte.

Jetzt konnte er nun mit Gedankenschnelle die fernsten Gegenden erreichen; wollte er ein Seebad nehmen, so brauchte er nur Rübezahls Stock zu drehen und befand sich im nächsten Augenblick auf der Insel Helgoland; wenn er dann seine Glieder in der salzigen Fluth gestärkt hatte, drehte er abermals den Stab, indem er flüsterte:

‚Trage mich schnell über Thal und Berg
Hin nach dem Städtchen Schmiedeberg!"

Kaum hatte er das letzte Wort mit leiser Stimme gesprochen, so stand er auch schon daheim in seiner Kammer, und der nächste Augenblick fand ihn in der Kräuterküche, wo er die Salbe fertig rührte, die unterdeß im Tiegel über dem Kohlenfeuer langsam fortgekocht hatte.

Die freien Tage wurden für den Apothekergehilfen die herrlichsten Festtage, an dem einen weilte er im Norden, an dem anderen im Süden. Einst stand er auch reisefertig mit dem geheimnißvollen Stab in der Hand, drehte denselben und murmelte:

„Komm', treuer Stab, erfüll' meine Bitte,
Und führ' mich in eine Eskimohütte!"

Augenblicklich sah er sich in einer matt erhellten Erdhöhle, Thrangeruch zog ihm in die Nase, über dem Heerdfeuer hingen von der Decke herab Fische zum Räuchern, um eine tischähnliche Erhöhung saßen und kauerten die großen und kleinen Glieder einer zahlreichen Eskimo-Familie, welche die letzten Reste eines Fischgerichts verzehrten. Verwundert blickten sie auf den Fremdling, der so unbemerkt und leise wie eine Schneeflocke in ihre Hütte gefallen war, begrüßten ihn nach ihrer Weise, zogen ihn an die wärmende Gluth und brachten an Essen und Trinken, was die ärmliche Vor-

rathskammer bot. Durch Geberden und Zeichen gaben sie ihm zu verstehen, daß sie eine Schlittenfahrt mit ihm machen wollten; er nickte zustimmend und nicht lange währte es, so stieg er in einen einfachen Schlitten, der mit zehn flinken Hunden bespannt war. Das kleine Gefährte durchflog wie ein Pfeil die weite Schneeebene, und hätte Andreas Liebekind nicht so jämmerlich an die Nase gefroren, er wäre gern bis nach Schmiedeberg auf dieser glatten Fläche hingeflogen, so lustig war die Fahrt. Als sie wieder in die Erdhütte zurückgekehrt waren und sich am Heerdfeuer erwärmt hatten, ging's auf die Eisbärenjagd. Das war ein seltsamer Anblick für den guten Schmiedeberger, er vergaß alle Kälte, als er die zottigen Thiere heulend auf ihre Angreifer zustürzen sah, und bewunderte, wie geschickt die Eskimos den riesigen Eisbären beizukommen wußten. Ein herrliches Nordlicht leuchtete am Himmel auf, und Andreas hätte sich gar zu gern noch länger an diesem Anblick gelabt, doch an seiner Uhr fehlten nur fünf Minuten an sechs, und mit dem letzten Schlag dieser Stunde mußte er in seiner Apotheke eintreffen; er drehte abermals den Stab und flüsterte:

„Flugs zaub're mich weit fort von hier,
An die Schmiedeberger Apothekenthür!"

In der nächsten Minute stand er auf der gewünschten Stelle und trat gerade rechtzeitig in die Stube, um die Abendsuppe mit der Familie zu essen. Das Geheimniß seines Zauberstabes verrieth er niemand; er machte seine weiten Reisen, ohne irgend jemand davon zu erzählen; je weniger er aber davon sprach, desto mehr schrieb er in sein Tagebuch; es währte nicht lange, so ließ er seine Reisebeschreibungen drucken und erwarb dadurch so viel Geld, daß er seine Stellung als Apothekergehilfe aufgeben konnte.

Von jetzt an bereiste er als Naturforscher nach und

nach alle bekannten Erdtheile. Zunächst besuchte er alle merkwürdigen Städte Europas, erstieg die höchsten Spitzen der schneebedeckten Alpen, die vor ihm noch niemand erklettert hatte, sah wiederholt die feurigen Ausbrüche des Vesuv und Aetna. Monate lang hielt er sich in den Urwäldern Amerikas, unter den Negervölkern Afrikas, in Indien, China, Japan und in Australien auf. Gefiel es ihm an einem Ort nicht mehr, oder gerieth er in Gefahr durch Räuber oder wilde Thiere, so brauchte er nur seinen Stab zu drehen und war gerettet.

Nach all diesen Reisen kehrte er endlich im hohen Alter nach Schmiedeberg zurück; erst jetzt erzählte er den Leuten von seiner Begegnung mit Rübezahl, und wie ihm derselbe seine Gefälligkeit so herrlich belohnt hatte. Der Stab kam nicht mehr von seiner Seite: am Tage stand er am großen Lehnstuhl, in welchem der Alte ruhte, und während der Nacht hatte er seinen Platz auf dessen Lagerstätte. Eines Morgens fand man den Greis todt in seinem Bett; vergebens suchten seine Freunde nach Rübezahls Zauberstab, er war und blieb verschwunden, und kein Mensch konnte sich wieder rühmen, so viele, weite und billige Reisen gemacht zu haben, als der berühmte Naturforscher Andreas Liebekind.

Rübezahls Pflaumen.

Wer da suchet, findet oftmals nichts, und wer nicht darauf ausgehet, dem wird manchmal etwas beschcert, woran er nimmer gedacht. Dieses erfuhr auch ein armer bejahrter Wandersmann, der mühsam das Gebirge erklommen hatte und kraftlos an dem Wege niedersank. Hunger und Durst quälten ihn, denn er hatte seit Mittag nichts gegessen, und der Tag neigte sich zu Ende.

Da kam ein Jäger den Wald entlang, gerade auf den Ort zu, wo der alte Mann lag, und fragte ihn: „Was thust Du hier an unwirthbarer Stelle? Die Nacht bricht ein, und Du hast weit nach einem Obdach; mache Dich auf, daß Du es erreichest, ehe Dein Weg sich in Finsterniß verlieret.“

„Ach!“ seufzte der Alte, „ich habe Hunger und Durst und kann vor großer Schwäche nicht weiter, und käme ich auch in eine Herberge, so würde man mich doch nicht aufnehmen; denn ich besitze keinen Heller, um Kost und Nachtlager zu bezahlen.“

„Hunger hast Du, alter Mann?“ fragte voll Theilnahme der Jägersmann. „Zu essen habe ich freilich nichts, doch hier thue einen tüchtigen Zug aus meiner Jagdflasche, der wird Dich stärken.“

Während der durstige Wanderer trank, sagte der Jäger: „Siehe, da stehet ja ein Pflaumenbaum mit schönen reifen Pflaumen; ich will Dir eine Hand voll pflücken, Du kannst Dich daran laben und sättigen.“ — Er brach gleich einen Ast ab, an dem die dunkelblauen Früchte dicht neben einander hingen, und reichte sie dem Hungrigen. Dieser griff gierig zu und ließ eine Pflaume nach der anderen in seinem Mund verschwinden. Wie konnten nur so herrliche Früchte in dieser Waldesöde gedeihen? Ihre Schale war so sammtig wie die einer Pfirsiche, das Fleisch gelb wie das der Aprikose und so saftig wie das der Melone, dabei so süß und lieblich, daß der alte Mann sich nicht erinnern konnte, je etwas Aehnliches gegessen zu haben. Es floß wie Lebensbalsam durch seine Glieder, ihm war, als ob er wieder jung und kräftig würde. Der Jäger lehnte mit verschränkten Armen an einem Baumstamm und schien sich an dem guten Appetit des Wanderers zu erfreuen.

„Ich will Dir einen Rath geben, den Du wohl beherzigen magst“, sprach er zu ihm. „Wirf die Kerne nicht weg, nimm sie mit nach Hause und stecke sie in zwei Reihen um Dein Hüttchen herum, denn: „Hast Du irgend Raum, so pflanze einen Baum!“ Dein Gärtchen ist zwar klein, doch bietet es zu dieser Anpflanzung Platz genug.“

Der Wandersmann erstaunte nicht wenig, daß der Jäger seine Heimat so genau kannte, und fragte neugierig, ob er vielleicht in Wingelheim, so hieß der Ort, Verwandte habe. „Mir wohnt ein Vetter dort“, erwiderte jener, „ich will noch heut Abend zu ihm reiten, da ich einen stattlichen Rehbock geschossen habe, den er jetzt gut verwenden kann; seine älteste Tochter Anne-Marie hält nächsten Sonntag Hochzeit mit dem reichen Müller Steffen, und da will er einen Schmaus herrichten, desgleichen Wingelheim noch nicht gesehen hat; die ältesten Leute sollen sich nicht erinnern, je-

mals etwas Aehnliches erlebt zu haben; da wird ihm der Wildbraten gelegen kommen. Hast Du Lust auf dem kürzesten Weg nach Haus zu kommen, so setze Dich mit auf mein Pferd, da brauchst Du nicht anderswo Herberge zu suchen, denn daheim schläft sich's doch am besten." — „Ach Herr, Ihr habt viel Mitleid mit mir", entgegnete treuherzig der Alte „mir wäre es schon recht, vor Nacht daheim zu sein; doch wo wollt Ihr Platz für mich auf Eurem Thiere finden, da Ihr auch noch den Rehbock aufladen müßt." — „Da sei nur unbesorgt", lächelte der Jäger, „solcher dürren Männchen, wie Du eines bist, gehen ein halb Dutzend auf mein Pferd; warte einen Augenblick, ich habe es hinter jener Felswand, an einem Baumstamm gebunden und will es holen." — Der Wandersmann schaute ihm neugierig nach und war mißtrauisch, ob er auch wiederkommen möchte, denn es dünkte ihm Vieles räthselhaft; doch kaum war der Jäger um die schroffe Felsenecke verschwunden, so erschien er wieder, neben ihm bedächtigen Schrittes ein prächtiger kohlschwarzer Rappe, der so lang war, wie zwei gewöhnliche Pferde zusammen genommen. Er wendete den Kopf zu seinem Herrn, spitzte die Ohren und sah ihn mit so klugen Augen an, als lausche er auf dessen Worte.

„Glaubst Du nun, mein Freund, daß wir alle drei, ich, Du und der Rehbock Platz auf diesem Rücken haben?" fragte der Jäger. — „Ihr habt recht, Herr", antwortete der Alte, „ein halb Dutzend von meiner Sorte können auf diesem mächtigen Rücken sitzen." — „Nun wohlan, so steige auf", mahnte jener, „denn es wird hohe Zeit; Du wohnst neben meinem Vetter, dem Bauer Michel, da hast Du nicht mehr weit nach Hause."

Der Jäger half dem ungelenken Mann freundlich hinauf, das Reh hatte er schon darauf gebunden, und schwang sich dann selbst auf das lammfromme Thier, das alles mit sich

geschehen ließ und kein Glied zuckte. Es wartete nur des Zurufs seines Herrn; dieser faßte den Zügel und sprach in flüsterndem Ton:

„Hopp, hopp, mein Rappe! trab, trab, trab!
Setz' uns beim Vetter Michel ab!'

Kaum hatten die gespitzten Ohren des Pferdes diese Worte vernommen, so flog es im gestreckten Galopp dahin, als wären ihm Flügel angebunden.

Das war ein herrlicher Ritt auch für den alten Mann; wie ein Pfeil durch die Luft schießt, so leise und unhörbar flogen Roß und Reiter dahin; sie hatten kaum aufgesessen, so hielten sie auch schon vor dem schönen Gute des reichen Bauern Michel. Der Jäger half seinem Vordermann herunter und ermahnte ihn noch einmal, der Pflaumenkerne nicht zu vergessen. Der Reisegefährte dankte tausendmal für erzeigte Wohlthat und versprach, des guten Rathes wohl zu gedenken. Hierauf verabschiedete er sich und lenkte seine Schritte nach dem kleinen Häuschen, welches nur ein breiter begraster Rain von dem stattlichen Gehöft des Bauern Michel trennte.

Am anderen Morgen, vor dem ersten Hahnenschrei, stand der Alte vor der Thür, hatte Schaufel und Hacke in der Hand und begann die Kerne rings um die Hütte zu stecken, nach dem Rathe des Jägers. Dabei kamen ihm allerlei wunderliche Gedanken über seinen Helfer in der Noth, über die Pflaumen im Tannenwald, den riesigen Rappen und den wundersamen Ritt; das ging sicherlich nicht mit rechten Dingen zu, und war der Jäger kein gewöhnlicher Mensch gewesen, so konnte es nur Rübezahl, der mächtige Gebirgsherr, sein. Mit geheimem Grauen senkte er jeden Pflaumenkern in die Erde, indem er bei sich dachte: Wenn nur kein Spuk daraus erwächst und in jedem Kern ein Schabernack verborgen ist, den die Morgensonne zur Blüthe treibt; am

Ende wuchert eines schönen Morgens eine mächtige Distelhecke um mein Häuschen, und ich muß durch die Feueresse auf das Dach kriechen, um einen frischen Athemzug zu thun.

Am nächsten Tage erwachte der alte Mann ziemlich spät; doch meinte er, daß es noch früh sein müsse, da der Sonne lichter Strahl nicht wie sonst glänzend in das Kämmerlein fiel und die Augen blendete; es war wie mildes Dämmerlicht, als würde das Haus beschattet, daß der Strahl nicht unbehindert eindringen konnte. Der Alte trat an das Fenster, um zu sehen, ob vielleicht finstere Wolken der Sonne Glanz verhüllten, daß es so wunderbar dämmerte; doch wie erstaunte er, als sein Auge zwei Reihen der herrlichsten Pflaumenbäume erblickte, deren Wipfel die Hütte überragten und voll der schönsten Früchte hingen!

Der überraschte Besitzer dieser über Nacht aus der Erde gewachsenen Obstbäume öffnete das Fenster und pflückte eine Frucht, um sich zu überzeugen, daß es eine wirkliche Pflaume sei; denn er fürchtete, sie könnte sich in dem Augenblick, wo er sie mit seiner Hand berühre, verwandeln, daß er, anstatt in das saftige, weiche Fleisch einer Pflaume, in eine Distel oder auf einen harten Stein beiße und am Ende doch noch der Gefoppte wäre. Aber sein Mißtrauen erwies sich grundlos; saftig und süß wie Honigseim dünkte seinem Gaumen die Frucht, er hatte noch nie dergleichen gegessen.

So ging er hinab, um den unerwarteten Obstsegen auch von unten zu bewundern; die Dorfbewohner umstanden in sprachlosem Erstaunen das Wunder einer Nacht; Nachbarn, Freunde und Gevattern, sobald sie seiner ansichtig wurden, stürzten auf ihn los, um zu erfahren, wie er solches bewerkstelligt habe, damit sie ein Gleiches thun könnten; denn daß hier ein geheimes Zaubermittel angewendet worden war, bezweifelte keiner von ihnen. Als der alte Mann endlich zu Worte kommen konnte, beantwortete er die hundert Fragen

folgendermaßen: „Liebe Vettern und Freunde! das Wunder, das Ihr hier seht, ist ein Geschenk des mächtigen Gebirgsherrn, den Ihr mit dem Spottnamen „Rübezahl" benennet; ob Ihr ihn auch oftmals verhöhnt und schmäht, weil er die Leute mit allerhand Neckereien hudelt und hänselt, werde ich ihn doch rühmen mein Lebenlang, denn er hat mir Wohlthat erzeigt, mehr als je ein Mensch mir gethan hat. Wer weiß, welch' ein Segen mir noch aus den Bäumen erwächst, daß ich in ihrem Schatten ruhig und sorglos meinen Lebensabend verbringen kann!"

Und so war es auch; jedes Jahr gaben die Bäume reiche Ernte, die Aeste beugten sich unter ihrer Last, und weit und breit wurden diese Rübezahls-Pflaumen berühmt wegen ihrer Größe und ihres süßsaftigen Fleisches.

Der Alte brauchte nicht mehr zu wandern und zu hungern, er gewann genug Geldes und dankte es dem Berggeist bis an sein spätes Lebensende.

Die Dragoner.

Eines Tages sah man ein Häuflein Dragoner ins Gebirge ziehn, fünfzig bis sechzig Mann; sie hatten einen weiten Ritt gemacht und hingen nur noch im Sattel vor großer Müdigkeit. Weit und breit gab es keine Herberge, wo sie rasten und einen kräftigen Schluck Bier zu sich nehmen konnten. Darum klagten sie allesammt über die Beschwerden des Soldatenstandes und sehnten sich, daheim zu sein bei Vater und Mutter oder bei Weib und Kind.

Während dieser trübseligen Betrachtungen kamen sie immer höher hinauf ins Gebirge; der Weg wurde steiler, und Roß und Reiter konnten kaum noch von der Stelle. Da schimmerte plötzlich durch den dichten Wald ein großes weißes Haus mit glänzendem Dach; das Dickicht lichtete sich, ein weiter Rasenplatz dehnte sich vor ihren Blicken aus. Mitten darauf stand das stattliche Wirthshaus; denn daß es ein solches war, zeigte das mächtige Aushängeschild: Auf der einen Seite sah man einen Krug mit schäumendem Bier, auf der anderen Seite einen Laib Brod, einen Schinken und zwei dicke Würste abgebildet.

Die Dragoner saßen schnell ab, führten ihre müden, hungrigen Pferde in den Stall und eilten dann nach der

Gaststube, um Gaumen und Magen zu erquicken. Der Wirth führte die Kriegsleute an eine reichbesetzte Tafel; da gab es noch weit mehr, als das Aushängeschild versprach. Officiere und Gemeine thaten sich gütlich an Speis und Trank, denn der leutselige Wirth trug auf wie zu einem Hochzeitschmaus.

Als sie alle gesättigt waren, öffnete der Wirth eine Thüre — ein großer Saal that sich vor ihren Augen auf, an dessen Wänden Bänke hinliefen, auf denen eine große Zahl schmucker, geputzter Dirnen saß, als hätten sie nur auf Tänzer gewartet. Die Dragoner besannen sich nicht lange, forderten die Mägdlein zum lustigen Reigen auf und schwenkten sie nach Herzenslust herum.

Doch alles nimmt sein Ende; die Reiter durften nicht länger hier weilen, sie mußten heute noch das bestimmte Quartier erreichen. Als sie ihre Zeche bezahlen wollten, wies der Wirth jede Bezahlung zurück und erklärte, es sei ihm ein besonderes Vergnügen gewesen, sie zu bewirthen; kämen sie wieder einmal in die Gegend, dann möchten sie nur bei ihm vorsprechen. So nahmen die Dragoner Abschied von dem freigebigen Wirth und konnten ihm seine Güte nicht genug danken.

Nur einer von ihnen konnte sich nicht fortfinden; er hatte über den Durst getrunken und trieb allerlei Unfug; ihn gelüstete nach mehr, und da der Wirth dem unbescheidenen Verlangen nicht nachkam, so fing der betrunkene Reiter an, zu toben und zu schimpfen. Der Wirth übte große Langmuth an dem übermüthigen Burschen; doch da dieser immer unverschämter wurde, so verlor er endlich die Geduld und gab ihm klitsch! klatsch! rechts und links, zwei so kräftige Ohrfeigen, daß sich sein Kopf wie eine Windfahne hin und her drehte. Wüthend wollte der Dragoner den Säbel aus der Scheide reißen, aber wie mit eiserner

Faust hielt der Wirth seinen Arm gepackt und drohte mit donnernder Stimme, ihm das Genick zu brechen, wenn er sich nicht sofort aus dem Staub mache.

Jetzt kam der betrunkene Reiter zur Besinnung und erkannte zu seinem Schrecken, daß er in die Hände des gewaltigen Gebirgsherrn gefallen sei. Beschämt zog er sein Pferd aus dem Stall, schwang sich darauf und jagte davon, so schnell er konnte, bis er seine Kameraden wieder eingeholt hatte. Aber er hütete sich wohl, diesen zu erzählen, was er noch in Rübezahls Wirthshaus erlebt hatte.

Der geizige Bäcker.

Rübezahl haßte am meisten die Geizhälse, die auf Anderer Unkosten immer nur die eigenen Taschen zu füllen suchen. So lebte in Hirschberg ein reicher Bäcker, der bei der Bürgerschaft in großem Ansehn stand, er war Obermeister der Bäckerzunft und hatte in der Rathsversammlung eine gewichtige Stimme. All sein Sinnen und Streben ging darnach, immer reicher zu werden; jemehr er jedoch gewann, desto geiziger wurde er. Mit harten Worten wies er die Armen von seiner Thür und verkürzte den Handwerkern und Tagelöhnern, welche für ihn arbeiteten, den wohlverdienten Lohn. Besonders mußten die Bauern, welche ihm das Holz verkauften und anfuhren, unter dieser Geldgier leiden; er suchte sich die ärmsten unter ihnen aus, bewilligte denselben kleine Vorschüsse, forderte diese jedoch bald wieder zurück, und konnte der arme Mann nicht zur Stunde zahlen, so stellte der Bäcker einen so niedrigen Preis für eine Ladung Holz, daß der Verkäufer oft den größten Schaden von diesem Handel hatte.

Eines Morgens brachte ein Bauer, mit dem er ein solches Geschäft abgeschlossen hatte, einen Wagen voll Holz; er fuhr denselben in den Hof des Bäckers und lud ihn ab;

dann trat er in dessen Stube, um die versprochene Zahlung in Empfang zu nehmen. Der Meister saß am Tisch und ließ sich das reichliche Frühstück trefflich schmecken; vor ihm lag ein großer Schinken, dessen Fleisch so rosig und saftig aussah, daß dem Bauer das Wasser im Munde zusammenlief, dann eine fette Wurst, frisches Weißbrod und frische Butter, ein großer Krug schäumenden Bieres stand noch unberührt daneben. So geizig wie er gegen Andere war, so freigebig war er gegen sich selbst; er gönnte und verschaffte sich jeden Lebensgenuß, und seine runde, behäbige Gestalt bewies zur Genüge sein behagliches Leben. Der Bauer bat ihn höflich um Zahlung, und der Bäcker zog seinen gefüllten Lederbeutel aus der Tasche, nahm daraus einige Silberstücke und zahlte diese auf den Tisch; doch als jener dieselben einstreichen wollte, bemerkte er, daß an der ohnehin kleinen Summe noch acht Groschen fehlten.

„Ach, lieber Herr", bat der Bauer, „verkürzt mir den kargen Lohn nicht noch mehr! Ich habe ohnehin nur Schaden von diesem Handel, und Ihr wißt ja, daß ich eine zahlreiche Familie zu ernähren habe, und Haus und Hof seit dem letzten Brande noch obendrein überschuldet ist."

„Ach was", erwiderte der hartherzige Filz, „ist's Euch nicht genug, so ladet immerhin Euer Holz wieder auf, mein Holzstall ist gefüllt, und ich ging den Handel nur ein, um Euch gefällig zu sein."

Alle Vorstellungen und Klagen des armen Mannes waren vergeblich; traurig strich er das Geld ein, verließ die Stube, setzte sich auf seinen Wagen und fuhr fort; das Holz wieder aufzuladen, wäre doppelte Arbeit gewesen, und zu Hause wartete sein Weib auf Geld, um das Nothwendigste für die Kinder anzuschaffen.

Langsam ließ er den Wagen dahinrollen, indem er trübsinnig vor sich hinstarrte; da rief plötzlich eine helle

Stimme: „Heda, guter Freund, wollt Ihr mich wohl ein Stück Weges mitnehmen? Ich habe schon einen tüchtigen Marsch gemacht und bin ermüdet."

Der Bauer blickte auf und sah einen schlichten Wandersmann auf der Straße stehen; sogleich hielt er die Pferde an und bat ihn, aufzusteigen; der Fremde aber war kein anderer als der Gebirgsherr selbst. Er setzte sich neben den Bauer, der mit trübseligem Gesicht von neuem wieder vor sich hinstarrte und jenen dadurch veranlaßte, nach dem Grund seiner auffallenden Traurigkeit zu fragen. Der Bauer erzählte ihm von seinen schweren Sorgen, daß die Arbeit so wenig lohne, und wie ungerecht der hartherzige Bäcker mit ihm verfahren sei. Als Rübezahl dieses hörte, ergrimmte er in seinem Innern und nahm sich vor, den herzlosen Filz tüchtig zu züchtigen. Nachdem er noch eine Strecke weit mitgefahren war, bat er den Bauer, ihn absteigen zu lassen, und fügte seinen Dankesworten eine schöne Silbermünze hinzu. Er setzte sich so lange, bis der Wagen seinen Blicken entschwunden war, auf den Feldrain und wanderte dann den Weg wieder zurück gen Hirschberg.

Am anderen Morgen saß der reiche Bäcker in seinem weich gepolsterten Lehnstuhl, schmauchte sein Pfeifchen und schlürfte den kräftig duftenden Kaffee; da klopfte es an die Thüre, und auf sein „Herein!" trat ein großer starker Mann in die Stube, auf dessen Schulter eine Holzaxt ruhte.

„Guten Morgen, Meister!" rief dieser ihm entgegen, „Ihr habt in Eurem Hof einen großen Holzvorrath liegen, der noch nicht gespalten ist, und da mir Euer Lehrbube sagte, daß Ihr einen Holzmacher sucht, so biete ich Euch meine Dienste an." — „Ich wär's wohl zufrieden", antwortete der Bäcker, „doch müßt Ihr mir erst sagen, wie viel ich Euch für diese Arbeit zahlen soll, denn man kauft nicht gern die Katze im Sacke." — „Ich mach's billig", lachte der Mann, der kein

anderer als Rübezahl war, „ich treibe das Holzspalten weniger des Verdienstes, als der Gesundheit halber, ich leide an der Leber und muß mir immer tüchtige Bewegung machen. Ihr habt nicht nöthig, mir Geld dafür zu geben; wenn Ihr mir erlaubt, so viel Holz mit heim zu nehmen, als ich in einer Hocke forttragen kann, bin ich schon zufrieden." —

Der Bäcker schaute ihn mit ungläubiger Miene an, noch nie war ihm ein so billiger Holzmacher vorgekommen. „Ich nehme Euer Anerbieten an", sagte er, „spaltet nur einen Theil des Holzes recht klein zum Verbrauch für die Hausfrau beim Kaffeekochen." — Der Geizhals suchte auch hier noch, trotz der großen Billigkeit, seinen Vortheil. — „An die Hausfrau will ich schon dabei gedenken", antwortete jener, „denn es kommt mir auf eine Stunde Arbeit mehr nicht an." — Der Meister war so glücklich über diesen billigen Spaltlohn, daß er dem Mann eine Tasse Kaffee anbot und ihn fragte, wo er her sei. Während dieser nun sein Schälchen Kaffee trank, erzählte er dem aufhorchenden Bäcker: „Ich bin aus Schweidnitz, treibe ein wenig Feldwirthschaft und suche mir noch nebenbei durch Tagelohn etwas zu verdienen; ich befinde mich so leidlich wohl und habe gerade keine Sorgen; freilich, ein so stattliches Haus und eine so schöne Stube, wie Ihr, habe ich nicht; wer hat Euch denn eigentlich die Decke und die Wände so prächtig gemalt? Da habt Ihr wahrscheinlich Maler von weit herkommen lassen?" — „Ihr habt's getroffen", stimmte der Meister mit einem hochmüthigen Lächeln zu, indem er seine beiden Hände in die Taschen steckte und mit dem Gelde klimperte, „einen schönen Thaler kostet's freilich, doch ich kann mir schon so etwas erlauben." —

Jetzt stand der Holzmacher auf, um seine Arbeit zu beginnen. „Sobald ich fertig bin", sagte er, „und meine Hocke geschnürt habe, werde ich Euch rufen, damit Ihr Euch

überzeugt, daß alles in Richtigkeit ist." Mit diesen Worten schritt er zur Thüre hinaus, und im nächsten Augenblick schon hörte der Bäcker die wuchtigen Schläge der Axt. Doch von Minute zu Minute steigerte sich das Getöse der Arbeit: es gab ein Krachen und Dröhnen, als sollte das ganze Haus in Grund und Boden geschlagen werden; er lief in den Hof, um zu sehen, was der Mann Tolles treibe; da sah er zu seinem Entsetzen, wie dieser sein linkes Bein aus der Hüfte gezogen hatte und mit diesem dermaßen auf das Holz losschlug, daß es in tausend Stücke zersprang. Dem Meister wurde angst und bange; er rief dem tollen Holzmacher zu, in seiner Arbeit einzuhalten und sich fortzupacken; doch der ließ sich nicht stören; keine Viertelstunde währte es, so war das ganze Holz gespalten. Dann steckte er sein Bein wieder in die Hüfte, und begann aus den gespaltenen Scheiten eine Hocke zu machen, die so groß wurde, daß das ganze Holz hinein ging und nicht der kleinste Stecken auf dem Hofe liegen blieb. Er nahm dann die Hocke auf die Schultern und ging mit höhnischem Gruß zum Thor hinaus, während der Bäcker ach und wehe schrie und ihm unter ohnmächtigen Verwünschungen nachblickte. Er konnte nichts dagegen thun und den Holzmacher nicht durch die Polizei anhalten lassen, denn er hatte ihm ja so viel Holz, als er zu tragen vermöchte, freiwillig als Lohn versprochen. Der Bäcker war und blieb der Geprellte, der das leere Nachsehen hatte. Da ihm aber mit seiner eignen Münze vergolten war, so hatte die Strafe gefruchtet; denn er war von dieser Zeit an wie umgewandelt. Er lernte billiger denken und handeln und verkürzte nie mehr den Arbeitern und Bauern ihren verdienten Lohn. Wollte ihm aber der Geizteufel wieder einmal in den Nacken springen, so mußte er stets an die Geschichte mit dem Holzmacher aus Schweidnitz denken.

Rübezahl aber hatte das Holz des reichen Bäckers vor die Thür des armen Bauern getragen und dort in einem großen Haufen aufgeschichtet; als derselbe zur Mittagszeit vom Felde heimkam, wunderte er sich nicht wenig darüber und hatte keine Ahnung davon, wem er diesen reichen Segen verdankte. Wenn er dann im nächsten Winter mit Weib und Kindern in seiner warmen Stube saß, gedachte er mit dankbarer Freude seines unbekannten Wohlthäters und gab gern seinen armen Nachbarn einen Theil von dem reichlichen Holzvorrath.

Bauer Veit.

So leicht es war, Rübezahls Freundschaft zu verscherzen, eben so leicht war's auch, sie zu gewinnen. Einen Bauer in dem Amte Reichenberg hatte ein böser Nachbar durch einen ungerechten Prozeß um Hab und Gut gebracht, und nachdem sich das Gericht seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen damit zu ernähren. Es schnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrieen, und er nichts hatte, um ihren quälenden Hunger zu stillen.

„Mit hundert Thalern", sprach er zu seinem kummervollen Weibe, „wäre uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder einzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseit des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen; vielleicht daß sich einer erbarmt und aus gutem Herzen uns von seinem Ueberfluß auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen."

Das niedergedrückte Weib willigte mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in diesen Vorschlag, weil sie keinen

bessern wußte. Der Mann aber gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: „Weinet nicht! mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden.“ Hierauf steckte er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon.

Müde und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangte er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollte ihn beherbergen. Mit heißen Thränen klagte er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprüchwörtern. Einer sprach: „Junges Blut, spar' dein Gut;“ der andere: „Hoffart kommt vor dem Fall;“ der dritte: „Wie Du's treibst, so geht's;“ der vierte: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier wartete er schlaflos des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Als er nun wieder in's Gebirge kam, übermannte ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. „Zwei Tage Arbeitslohn verloren,“ dachte er bei sich selber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! „Wenn du nun heimkehrest und deine sechs armen Kinder dir entgegen schmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labsal zu begehren, und du für einen Bissen Brod, ihnen einen Stein bieten mußt — Vaterherz! Vaterherz! wie kannst Du's tragen? Brich entzwei, armes

Herz, ehe Du diesen Jammer fühlest!" — Hierauf warf er sich unter einen Schlehenbusch, seinen schwermüthigen Gedanken weiter nachzuhängen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel aufzufinden, Schutz oder Frist für den hereinbrechenden Untergang zu suchen, gleich einem Bootsmann, der sein Schiff sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufrennt, sich in den Mastkorb zu bergen, oder wenn er unter Verdeck ist, aus der Luke springt, in der Hoffnung, ein Brett oder eine leere Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu erhalten: so verfiel unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges mit seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er zuweilen die Reisenden gedrillt und gehudelt, ihnen manchen Dampf und Tort angethan, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse; dennoch wußte er ihm auf keine andere Weise beizukommen; also wagte er es auf eine Prügelei und rief, so sehr er konnte: „Rübezahl! Rübezahl!"

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Bart, der bis an den Gürtel reichte, feurigen, stieren Augen, und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen.

„Mit Gunst, Herr Rübezahl," sprach Veit ganz unerschrocken, „verzeiht, wenn ich Euch nicht recht benenne, hört mich nur an, dann thut, was Euch gefällt."

Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Berggeistes etwas.

„Erdenwurm," sprach er, „was treibt Dich, mich zu be-

unruhigen? Weißt Du auch, daß Du mir mit Hals und Haut für Deinen Frevel büßen mußt?"

„Herr," antwortete Veit, „die Noth treibt mich zu Euch, ich habe eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahle sie Euch mit landesüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin!"

„Thor," sprach der Geist, „bin ich ein Wucherer, der auf Zinsen leiht? Gehe hin zu Deinen Menschenbrüdern und borge da, so viel Dir Noth thut, mich aber laß in Ruhe!"

„Ach," erwiderte Veit, „mit der Menschenbrüderschaft ist's aus! Auf Mein und Dein gilt keine Brüderschaft."

Hierauf erzählte er ihm seine ganze traurige Geschichte, und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm Rübezahl seine Bitte nicht abschlagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien ihm doch der Gedanke, ein Kapital von ihm zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren.

„Komm, folge mir!" sprach er und führte ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit nebst seinem Begleiter mit Mühe durch's Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finsteren Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübezahl hat schon manchen betrogen, dachte er; wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritt hinabstürze; dabei hörte er ein fürchterliches Brausen wie von einem Tagwasser, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, je mehr engten ihm Furcht und

Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Trost in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem großen Saale, das Flämmchen brannte hell und schwebte als ein Hängeleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf dem Boden derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt.

Als Veit den Geldschatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin, und das Herz hüpfte ihm vor Freude.

„Nimm," sprach der Geist, „was Du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldschein aus, wenn Du des Schreibens kundig bist!"

Veit bejahete das und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zählungsgeschäft gar nicht zu achten, drehte sich weg und suchte unterdeß sein Schreibzeug hervor. Veit schrieb den Schuldschein so bündig, als ihm möglich war; der Berggeist schloß diesen in einen eisernen Schatzkasten und sagte zum Abschied:

„Zieh' hin, mein Freund, und nütze Dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß Du mein Schuldner bist, und merke Dir den Eingang in das Thal und diese Felsenkluft genau! Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst Du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger; hältst Du nicht Wort, so fordere ich es mit Ungestüm."

Der ehrliche Veit versprach pünktlich mit dem Tag Zahlung zu leisten, versprach's mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht seine Seele und Seligkeit, wie leichtsinnige Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seele und Leib, daß ihm, als er das Tageslicht wieder er-

blickte, nicht anders zu Muthe war, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern, schritt er nun seiner Wohnung zu und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schrieen sie ihm einmüthig entgegen: „Brod, Vater, einen Bissen Brod! hast uns lange darben lassen.“ Sein abgehärmtes Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchtete in ihrem Kleinmuth das Schlimmste und vermuthete, daß ihr Mann klagen und jammern werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand und hieß sie Feuer anschüren auf dem Herde; denn er trug Grütze und Hirse aus Reichenberg im Zwerchsack, wovon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel darin stand. Nachher berichtete er ihr von dem guten Erfolg seines Geschäftes.

„Deine Vettern,“ sprach er, „sind gar rechtliche Leute; sie haben mir nicht meine Armuth vorgehalten, haben mich nicht verkannt oder mich schimpflich vor der Thür abgewiesen, sondern mich freundlich beherberget, Herz und Hand mir geöffnet und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt.“

Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. „Wären wir,“ sagte sie, „eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können.“ Hierauf rühmte sie ihre Verwandtschaft, zu der sie vorher so wenig Vertrauen gehabt hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern diese Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie aber nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu schwärmen, und das viele Tage so forttrieb, wurde Veit das Lobpreisen dieser Geizdrachen satt und müde, und sprach zu seinem Weibe: „Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt Du, was für

eine weise Lehre mir der Meister Schmied gab?" — Sie sprach: „Welche?" — „Jeder, sagte er, „sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, so lang es heiß sei; drum laß' uns nun die Hände rühren und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst den Zinsen abzahlen können und aller Schuld quitt und ledig seien."

Darauf kaufte er einen Acker und eine Wiese, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler darunter wäre. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Seckel barg noch immer ein kleines Kapital zur Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Ertrag brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles, was er unternahm, zum Segen gedieh.

Der Zahlungstag kam nun heran, und Veit hatte so viel erübrigt, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte, und an dem bestimmten Tage war er früh auf, weckte sein Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er selbst holte seinen Sonntagsrock herbei und rief zum Fenster hinaus: „Hans, spann' an!" —

„Mann, was hast Du vor?" fragte die Frau, „es ist heute weder Feiertag, noch ein Kirchweihfest, was macht Dich so guten Muthes, daß Du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkest Du uns hinzuführen?"

Er antwortete: „Ich will mit Euch die reichen Vettern jenseit des Gebirges heimsuchen und dem Gläubiger, der mir durch den Vorschuß wieder aufgeholfen hat, Schuld und

Zins bezahlen, denn heute ist der Zahltag." — Das gefiel der Frau wohl; sie putzte sich und die Kinder stattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstande bekämen und sich ihrer nicht schämen dürften, band sie eine Schnur gekrümmter Ducaten um den Hals. Veit rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und da alles in Bereitschaft war, setzte er sich auf mit Frau und Kind. Hans peitschte die vier Hengste an, und muthig trabten sie über das Blachfeld nach dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß die anderen Gleiches thun; dann gebot er dem Knecht: „Hans, fahr' gemachsam den Berg hinan, oben bei den drei Linden sollst Du unser warten, und ob wir auch lange ausbleiben, so laß Dich's nicht anfechten, laß die Pferde verschnaufen und einstweilen grasen; ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas weiter, doch lustig zu wandeln!"

Darauf schlug er sich in Begleitung seines Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachsenes Gebüsch und schaute hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt; sie ermahnte ihn daher, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen.

Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her und redete also: „Du wähnest, liebes Weib, daß wir zu Deiner Freundschaft ziehen; dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnt und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir auf's Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beschie-

den, Zins und Kapital ihm wieder zu erstatten. Wißt Ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl genannt!"

Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede, schlug ein großes Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und geberdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater vor Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehört, daß er ein schrecklicher Riese und Menschenfresser sei. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Berggeist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sei, und was er mit ihm in der Höhle verhandelt habe, pries seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die hellen Thränen über die gebräunten Backen herabträufelten. „Wartet hier", fuhr er fort, „jetzt geh' ich hin in die Höhle, mein Geschäft abzumachen. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange ausbleiben, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn zu Euch. Scheuet Euch nicht, Eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist; er thut Euch nichts zu Leide und freut sich seiner guten That und unsers Danks gewiß! Seid nur beherzt, er wird Euch goldene Aepfel und Pfeffernüsse austheilen."

Ob nun gleich das ängstliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten und, da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen versuchten; so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen los, drang in den dichtverwachsenen Busch und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl in's Gedächtniß geprägt hatte; die alte, halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren

gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versuchte auf alle Weise sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen; er sollte, meint' er, sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief so laut er nur konnte: „Geist des Gebirges, nimm hin, was Dein ist!" Doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Seckel wieder umzukehren.

Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudevoll entgegen; er war mißmuthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an den Schuldherrn abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun zu thun sei.

Da fiel ihm sein altes Wagestück wieder ein. „Ich will," sprach er, „den Berggeist bei seinem Spottnamen rufen, wenn's ihn auch verdrießt; mag er mich bläuen und zupfen, wie er Lust hat; wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß." Darauf schrie er aus Leibeskräften: „Rübezahl! Rübezahl!" Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen und wollte ihm den Mund zuhalten; doch er ließ sich nicht wehren und rief immer lauter: „Rübezahl! Rübezahl!" Plötzlich drängte sich der jüngste Bube an die Mutter heran und schrie angstvoll: „Ach, der schwarze Mann!" Getrost fragte Veit: „Wo?" — „Dort lauscht er hinter jenem Baum hervor;" und alle Kinder krochen zusammen, bebten vor Furcht und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten; kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familie trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der Landstraße hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das be-

wegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weitausgestreckten Aeste der Eichen, trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem lustigen Spiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich erfreuten und nach den Blättern haschten, mit denen der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der jüngste Bube Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Darum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte. Weil's nun ein schöner weißer Bogen war und der haushälterische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er vor drei Jahren dem Berggeist ausgestellt hatte; er war von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: „Zu Dank bezahlt."

Wie das Veit las, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: „Freue Dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesammt, freuet Euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehört; unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren!"

Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau großes Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die geizigen Vettern, welche ihren braven Mann so bitter gekränkt hatten, zu beschämen, so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und

hielten bei dem nämlichen Bauernhofe an, aus welchem Veit vor drei Jahren war hinausgestoßen worden. Er pochte dies Mal ganz herzhaft an und fragte nach dem Hauswirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeinde. Veit übernachtete mit seiner ganzen Familie bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das alles weitläufiger erzählte. Tages darauf kehrte er in seine Heimat und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher, wohlbehaltener Mann sein Leben lang.

Mutter Isse.

So sehr sich's auch der ehrliche Veit hatte angelegen sein lassen, den wahren Ursprung seines Glücks zu verhehlen, um nicht andere anzureizen, den Gebirgsherrn um ähnliche Spenden mit dreister Zudringlichkeit zu überlaufen, so wurde die Sache doch endlich ruchbar; denn wenn das Geheimniß des Mannes der Frau zwischen den Lippen schwebt, weht es das kleinste Lüftchen fort, wie eine Seifenblase vom Strohhalm; Veitens Frau vertraut's einer verschwiegenen Nachbarin, diese ihrer Gevatterin, diese ihrem Herrn Pathen, dem Dorfbarbier, und der allen seinen Bartkunden; so kam's im Dorfe und hernach im ganzen Kirchspiele herum. Da spitzten die verdorbenen Hauswirthe, die Lungerer und Müßiggänger das Ohr, zogen schaarenweise in's Gebirge, riefen den Berggeist und hoben an, ihn zu beschwören durch allerlei Sprüche; zu ihnen gesellten sich Schatzgräber und Landstreicher, die das Gebirge durchkreuzten, allenthalben die Erde aufwühlten und den Schatz in der Braupfanne zu heben vermeinten. Rübezahl ließ sie eine Zeitlang ihr Wesen treiben, wie sie Lust hatten, achtete es der Mühe nicht werth, sich über die Tagediebe zu erzürnen, trieb nur seinen Spott mit ihnen, ließ zur Nachtzeit hier und dort ein blaues Flämmchen auflodern, und wenn

die Laurer kamen, ihre Mützen und Hüte darauf warfen, ließ er sie manchen schweren Geldtopf ausgraben, den sie mit Freuden heimtrugen, neun Tage lang stillschweigend verwahrten, und wenn sie nun hinkamen, den Schatz zu besehen, fanden sie Scherben und Steine im Topf. Gleichwohl ermüdeten sie nicht, das alte Spiel immer wieder anzufangen und neuen Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiete hinaus und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämlich, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, auch selten ohne Staupe entrann, und der Name Rübezahl wurde nicht mehr gehört im Gebirge seit Menschen Gedenken.

Eines Tages sonnte sich der Berggeist an der Hecke seines Gartens; da kam eine Frau ihres Weges daher, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines führte sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub für's Vieh holen. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern, wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, und wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in eine Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indeß wurde den Kleinen die Zeit lang, und sie fingen an, heftig zu schreien. Alsbald verließ Mutter Ilse ihre Geschäfte, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf und ging wieder an ihre Arbeit.

Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer,

sie fingen ihr Geschrei von Neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel Rübezahl ungemein wohl. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durch nichts befriedigen lassen, war ein störrischer, eigensinniger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld: „Rübezahl!“ rief sie, „komm und friß mir den Schreier!“

Augenblicklich versichtbarte sich der Berggeist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist Dein Begehr?“ — Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrecken; da sie aber ein frisches, herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief Dich nur,“ sprach Ilse, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich Deiner nicht, sei bedankt für Deinen guten Willen.“ — „Weißt Du auch,“ entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte Dich beim Wort; gieb mir Deinen Schreier, daß ich ihn fresse; so ein leckerer Bissen ist mir lange nicht vorgekommen.“

Darauf streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Habicht hoch über dem Dache in den Lüften schwebt oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkeren Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel Ilse dem schwarzen Köhler muthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt Du mir erst aus dem Leibe reißen, eh' Du mir mein Kind raubest.“

Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht

versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück: dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste Dich nicht! Ich bin kein Menschenfresser, wie Du wähnest, will Dir und Deinen Kindern auch kein Leides thun; aber laß mir den Knaben! Der Schreier gefällt mir, will ihn halten wie einen Junker, ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen; der Vater und Brüder einst ernähren soll. Fordere hundert Thaler, ich zahle sie Dir."

„Ha!" lachte das rasche Weib, „gefällt Euch der Junge? Ja, das ist ein Junge wie'n Daus, der wäre mir nicht um aller Welt Schätze feil."

„Thörin!" versetzte Rübezahl, „hast Du nicht noch drei Kinder, die Dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und Dich mit ihnen plagen Tag und Nacht."

„Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude."

„Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen!"

„Wahrlich, Herr, Ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. — Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist er's nicht gewesen, der geschrieen hat. — Ach, hätte ich doch hundert Hände, die Euch heben und tragen und für Euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!"

„So! hat denn Dein Mann keine Hände, die arbeiten können?"

„O ja, die hat er! Er rührt sie auch, und ich fühl's zuweilen."

„Wie? Dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen Dich aufzuheben? Gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!"

„Da hättet Ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen; die Männer sind eine schlimme Nation; drum heißt's: Eh'stand, Weh'stand; muß mich drein ergeben; warum hab' ich gefreit!"

„Nun ja, wenn Du wußtest, daß die Männer eine schlimme Nation sind, so war's auch ein dummer Streich, daß Du freitest."

„Das mag wohl sein! Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heiratsgut. Da kam er zu mir, begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildemanns-Thaler als Draufgeld, und der Handel war abgemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder abgenommen, aber den wilden Mann hab' ich noch."

Der Berggeist lächelte. „Vielleicht hast Du ihn wild gemacht durch deinen Starrsinn."

„O, den hat er mir schon ausgetrieben! Aber Steffen ist ein Knauser; wenn ich ihm einen Groschen abfordere, so rasaunt er im Hause ärger als Ihr zu Zeiten im Gebirge, wirft mir meine Armuth vor, und da muß ich schweigen. Wenn ich ihm eine Aussteuer zugebracht hätte, wollt' ich ihm schon den Daumen auf's Auge halten."

„Was treibt Dein Mann für ein Gewerbe?"

„Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch sauer werden lassen; schleppt doch der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; doch das muß man ertragen."

„Du kannst den Mann noch lieben, der Dir so übel mitspielt?"

„Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden Alles gut machen und uns mal lohnen, wenn sie groß sind."

„Leidiger Trost! Die Kinder danken selten den Eltern Müh' und Sorgen! Die Jungen werden Dir den letzten Heller auspressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt, und dann werden sie vom Feind erschlagen!"

„Ei nun, das kümmert mich auch nicht: werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für's Vaterland in ihrem Beruf; können aber auch Beute machen und die alten Eltern pflegen." —

Hierauf erneuerte der Berggeist den Knabenhandel nochmals; doch Ilse würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Schnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollte er weiter gehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib mit dem Korb nicht in die Höhe konnte, rief sie ihn zurück: „Ich habe Euch einmal gerufen," sprach sie, „helft mir nun auch auf, und wenn Ihr ein Uebriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der Euch gefallen hat, einen Groschen zu einem Paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrod aus Böhmen mitbringen." — Der Berggeist antwortete: „Aufhelfen will ich Dir wohl; aber giebst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben." — „Auch gut!" versetzte Ilse und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, desto schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte ausruhen mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub gezaubert; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte und raffte noch so viel Laub

in ein großes Tuch, als sie darein fassen konnte; aber bald ward ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals den Korb leichter machen, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochgethürmte Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Demungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Zicklein das frische Futter vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und die wachen Kleinen, die mit lauter Stimme ihr Frühstück heischten, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie ging zuerst mit dem Melkeimer ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckensvoller Anblick! Das gute, nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, hart und steif hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Zicklein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge heraus, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttelte. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirthschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der sterbenden Thiere nicht ansehen, und seufzte tief: „Ich unglückliches Weib, was fang' ich an! Und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt!" —

Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen. „Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen, und was sind deine Kinder?" Sie schämte sich ihrer Uebereilung; laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder; der liebe Gott wird

uns nicht verlassen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen absetzt, was ist's mehr als ein böses Stündlein? Habe ich doch nichts verwahrlost! Die Ernte steht bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und habe ich die, so wird's auch nicht an Zicklein fehlen.

Indem sie das bei sich dachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättchen, das flitterte und blinkte so hell, so hochgelb wie gediegen Gold; sie hob es auf, besah's, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Krämersfrau, zeigte ihr den Fund mit großer Freude, und diese erkannte es für reines Gold, handelte es ihr ab und zählte ihr dafür zwei Doppelthaler baar auf den Tisch. Vergessen war nun all' ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nie im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Bretzel und Butterkringel für die Kinder, und beim Fleischer eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käme. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte! Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschaar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einem bösen Geist verhexte Vieh bei Seite zu schaffen und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen, damit er, nach der Reise Last und Mühe, nicht gleich von schweren Sorgen gedrückt würde. Doch ihr Erstaunen ging über alles, als sie von Ungefähr in den Futtertrog sah und einen ganzen Haufen goldner Blätter darin erblickte. Am Ende, dachte sie, sind deine Zicklein an dieser unver-

daulichen Kost gestorben. Geschwind schärfte sie das Küchenmesser, öffnete den Leichnam der alten Ziege und fand im Magen einen Klumpen Gold, so groß als ein Apfel, und ebenso kleinere Klümpchen Gold in den Magen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch alsbald empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben; sie wurde unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wissen lassen, aus gerechter Besorgniß, daß er, vom Wuchergeist angetrieben, den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen möchte. Sie sann lange, wie sie's klug damit anstellen könne, und fand keinen Rath.

Der Pfarrer im Dorfe war ein menschenfreundlicher Mann, der die Unterdrückten beschützte, den Wittwen und Waisen hülfreich beistand, und keinerlei Ungerechtigkeit in seiner Gemeinde duldete. Auch den mürrischen Steffen hatte er nie geschont, wenn der poltrige Haustyrann sein braves Weib gekränkt hatte. Ilse nahm also ihre Zuflucht zu dem trostreichen Seelenpfleger, berichtete ihm unverhohlen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen, und was sie dabei für Anliegen habe, und bezeugte die Wahrheit ihrer Aussage durch den Schatz, den sie bei sich trug. Der Pfarrer bekreuzigte sich über das Wunderbare dieser Begebenheit, freute sich aber zugleich über das Glück des armen Weibes, und rückte sein Käpplein hin und her, für sie guten Rath zu suchen, um ohne Aufsehen sie im ruhigen Besitz ihres Reichthums zu erhalten und auch Mittel auszufinden, daß der zähe Steffen sich desselben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange nachgesonnen hatte, redete er also: „Hör' an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles.

Wäge mir das Gold zu, daß ich's Dir treulich aufbewahre; dann will ich einen Brief schreiben in welscher Sprache, der soll dahin lauten: Dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst verstorben, und habe all sein Gut Dir im Testament vermacht, unter der Bedingung, daß der Pfarrer des Kirchspiels Dich bevormunde, damit es Dir allein und keinem andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von Dir; nur gedenke, daß Du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den Dir der Himmel bescheert hat, und gelobe ein reiches Meßgewand in die Sacristei!" — Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich; sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis auf ein Quentchen aus, legte es in den Kirchenschatz, und Ilse schied mit leichtem und frohem Herzen von ihm. —

Obgleich Rübezahl alle Frauen und Mädchen haßte, seitdem ihn die schöne Emma mit dem Rübenzählen angeführt hatte, so stimmten ihn doch seine Launen zuweilen mild gegen ein schutzbedürftiges Weiblein, und gern war er dann zur Hülfe bereit. So sehr die wackere Ilse durch ihre Gesinnungen und ihr Benehmen seine Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, und trug großes Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß es ihm angst und weh dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu machen, daß er seiner Frau unterthan würde, und sie ihm nach Wunsche den Daumen aufs Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Kundschafter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her und forschte nach seiner Ladung. Zum Glück führte

kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er Schaden und Spott gehabt, ohne auf Ersatz hoffen zu dürfen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesem scharfen Auslugen konnte ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger, frischer Mann angeschritten, mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen, sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Rübezahl freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewiß war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, dann ging es bergab nach der Heimat zu; darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen, aber der Berg war steil, und die Last war schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stand. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreichte er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner, gerader Pfad führte zu dessen Abhang.

Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum, und der Ueberrest des Stammes stand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie eine Tischplatte. Ringsumher grünte saftiges Gras. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier überdachte er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare diesmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen ins Haus verwendete, und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleidung sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem

Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel zu kaufen und zu befrachten. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm in diesem Augenblick, wo seine Schultern oben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie es bei frohen Aussichten sehr natürlich ist, weiter nachhing. Ist einmal der Esel da, dachte er, so soll mir bald ein Pferd daraus werden, und hab' ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, worauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse einen neuen Rock haben.

So weit hatte er seine Luftschlösser erbaut, da tummelte Rübezahl plötzlich seinen Wirbelwind um den Holzstock herum und stürzte mit einem Mal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerbrach. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch Klotz und Baum verschwunden waren, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. „O!" wehklagte er, „Rübezahl, du Schadenfroh, was habe ich Dir gethan, daß Du mein Stückchen Brod mir nimmst, das ich mit saurem Schweiß und Blut verdiene. Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit!" Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. „Halunke," rief er, „komm und erwürge mich, nachdem Du mir mein Alles auf der Welt genommen hast!" In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth, als ein zerbrochenes Glas; Rübezahl ließ indessen nichts weiter von sich sehen und hören.

Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er

nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammenzulesen, um auf der Glashütte wenigstens ein paar Wassergläser zum Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Schiffsherr, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, ging er das Gebirge hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken herum, doch machte er zwischendurch auch mancherlei Pläne, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußte er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdachte er diesen Kniff, seines Verlustes daheim gar nicht zu erwähnen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich ins Haus zu schleichen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waaren zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit dem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Scherbensammler nahe beim Dorfe in einen Busch und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölf machte er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen und schlich mit Herzpochen zum Ziegenstalle, er hatte doch Furcht und Scheu vor seinem Weibe, auf einer unrechten That sich ertappen zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, was ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öde und wüste; da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege

noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeinte er, es habe ihm bereits ein Diebskamerad vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm; denn ein Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit. —

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe Alles fleißig beschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhieß, eine Flasche Wein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft seines Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingung er daran Genuß und Antheil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster hinaus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht herein brach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in ihr stilles Kämmerlein, ohne daß sie an's Abendbrot dachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen, matten Schlummer fiel.

Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht getraute, an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an und rief mit wehmüthiger Stimme: „Liebes Weib, erwache und thue auf Deinem Manne!“ Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalste ihren Mann mit Freuden; er aber erwiderte diese herzigen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab und warf sich mißmuthig auf die Ofenbank.

Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, ging's ihr an's Herz. „Was fehlt Dir, lieber Mann," sprach sie bestürzt, „was hast Du?" Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursache des Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnte er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht desselben und konnte sich des Lachens nicht erwehren, was Steffen bei ruhigem Gemüth ihr übel gelohnt haben würde. Jetzt rügte er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter, und fragte nur ängstlich nach den Ziegen. Ilse merkte daran gleich, daß der Haustyrann schon allenthalben umher spionirt hatte. „Was kümmert Dich mein Vieh?" sprach sie, „hast Du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß Dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme Dich nicht; wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür giebt." — „Da kannst Du lange warten," sprach der Hoffnungslose. — „Ei nun," versetzte Ilse, „unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! Hast Du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu ernähren; das ist unser ganzer Reichthum." — „Ach, daß es Gott erbarme!" rief der bedrängte Mann, „sind die Ziegen fort, so trage die vier Bälge nur gleich in's Wasser, nähren kann ich sie nicht." — „Nun, so kann ich's," sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein; er hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung mit angehört, nahm das Wort, hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewissen genugsam geschärft hatte, verkündigte er ihm nun auch die Nachricht von der reichen

Erbschaft des Weibes, zog den welschen Brief heraus und übersetzte ihm daraus, daß er als Ortspfarrer zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei und die Hinterlassenschaft des verstorbenen Schwagers bereits in seiner Hand habe.

Steffen stand da wie ein stummer Oelgötz', konnte nichts als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder einigermaßen zur Besinnung gelangt war, fiel er dem trauten Weibe herzig in die Arme und versicherte sie seiner treuen Liebe.

Steffen wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder, und dabei ein fleißiger, ordentlicher Hauswirth; denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Geld in klingende Münze und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirthschafteten ihr Leben lang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das ihm anvertraute Kapital so gewissenhaft als den Kirchenschatz und nahm keinen andern Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann und diente im Heere des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

Die Gräfin.

Seitdem Mutter Ilse von Rübezahl so großmüthig bedacht worden war, ließ er lange Zeit nichts wieder von sich hören. Zwar trug sich das Volk mit allerlei Wundergeschichten, welche die Einbildungskraft der Hausmütter an geselligen Winterabenden so lang und fein ausspann als den Faden am Rocken; es war aber eitel Fabelei, zur Kurzweil ausgedacht. Der Gräfin Cäcilia war die letzte Begegnung mit dem Berggeist aufbehalten, bevor er seine jüngste Hinabfahrt in die Unterwelt antrat. Diese Dame, mit Gicht und mancherlei Krankheiten beladen, machte nebst zwei gesunden, blühenden Töchtern die Reise nach Karlsbad. Die Mutter verlangte so sehr nach der Badekur, daß sie sonder Rast Tag und Nacht reisten. Da traf es sich, daß sie gerade mit Sonnenuntergang in's Riesengebirge gelangten. Es war ein schöner, warmer Sommerabend, kein Lüftchen regte sich. Der nächtliche Himmel, mit funkelnden Sternen besäet, die goldene Mondsichel, deren sanftes Licht die schwarzen Schatten der hohen Fichten milderte, und die beweglichen Funken unzähliger leuchtender Insekten, die in den Gebüschen scherzten, gaben die Beleuchtung zu einer der schönsten Naturscenen, wiewohl die Reisegesellschaft wenig davon wahrnahm; denn die Mutter war, da

es gemachsam bergan ging, von der schaukelnden Bewegung des Wagens in sanften Schlummer gewiegt worden, und die Töchter nebst der Dienerin hatten sich jede in ein Eckchen gedrückt und schlummerten gleichfalls. Nur dem wachsamen Johann kam auf der hohen Warte des Kutschbockes kein Schlaf in die Augen. Alle Geschichten von Rübezahl, die er vor Zeiten mit so großer Spannung angehört hatte, kamen ihm jetzt auf dem Schauplatz dieser Abenteuer wieder in den Sinn, und er hätte wohl gewünscht, nie etwas davon gehört zu haben. Ach, wie sehnte er sich nach dem sichern Breslau zurück, wohin sich nicht leicht ein Berggeist wagte! Er sah schüchtern nach allen Seiten umher und durchlief mit den Augen alle Himmelsgegenden, und sah er nun etwas, das ihm bedenklich erschien, so lief ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunter, und die Haare stiegen ihm zu Berge. Zuweilen ließ er seine Besorgnisse den Schwager Postillon merken und forschte mit Fleiß von ihm, ob's auch geheuer sei im Gebirge. Wiewohl ihm dieser nun versicherte, daß er ihn mit heiler Haut nach Karlsbad bringen werde, so bangte ihm doch das Herz unabläßig.

Nach einer langen Pause der Unterredung hielt der Postillon die Pferde an, murmelte etwas zwischen den Zähnen und fuhr weiter, hielt nochmals an und wiederholte dies mehrere Male. Johann, der seine Augen fest geschlossen hatte, ahnete nichts Gutes, blickte schüchtern auf und sah mit Entsetzen in der Weite eines Steinwurfs vor dem Wagen eine pechrabenschwarze Gestalt daher wandeln, von übermenschlicher Größe, mit einem weißen spanischen Halskragen angethan, und das Bedenklichste bei der Sache war, daß der Schwarzmantel keinen Kopf hatte.

Hielt der Wagen, so stand der Wanderer, und regte der Kutscher die Pferde an, so ging er auch weiter. „Schwager, siehst Du was?" rief der zaghafte Tropf vom hohen Sitz

herab mit berganstehendem Haar. — „Freilich seh' ich was," antwortete dieser ganz kleinlaut; „aber schweig' nur, daß es uns nicht hört." — Johann waffnete sich mit allen Stoßgebetlein, die er wußte, und schwitzte dabei vor Angst kalten Todesschweiß. Und wie ein Blitz, wenn's in der Nacht wetterleuchtet und der Donner noch in der Ferne rollt, schon das ganze Haus rege macht, und jeder sich durch das Zusammensein mit den Hausgenossen vor der gefürchteten Gefahr zu sichern glaubt, so suchte aus dem nämlichen Trieb der verzagte Diener Trost und Schutz bei seiner schlummernden Herrschaft und klopfte heftig ans Fenster. Die erwachende Gräfin, unwillig, daß sie aus ihrem sanften Schlaf gestört wurde, fragte: „Was giebt's?" — „Ihre Gnaden, schaun Sie einmal aus," rief Johann mit zagender Stimme, „dort geht ein Mann ohne Kopf." — „Dummkopf, der Du bist," antwortete die Gräfin, „was träumt Deine Phantasie für Fratzen! und wenn dem so wäre," fuhr sie scherzhaft fort, „so ist ja ein Mann ohne Kopf, d. h. ohne Verstand, keine Seltenheit, es giebt deren in Breslau und außerhalb genug." — Die Fräuleins fanden indessen an dem Witz der gnädigen Mama diesmal kein Gefallen; ihr Herz war beklommen vor Schrecken, sie schmiegten sich schüchtern an die Mutter an, bebten und jammerten: „Ach, das ist Rübezahl, der Bergmönch!" — Die Dame aber, die sehr freidenkend war, strafte die Fräuleins dieser abergläubischen Vorurtheile halber, bewies, daß alle solche Gespenster- und Spukgeschichten die Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft wären, und erklärte die Geister-Erscheinungen sammt und sonders aus natürlichen Ursachen.

Ihre Redefertigkeit war eben in vollem Gange, als der Schwarzmantel, der auf einige Augenblicke dem ängstlichen Diener aus den Augen geschwunden war, wieder aus dem Busch hervor an den Weg trat. Da war nun deutlich wahrzunehmen, daß Johann falsch gesehen hatte; der ge-

spenstische Wandersmann hatte allerdings einen Kopf, nur daß er ihn nicht wie gewöhnlich zwischen den Schultern, sondern wie einen Schoßhund im Arme trug. Dieses Schreckbild, nur drei Schritte entfernt, erregte innerhalb und außerhalb des Wagens großes Entsetzen. Die holden Fräuleins und die Zofe, welche sonst nicht gewohnt war mit einzureden, wenn ihre junge Herrschaft das Wort führte, thaten wie aus einem Munde einen lauten Schrei, ließen den seidenen Vorhang herabrollen, um nichts zu sehen, und verbargen ihr Angesicht wie der Vogel Strauß, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Die Mutter schlug mit stummem Schrecken die Hände zusammen, und Johann, auf den der furchtbare Schwarzmantel ein besonderes Absehen gerichtet zu haben schien, erhob in der Angst seines Herzens das gewöhnliche Feldgeschrei, womit ängstliche Seelen solche Erscheinungen zu begrüßen pflegen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Doch ehe er ausgeredet hatte, schleuderte ihm das Ungethüm den abgehauenen Kopf gegen die Stirn, daß er plötzlich von seinem hohen Sitz herabstürzte; in dem nämlichen Augenblick lag auch der Postillon durch einen kräftigen Keulenschlag zu Boden gestreckt, und der Schwarzmantel keuchte aus hohler Brust in dumpfem Tone die Worte aus: „Nimm das von Rübezahl, dem Grenzvogt des Gebirges, daß Du ihm ins Gehege fuhrst! Verfallen ist mir alles, Geschirr und Ladung.“ Hierauf schwang sich das Gespenst auf den Sattel, trieb die Pferde an und fuhr bergab, bergan, über Stock und Stein, daß vor dem Rasseln der Räder und dem Schnauben der Rosse von dem Angstgeschrei der Damen nichts hörbar war.

Urplötzlich vermehrte sich die Gesellschaft um eine Person; ein Reiter trabte ganz unbefangen neben dem Fuhrmann vorbei und schien es gar nicht zu bemerken, daß diesem der Kopf fehle; er ritt vor dem Wagen her, als wenn er dazu

gedungen wäre. Dem Schwarzmantel schien diese Gesellschaft eben nicht zu behagen, er lenkte nach einer anderen Seite hin, der Reiter that dasselbe, und so oft auch jener aus dem Wege bog, so konnte er den lästigen Geleitsmann nicht los werden, der wie zum Wagen gebannt war. Das nahm den Fuhrmann groß Wunder, besonders da er deutlich wahrnahm, daß der Schimmel des Reiters einen Fuß zu wenig hatte. Es wurde ihm auf dem Sattelgaule gar nicht wohl zu Muthe, und er fürchtete, seine Rübezahlsrolle dürfte bald ausgespielt sein, da der wahre Rübezahl sich ins Spiel zu mischen schien.

Nach Verlauf einiger Zeit drehte sich der Reiter um, sodaß er dicht neben den Fuhrmann kam, und fragte ihn ganz traulich: „Landsmann ohne Kopf, wo geht die Reise hin?" — „Wo wird's hingehen?" antwortete der kopflose Kutscher mit furchtbarem Trutz; „Ihr seht, der Nase nach." — „Wohl!" sprach der Reiter, „laß sehen, Gesell, wo du die Nase hast!" — Drauf fiel er den Pferden in die Zügel, packte den Schwarzmantel beim Leibe und warf ihn so kräftig zur Erde, daß ihm alle Glieder dröhnten, denn das vermeintliche Gespenst hatte Fleisch und Bein, wie jedes andere Menschenkind. Behend war der Betrüger seines faltenreichen Mantels entkleidet; da kam ein wohlgeformter Krauskopf zum Vorschein, der gestaltet war wie ein gewöhnlicher Mensch. Weil sich nun der Schalk entdeckt sah und die strafende Hand seines Gegners fürchtete, auch nicht zweifelte, der Reiter sei der leibhafte Rübezahl, den er nachzuäffen sich unterfangen hatte, ergab er sich auf Gnade und Ungnade und bat flehentlich um sein Leben. „Gestrenger Gebirgsherr," sprach er, „habt Erbarmen mit einem Unglücklichen, der Schicksalsschläge von Jugend auf erfahren hat, der nie sein durfte was er wollte, der jederzeit aus den Verhältnissen mit Gewalt heraus gestoßen wurde, in welche er sich mit Mühe hinein gearbeitet

hatte, und nachdem seine Stellung unter den Menschen vernichtet ist, auch nicht einmal Gespenst sein darf."

Diese Anrede war ein Wort zu rechter Zeit; Rübezahl war gegen seinen Doppelgänger so ergrimmt, daß er ihn erdrosselt haben würde, wenn nicht seine Neugierde rege gemacht worden wäre, die Schicksale des Abenteurers zu vernehmen. „Sitz' auf, Gesell", sprach er, „und thue was Dir geheißen wird." Drauf zog er vorerst dem Schimmel den vierten Fuß zwischen den Rippen hervor, trat an den Wagenschlag, öffnete diesen und wollte die Reisegesellschaft freundlich begrüßen.

Aber drinnen war's stille wie in einer Todtengruft; der übermäßige Schrecken hatte die Reisenden so gewaltsam erschüttert, daß alle, von der gnädigen Frau bis auf die Zofe, in ohnmächtigem Hinbrüten dalagen. Der Berggeist wußte indessen bald Rath zu schaffen, er schöpfte aus dem vorüberrieselnden Bächlein einer frischen Bergquelle seinen Hut voll Wasser, sprengte den Damen davon ins Gesicht, hielt ihnen ein Riechfläschchen vor, rieb ihnen mit der duftenden Flüssigkeit die Schläfe und brachte sie wieder ins Leben. Sie schlugen eine nach der andern die Augen auf und erblickten einen wohlgestalten Mann von unverdächtigem Ansehn, der durch seine Dienstbeflissenheit sich bald Zutrauen erwarb. „Es thut mir leid, meine Damen," redete er sie an, „daß Sie in meinem Gerichtsbezirk von einem verkleideten Bösewicht belästiget worden sind, der ohne Zweifel die Absicht hatte, Sie zu berauben; aber Sie sind in Sicherheit, ich bin der Oberst von Riesenthal. Erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Wohnung geleite, die nicht fern ist." — Diese Einladung kam der Gräfin sehr gelegen, sie nahm solche mit Freuden an; der Krauskopf bekam Befehl fortzufahren und gehorchte mit zagender Bereitwilligkeit. Um den Damen Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, gesellte sich ihr Beschützer wieder zum Fuhrmann, hieß ihn bald rechts, bald

links wenden, und dieser bemerkte ganz deutlich, daß der Ritter zuweilen eine von den herumschwirrenden Fledermäusen zu sich berief und ihr geheime Befehle ertheilte, was sein Grausen noch vermehrte.

In Zeit einer Stunde blinkte in der Ferne ein Lichtlein, daraus wurden zwei und endlich vier; es kamen vier Jäger herangesprengt mit brennenden Fackeln, die ihren Herrn, wie sie sagten, ängstlich gesucht hatten und erfreut schienen ihn zu finden. Die Gräfin war nun wieder in vollem Gleichmuthe, und da sie sich außer Gefahr sah, dachte sie an ihren ehrlichen Diener Johann und den Postillon und war um ihr Schicksal bekümmert. Sie eröffnete ihrem zuvorkommenden Begleiter dieses Anliegen, der alsbald zwei von den Jägern fortschickte, die beiden Unglückskameraden aufzusuchen und ihnen den nöthigen Beistand zu leisten. Bald darauf rollte der Wagen durchs düstere Burgthor in einen geräumigen Vorhof hinein und hielt vor einem herrlichen Palast, der ganz erleuchtet war. Der angebliche Oberst bot der Gräfin den Arm und führte sie in die Prachtgemächer seines Hauses in eine große Gesellschaft ein, die daselbst versammelt war. Die Fräuleins befanden sich in keiner geringen Verlegenheit, daß sie in Reisekleidern in eine so vornehme Gesellschaft traten, ohne vorher ihren Anzug geändert zu haben.

Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen theilte sich die Gesellschaft wieder in verschiedene kleine Kreise: einige setzten sich zum Spiel, andere unterhielten sich durch Gespräche. Das Abenteuer der Damen wurde viel beredet und, wie es bei Erzählungen überstandener Gefahren gewöhnlich der Fall ist, zu einer Geschichte ausgebildet, in welcher die Frau Mutter sich gern die Rolle der Heldin zugetheilt hätte, wenn ihr hilfreicher Ritter sie nicht in ihrem ohnmächtigen Zustande gesehen hätte. Bald darauf führte der aufmerksame

Wirth einen Mann ein, der recht wie gerufen kam, es war ein Arzt, der nach dem Gesundheitszustande der Gräfin und ihrer schönen Töchter forschte, den Puls prüfte und mit bedeutender Miene mancherlei Bedenkliches ahnte. Obwohl sich die Gräfin so wohl als möglich befand, so machte ihr doch die angedrohte Gefahr für das Leben bange; denn aller Leibesbeschwerden ungeachtet, war ihr der gebrechliche Körper noch so lieb wie ein langgewohntes Kleid, das man nicht gern entbehrt, ob es gleich abgetragen ist. Auf Verordnung des Arztes verschluckte sie Pulver und Tropfen, und die gesunden Töchter mußten wider Willen dem Beispiel der besorgten Mutter folgen.

Kaum waren die ärztlichen Verordnungen erfüllt, so begab man sich zur Tafel in den Speisesaal, wo ein königliches Mahl aufgetischt wurde. Die Schenktische waren bis fast an das Deckengewölbe mit Silberwerk aufgeputzt. Es prangten da goldene und übergüldete Pokale, Schalen in Silber und anderes kostbares Geschirr. Eine herrliche Musik tönte aus dem Nebenzimmer und entzückte Ohr und Herz der Gäste. Nachdem man dem trefflichen Inhalt der Schüsseln rühmend zugesprochen hatte, ordnete der Speisemeister herrliches Obst und buntes Zuckerwerk zum leckeren Nachtisch. Das ganze Abenteuer der Gräfin war in kunstvollen Figuren von Marzipan, wie sie oft auf den Tafeln der Großen prangen, dargestellt. Die Gräfin unterließ nicht, das alles in der Stille bei sich bewundernd zu beherzigen. Sie wendete sich an ihren Stuhlnachbar, seiner Angabe nach einen böhmischen Grafen, fragte neugierig, was für ein Festtag hier gefeiert werde, und erhielt zur Antwort, daß nichts Außerordentliches vorgehe, es sei nur ein freundschaftliches Begegnen guter Bekannten, die hier zufälliger Weise zusammentrafen. Es nahm sie Wunder, von dem wohlhabenden, gastfreien Obersten von Riesenthal weder in noch außerhalb

Breslau je ein Wort gehört zu haben, und wie emsig sie auch die Namen der großen Grundbesitzer durchlief, wovon ihr Gedächtniß einen reichen Vorrath aufbewahrte, konnte sie doch diesen Namen darunter nicht ausfindig machen. Sie gedachte das von dem Wirthe selbst zu erforschen und begehrte von ihm Aufschluß und Erklärung; aber dieser wußte ihren Fragen so geschickt auszuweichen, daß sie nie mit ihm zum Zwecke kam. Geflissentlich riß er diesen Faden der Unterhaltung ab und zog die Unterredung in die luftigen Regionen des Geisterreichs hinüber. Man kam auf Rübezahl zu sprechen, und die ganze Gesellschaft betheiligte sich nach und nach an diesem Gespräch.

„Ach," rief die Gräfin, „meine eigene Geschichte ist ein augenscheinlicher Beweis, daß alles, was man von dem berufenen Berggeiste sagt, leere Träume sind. Wenn er hier im Gebirge sein Wesen hätte und die edlen Eigenschaften besäße, die ihm Fabler und müßige Köpfe zueignen, so würde er einem Schurken nicht gestattet haben, solchen Unfug auf seine Rechnung mit uns zu treiben. Aber das armselige Unding von Geist konnte seine Ehre nicht retten, und ohne den edelmüthigen Beistand des Herrn von Riesenthal hätte der freche Bube sein Spiel so weit mit uns treiben können, als er Lust hatte." —

Der Herr des Hauses hatte ruhig zugehört, ohne den Redefluß der Gräfin zu unterbrechen, jetzt nahm er das Wort. „Sie glauben nicht an Rübezahls Dasein, gnädige Frau, an seine Herrschaft in diesen Bergen; dennoch dünkt mich, ließen sich gegen Ihren letzten Beweis noch einige Einwürfe machen. Wie, wenn der fabelhafte Gebirgsgeist bei Ihrer Befreiung aus der Hand des vermummten Räubers doch mitgeholfen hätte? Wie, wenn es ihm gefallen hätte, meine Gestalt anzunehmen, um Sie unter dieser unverdächtigen Maske in Sicherheit zu bringen, und wenn ich Ihnen sagte, daß ich mich

von meinem Hause nicht einen Fuß breit entfernt habe? daß Sie durch einen Unbekannten in meine Wohnung geführt worden sind, der augenblicklich wieder verschwunden ist? Sonach wär's doch möglich, daß der Berggeist seine Ehre gerettet hätte, und daraus würde folgen, daß er nicht ganz das Unding wäre, wofür Sie ihn halten."

Diese Rede brachte die Gräfin einigermaßen außer Fassung, und die schönen Fräuleins legten vor Erstaunen die Gabel aus der Hand und sahen dem Schloßherrn starr ins Angesicht, um ihm aus den Augen zu lesen, ob das im Scherz oder Ernst gesagt sei. In diesem Augenblick wurde die Ankunft des wieder aufgefundenen Bedienten und des Postillons gemeldet. Der letztere war ebenso entzückt, als er seine vier Rappen im Stalle erblickt, wie der erstere, als er frohlockend ins Speisezimmer eintrat und daselbst seine Herrschaft vergnügt und wohlbehalten antraf. Triumphirend trug er das ungeheure Riesenhaupt des Schwarzmantels einher, durch welches er wie von einer Bombe zu Boden geschmettert worden war. Das Haupt wurde dem Arzte übergeben, um es zu untersuchen. Dieser erkannte es alsbald für einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Sand und Steinen angefüllt und durch den Zusatz einer hölzernen Nase und eines langen Flachsbartes zu einem schreckenerregenden Menschenantlitz aufgestutzt war.

Nach aufgehobener Tafel schied die Gesellschaft aus einander, da der Morgen bereits herandämmerte. Die Damen fanden ein köstlich zubereitetes Nachtlager in seidenen Prunkbetten, wo sie der Schlaf so geschwind überraschte, daß die Einbildungskraft nicht Zeit hatte, ihnen die Schreckbilder der Gespenstergeschichte wieder vorzugaukeln und ängstliche Träume anzuspinnen. Es war hoch am Tage, als die Gräfin erwachte, der Zofe klingelte und die Fräuleins weckte, die gern noch einen Versuch gemacht hätten, in den weichen Eiderdunen auch auf dem andern Ohr zu schlafen. Allein

die Mutter verlangte so sehr, die Heilskräfte von Karlsbad auf's baldeste zu versuchen, daß sie durch keine Einladung des gastfreien Hauswirthes zu bewegen war, noch einen Tag zu verweilen, so gern auch die Fräuleins dem Balle beigewohnt hätten, den er ihnen zu geben verhieß. Sobald das Frühstück eingenommen war, schickten sich die Damen zur Abreise an. Gerührt durch die freundschaftliche Aufnahme, die sie in dem Schlosse des Herrn von Riesenthal genossen hatten, der auf die höflichste Art bis an die Grenzen seines Gebietes ihnen das Geleite gab, beurlaubten sie sich mit der Verheißung, auf der Rückreise wieder einzusprechen.

Kaum war Rübezahl in seine Burg zurückgekehrt, so wurde der Krauskopf ins Verhör geführt, der unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen würden, die Nacht in einem unterirdischen Keller zugebracht hatte. „Elender Erdenwurm," redete ihn der Geist an, „was hält mich ab, daß ich Dich nicht zertrete für die in meinem Eigenthum mir zu Spott und Hohn verübte Gaukelei? Büßen sollst Du mir mit Haut und Haar für diese Frechheit."

„Großmächtiger Beherrscher des Riesengebirges," fiel der Schlaukopf ihm ein, „so begründet Eure Gerechtsame über diesen Grund und Boden sein mögen, die ich Euch nicht streitig mache, so sagt mir erst, wo Eure Gesetze angeschlagen sind, die ich übertreten habe, und dann verurtheilt mich!"

Diese Redefertigkeit und die dreiste Ausflucht, die der Gefangene seinem strengen Richter entgegen stellte, ließen einen sonderbaren und keinen gewöhnlichen Menschen in ihm vermuthen. Darum mäßigte der Berggeist seinen Unwillen einigermaßen und sprach: „Damit Du nicht sagen kannst, daß ich Dich unverhörter Sache verurtheilt habe, so rede und bekenne mir frei: wer bist Du und was trieb Dich, hier im Gebirge als ein Gespenst zu tosen?"

Das war dem Verhafteten lieb zu hören, daß er zum

Worte kommen sollte; denn er hoffte durch die getreue Erzählung seiner Schicksale sich von der verwirkten Rache des Berggeistes loszuschwatzen, oder die Strafe doch wenigstens zu mindern.

„Weiland," fing er an, „hieß ich der arme Kunz und lebte in der Stadt Lauban als ein ehrlicher Beutler kümmerlich von meiner Hände Arbeit. Obgleich meine Beutel guten Vertrieb fanden, weil die Rede ging, das Geld ruhe darinnen wohl, indem ich als der siebente Sohn meines Vaters eine glückliche Hand hätte, so widerlegte sich doch dieser Glaube durch mich selbst; mein eigener Beutel blieb immer leer. Daß aber bei meinen Kunden sich das Geld in den von mir erhandelten Beuteln so wohl erhielt, lag meinem Bedünken nach weder an der glücklichen Hand des Meisters, noch an der Güte der Arbeit, sondern an dem Zeug, aus dem ich sie gefertigt hatte: sie waren von Leder. Ihr sollt wissen, Herr, daß ein lederner Beutel das Geld allezeit fester hält als ein netzförmiger, durchlöcherter von Seide. Wem an einem ledernen Beutel genügt, der ist nicht leicht ein Verschwender, sondern ein Mann, der wie das Sprichwort sagt, den Knopf auf den Beutel hält; die durchsichtigen aber von Seide und Goldzwirn befinden sich in den Händen vornehmer Prasser, und da ist's kein Wunder, wenn sie an allen Orten ausrinnen wie ein durchlöchert Faß und, so viel man auch hineinschüttet, dennoch immer leer und ledig bleiben.

Mein Vater prägte seinen sieben Buben fleißig die goldene Lehre ein: Kinder, was Ihr thut, das treibt mit Ernst; darum trieb ich mein Gewerbe unverdrossen, ohne daß mein Nahrungsstand dadurch gefördert wurde. Es kam Theurung, Krieg und bös Geld in's Land; meine Mitmeister dachten: Leicht Geld, leichte Waare; ich aber dachte: Ehrlich währt am längsten, gab gute Waare für schlecht Geld, arbeitete

mich an den Bettelstab, ward in den Schuldthurm geworfen, aus der Innung gestoßen und, als mich meine Gläubiger nicht länger ernähren wollten, ehrlich des Landes verwiesen.

Auf dieser Wanderschaft ins Elend begegnete mir einer meiner alten Kunden; er ritt auf einem stolzen Roß stattlich einher, rief mich an und höhnte mich: „Du Pfuscher, Du Lump, bist, sehe ich wohl, Deiner Kunst nicht Meister, verstehst sie gar schlecht, machst den Topf und kannst nicht drin kochen, hast Leder und keinen Leisten dazu, machst so herrliche Beutel und hast kein Geld." — „Höre, Gesell", antwortete ich dem Spötter, „Du bist ein elender Schütz, trifft mit Deinen Pfeilen nicht ans Ziel. Es sind mehr Dinge in der Welt, die zusammen gehören, und die man nicht bei einander findet; hat mancher einen Stall und kein Pferd hineinzuziehen, oder eine Scheuer und keine Garben auszudreschen, einen Brodschrank und kein Brod, oder einen Keller und keinen Haustrunk, und so sagt auch das Sprichwort: „Einer hat den Beutel, der andere hat das Geld." — „Besser ist doch beides zusammen," versetzte jener; „bist Du gesonnen bei mir in die Lehre zu treten, so will ich einen vollkommenen Meister aus Dir machen, und weil du das Beutelmachen so wohl verstehst, will ich Dich auch lehren, den Beutel zu füllen; denn ich bin ein Geldmacher meines Handwerks: da nun beide Professionen einander in die Hand arbeiten, ist's billig, daß die Kunstverwandten gemeine Sache machen." — „Wohl", sprach ich, „seid Ihr ein zünftiger Meister in irgend einer Münzstadt, so mag's drum sein; aber münzt Ihr auf Eure eigene Rechnung, so ist's halsbrechende Arbeit, die mit dem Galgen lohnt, dann scheide ich davon." — „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt", sprach er, „und wer bei der Schüssel sitzt und nicht zulangt, der mag darben. Am Ende läuft's auf eins hinaus, ob du erstickst oder verhungerst, einmal muß es doch gestorben sein." — „Nur mit Unterschied", fiel ich ihm ein,

„ob einer als ein ehrlicher Mann stirbt oder als ein Uebelthäter.“ —

Doch der Mann hatte eine Gabe zu überreden, daß ich mir seinen Vorschlag gefallen ließ. Ich fand mich bald ins Handwerk, war eingedenk der väterlichen Lehre, mein Geschäft mit Ernst zu treiben, und erfuhr, daß die Geldmacherkunst besser und gemächlicher nähre, als das Beutlerhandwerk. Aber im besten Fortgang unserer Fabrik wurden wir entdeckt und kamen zur Strafe auf den Festungsbau, laut Urtheil und Recht, auf Lebenszeit.

Hier lebte ich einige Jahre als Sträfling, bis ein Werbeofficier mich befreite und mir, anstatt für den König zu karren, den edleren Beruf gab, als Soldat für ihn zu fechten. Mit diesem Tausch war ich wohl zufrieden; ich nahm mir nun vor, ganz Soldat zu sein, zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus, war immer der erste beim Angriff, und wenn wir retirirten, war ich so gewandt, daß mich der Feind nie einholen konnte. Das Glück wollte mir wohl, schon führte ich eine Rotte Reiter an und hoffte bald höher zu steigen. Da ward ich einmal auf Fouragirung ausgeschickt und befolgte diesen Befehl so streng und pünktlich, daß ich nicht nur Speicher und Scheuern, sondern auch Kisten und Kasten in Häusern und Kirchen ausräumte. Zum Unglück war's in Freundes Land, das gab großen Lärm; gehässige Leute nannten mein gehorsames Vorgehen eine Plünderung, man machte mir den Proceß, ich mußte durch eine Gasse von fünfhundert Mann Spießruthen laufen und wurde aus dem ehrsamen Stande ausgestoßen, in welchem ich gedachte mein Glück zu machen.

Jetzt wußte ich keinen andern Rath, als wieder zu meinem ersten Gewerbe als Beutler zu greifen; aber es fehlte mir an Baarschaft, Leder einzukaufen, und jeder Versuch, Geld zu erhalten, mißlang. So trieb ich mich hungernd und

bettelnd auf dem Lande herum. Hier traf sich's, daß die Gräfin gerade durch den Flecken reiste, wo ich meinen Aufenthalt hatte; es war etwas an ihrem Wagen zerbrochen, das wieder ausgebessert werden mußte, und unter mehreren müßigen Leuten, welche die Neugierde trieb, nach der fremden Herrschaft zu gaffen, trat ich auch mit unter den Haufen und machte Bekanntschaft mit dem Bedienten, der mir in der Einfalt seines Herzens anvertraute, daß ihm vor Euch, Herr Rübezahl, gewaltig bange sei, weil wegen des Verzugs die Reise nun in der Nacht durchs Gebirge gehen würde. Das brachte mich auf den Einfall, die Zaghaftigkeit der Reisegesellschaft zu benutzen und in der Geisterwelt meine Kunst zu versuchen. Ich schlich mich seitab in die Wohnung meines Wirthes, des Dorfküsters, der eben abwesend war, bemächtigte mich seiner Amtskleidung, eines schwarzen Mantels; zugleich eignete ich mir einen Kürbis an, der zum Aufputz des Kleiderschrankes diente.

Mit dieser Zurüstung und einem handfesten Knittel versehen, begab ich mich in den Wald und legte dort meine Verkleidung an. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, ist Euch genugsam bekannt, und daß ich ohne Eure Dazwischenkunft meinen Meisterstreich glücklich ausgeführt hätte, ist außer Zweifel; mein Spiel war bereits gewonnen. Nachdem ich mich der beiden feigen Burschen entledigt hatte, war meine Absicht, den Wagen tief in den Wald hineinzufahren und, ohne den Damen das Geringste zu Leide zu thun, um ihre Baarschaft und ihr Geschmeide zu bitten, ihnen eine glückliche Reise anzuwünschen und mich bestens zu empfehlen. Doch Ihr verdarbt mir Alles; jetzt habe ich mich Euch auf Gnade und Ungnade ergeben und befinde mich in Eurer Gewalt; ich hoffe, daß meine offenherzige Erzählung Euern Unwillen mildern werde. Euch wär's ein Kleines, einen ehrlichen Kerl aus mir zu machen. Wenn

Ihr mich, mit einem guten Zehrpfennig aus Eurer Braupfanne begabt, entließet, oder mir so wie jenem hungrigen Reisenden ein Schock Schlehen von Eurem Zaune pflücktet, der sich auf Eurem Obst zwar einen Zahn ausbiß, aber die Schlehen hernach in eitel goldne Knöpfe verwandelt fand; oder wenn Ihr von den acht goldenen Kegeln, die Euch noch übrig sind, mir einen verehrtet, davon Ihr den neunten weiland einem Prager Studenten schenktet, der mit Euch Kegel schob; oder den Milchkrug, dessen geronnene Milch sich in Goldkäse verwandelte; oder wenn ich straffällig bin, mich so wie jenen wandernden Schuster mit der goldenen Ruthe schlüget, und mir solche nachher zum Andenken verehrtet, wie die Handwerker auf ihren Gelagen und Herbergen von Euch zu erzählen wissen, so wäre mein Glück mit einem Mal gemacht. Wahrlich, Herr! wenn Ihr die Bedürfnisse der Menschen fühltet, so würdet Ihr ermessen, daß es schwer hält, ein Biedermann zu bleiben, wenn man an allem Mangel leidet; denn wenn man zum Beispiel Hunger fühlt und keinen Batzen im Beutel hat, so ist es eine Heldentugend, eine Semmel nicht zu nehmen von dem Brodvorrath, den ein reicher Bäcker auf seinem Laden zur Schau ausgestellt hat." —

„Du kannst wohl recht haben," entgegnete Rübezahl, „es mag nicht leicht sein, die Tugend der Entsagung zu üben; ich will dieses Mal Gnade für Recht ergehen lassen." Während er an seinem Sammtwamms nestelte, brachte er einen ledernen Beutel hervor, den er dem Krauskopf darreichte. „Du siehst, daß ich mich auch auf Dein Gewerbe verstehe und Deine Kunst wohl zu schätzen weiß; nimm diesen Beutel, der nie leer werden wird, so lange Du brav bleibst und tüchtig arbeitest. Sollte es Dir je wieder in den Sinn kommen, ein Strolch zu werden, so verfällst Du meiner Rache, welche Dich schon jetzt für Deine Gaukelei treffen sollte; dann

büßest Du mir mit Deinem Kopf, und Du magst mit dem ausgehöhlten Kürbis auf den Schultern laufen Dein Leben lang."

Mit vielen dankfagenden Bücklingen verabschiedete sich der Krauskopf von Rübezahl, wanderte schnurstracks nach seiner Vaterstadt, arbeitete als ehrsamer Meister, der tüchtig Beutel zuschnitt, doch nie wieder ein Beutelschneider wurde. —

Die Gräfin Cäcilie war indessen mit ihrer Begleitung glücklich und wohlbehalten in Karlsbad angelangt. Das erste, was sie that, war, den Badearzt zu sich zu berufen, und ihn wie gewöhnlich über ihren Gesundheitszustand und die Einrichtung der Kur zu befragen. Trat herein der weiland hochberühmte Arzt Doctor Springsfeld, für dessen Erwerb Karlsbad eine güldene Quelle war. „Seien Sie uns willkommen, lieber Doctor," riefen Mama und die holden Fräuleins ihm traulich und freundlich entgegen. „Sie sind uns zuvorgekommen," fügte erstere hinzu, „wir vermutheten Sie noch bei dem Herrn von Riesenthal; aber loser Mann, warum haben Sie uns dort verschwiegen, daß Sie der Badearzt sind?" Der Arzt stutzte, sann lange hin und her und erinnerte sich nicht, die Damen irgendwo gesehen zu haben.

„Ihro Gnaden verwechseln ohne Zweifel mich mit einem andern," sprach er, „ich habe vordem nicht die Ehre gehabt, Ihnen persönlich bekannt zu sein; der Herr von Riesenthal gehört auch nicht zu meiner Bekanntschaft, und während der Kurzeit pflege ich mich nie von hier zu entfernen."

Die Gräfin konnte keinen andern Grund für diese Verstellung, welche der Arzt so ernsthaft behauptete, auffinden, als daß er für seine geleisteten Dienste nicht wollte belohnt sein. Sie erwiderte lächelnd: „Ich verstehe Sie, lieber Doctor, Ihr Zartgefühl geht aber zu weit; sie soll mich nicht abhalten, mich für Ihre Schuldnerin zu bekennen und für Ihren guten Beistand dankbar zu sein." — Sie nöthigte ihm darauf eine goldene

Dose mit Gewalt auf, die der Arzt jedoch nur als Vorausbezahlung annahm, und um die Dame als eine gute Kunde nicht unwillig zu machen, widersprach er ihr nicht weiter. Er erklärte sich übrigens das Räthsel ganz leicht durch die Annahme, daß die ganze gräfliche Familie von einer Art Kriebelkrankheit befallen sei, wobei seltsame und unbegreifliche Wirkungen der Einbildungskraft nichts Ungewöhnliches sind, und verordnete gegen diesen Zustand allerlei wirksame Mittel.

Doctor Springsfeld besaß die Gabe, sich seinen Kranken lieb und angenehm zu machen; er wußte seine Kunden mit artigen Geschichten, Stadtneuigkeiten und kleinen Anekdoten wohl zu unterhalten und ihre Lebensgeister dadurch aufzumuntern. Da er nach dem Besuch der Gräfin die Runde bei seinen Kranken machte, so gab er die sonderbare Geschichte von der goldenen Dose in jedem Krankenzimmer zum Besten, setzte bei jedesmaliger Wiederholung unvermerkt etwas hinzu, und kündigte die Dame schließlich als eine Kranke an, welche an zeitweiligem Irrsinn leide. Man war neugierig, eine so außerordentliche Bekanntschaft zu machen, und die Gräfin Cäcilie wurde in Karlsbad das Tagesgespräch. Alles drängte sich zu ihr, als sie mit ihren schönen Töchtern zum ersten Mal in einer Gesellschaft erschien. Es war ihr und den Fräuleins ein höchst überraschender Anblick, die ganze Gesellschaft hier anzutreffen, in welche sie vor einigen Tagen in dem Schlosse des Herrn von Riesenthal waren eingeführt worden. Der böhmische Graf, mit dem sie sich dort unterhalten und ihr Abenteuer besprochen, fiel ihnen gleich zuerst in die Augen.

Sie waren nun der steifen Sitte überhoben, gegen Unbekannte sich zu beknixen; es war für sie kein fremdes Gesicht im Saale. Mit freimüthiger Unbefangenheit wendete sich die gesprächige Dame bald zu dem, bald zu jenem von der

Gesellschaft, nannte jeden mit seinem Namen und Titel, sprach viel vom Herrn von Riesenthal, bezog sich auf die bei diesem gastfreien Manne gepflogenen Unterredungen und wußte sich nicht zu erklären, was das fremde und kalte Betragen aller der Herren und Damen bedeuten sollte, die vor kurzem so viel Freundschaft und Vertraulichkeit gegen sie geäußert hatten. Natürlich gerieth sie auf den Gedanken, das sei eine abgeredete Sache, und der Herr von Riesenthal würde der Schäkerei dadurch ein Ende machen, daß er unvermuthet selbst zum Vorschein käme.

Alle diese Reden bewiesen nach der Meinung der Badegäste so sehr eine überspannte Einbildungskraft, daß sie sammt und sonders die Gräfin bemitleideten, die nach dem Urtheil aller Anwesenden eine sehr vernünftige Frau schien und in ihren Reden und dem Gange der Gedanken nichts Ausschweifendes verrieth, wenn ihre Einbildungskraft nicht den Weg über das Riesengebirge nahm. Die Gräfin ihrerseits errieth aus den bedeutsamen Gesichtszügen, Winken und Blicken der um sie her versammelten Herren und Damen, daß man sie schief beurtheile, und daß man wähne, ihre Krankheit habe sich aus den Gliedern in's Gehirn versetzt. Sie glaubte, die beste Widerlegung des kränkenden Vorurtheils sei die aufrichtige Erzählung ihres Abenteuers auf der schlesischen Grenze. Man hörte sie mit der Aufmerksamkeit, mit der man ein Märchen anhört, das auf einige Augenblicke angenehm unterhält, davon man aber kein Wort glaubt. „Wunderbar!" riefen alle Zuhörer aus einem Munde, und sahen bedeutsam den Doctor Springsfeld an, der verstohlen die Achseln zuckte und sich gelobte, die Kranke nicht eher seiner Pflege zu entlassen, bis der Karlsbader Sprudel das abenteuerliche Riesengebirge aus ihrer Einbildungskraft rein würde weggespült haben. Das Bad leistete indessen alles, was der Arzt und die Kranke davon

erwartet hatten. Da die Gräfin sah, daß ihre Geschichte bei den Karlsbader Gästen wenig Glauben fand und sogar ihren gesunden Menschenverstand verdächtig machte, redete sie nicht mehr davon, und Doctor Springsfeld unterließ nicht, dieses Schweigen den Heilkräften des Bades zuzuschreiben, das doch auf eine ganz andere Art gewirkt und die Gräfin aller Gicht und Gliederschmerzen entledigt hatte.

Nachdem die Badekur beendigt war, die schönen Fräuleins sich genug hatten bewundern lassen, den lieblichen Weihrauch der Schmeichelei reichlich eingeathmet und sich satt und müde gewalzt hatten, kehrten Mutter und Töchter nach Breslau zurück. Sie nahmen mit gutem Vorbedacht den Weg wieder durchs Riesengebirge, um dem gastfreien Obersten Wort zu halten, und bei der Rückreise bei ihm vorzusprechen; denn von ihm hoffte die Gräfin Auflösung des ihr unbegreiflichen Räthsels, wie sie zur Bekanntschaft der Badegesellschaft gelangt sei, die sich so wildfremd gegen sie geberdete. Aber niemand wußte den Weg nach dem Schlosse des Herrn von Riesenthal nachzuweisen, noch war der Besitzer zu erfragen, dessen Name sogar weder diesseit noch jenseit des Gebirges bekannt war. Dadurch wurde die verwunderte Dame endlich überzeugt, daß der Unbekannte, der sie in Schutz genommen und beherbergt hatte, kein anderer gewesen sei als Rübezahl, der Berggeist. Sie gestand, daß er das Gastrecht auf eine edelmüthige Art an ihr ausgeübt hatte, verzieh ihm seine Neckerei mit der Badegesellschaft und glaubte nun von ganzem Herzen an das Dasein des Geistes, ob sie gleich um der Spötter willen Bedenken trug, ihren Glauben vor der Welt offenbar werden zu lassen.

Seit dieser Begegnung mit der Gräfin Cäcilie hat Rübezahl nichts mehr von sich hören lassen. Er kehrte in seine unterirdischen Staaten zurück, und da bald nach dieser Begebenheit der große Erdbrand ausbrach, der Lissabon zer-

störte, so fanden die Erdgeister so viele Arbeit in der Tiefe, den Fortgang der Feuerströme zu hemmen, daß sich seitdem keiner mehr auf der Oberfläche der Erde hat blicken lassen. Fern von den Menschenkindern wachen und schaffen sie in unermüdeter Arbeit.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Das gediegenste Bilderbuch Deutschlands

ist der bei Ambr. Abel in Leipzig erschienene:

ORBIS PICTUS.

Bilderbuch zur Anschauung und Belehrung.

Bearbeitet von

Dr. C. F. Lauckhard,

Oberschulrath.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit über 600 colorirten Abbildungen in Stahlstich.

Complet in 3 Abtheilungen.

Preis jeder Abtheilung 4 M. 50 Pf. — Complet in 1 eleg. Ganzleinwandband geb. 15 Mark.

Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

Die **„Gartenlaube"** (1870, Nr. 49) empfiehlt den **„Orbis pictus"** ihren Lesern mit folgenden Worten:

„Ein wirklich gutes Bilderbuch ist oft genug und am meisten jetzt, in den Vorwochen des Groß und Klein erfreuenden Weihnachtsfestes, der Gegenstand eifriger Nachforschung: Diese den Kinderfreunden zu erleichtern, m. chen wir heute auf den **„Orbis pictus"**, Bilderbuch zur Anschauung und Belehrung, bearbeitet von Oberschulrath **Dr. C. F. Lauckhard**, aus bester Ueberzeugung aufmerksam. Was dem Erwachsenen unter unseren Lesern einst das vielgelesene und geliebte „Bertuch'sche Bilderbuch" war, ist den Kindern heute der „Orbis pictus", **der mit seinen 600 trefflichen Bildern und seinem sinnigen, schlichten, den Kindergeist ebenso belehrenden als unterhaltenden Text, einen solchen Reichthum von Anschauungen und Anregungen aus der ganzen Welt bietet, wie kein anderes Bilderbuch unserer Zeit.** Es ist in drei Abtheilungen zu haben und so recht geeignet, die Kinder als ein guter Freund in Scherz und Ernst bis zu den reiferen Jahren treu zu begleiten. Daß das vorzügliche Werk soeben in zweiter, beziehungsweise dritter Auflage erschienen ist, spricht am besten für seinen Werth. **Es ist Eins von den Büchern, die man nach einmaligem Lesen bei Seite legt: das Werk bietet immer neuen Stoff für die Kinderwelt und immer neue Gelegenheit für den Erwachsenen, sich mit den Kindern auf das Angenehmste zu unterhalten.**"

Gustav Nieritz, der bekannte Jugendschriftsteller, urtheilt über denselben:

„Geschichten und Bilder sind für die Jugend ein Marzipan, der, weise verabreicht, des Guten und Nützlichen nicht wenig hatet. Ein solcher Marzipan ist der neue **„Orbis pictus"**. Die Erklärung der netten bunten Bilder giebt der tüchtige, rühmlich bekannte Pädagog Herr Oberschulrath **Dr. Lauckhard**, nachdem derselbe in einer meisterhaften Vorrede den Zweck, Plan und Gebrauch des obengenannten Werkes ausgesprochen hat. Sollten diese Zeilen zu einem willkommenen Fingerzeig für manches Aeltern paar werden, welches bei dem bevorstehenden Feste und bei der Fluth von Bilderbüchern über deren Auswahl in Verlegenheit geräth, so wäre meine Absicht erreicht."